Sylvia Kade

Die andere Geschichte

Spurensicherung im Vorruhestand

Deutsches Institut für Erwachsenenbildung

Online im Internet:
URL: http://www.die-bonn.de/esprid/dokumente/doc-1997/kade97_01.pdf
Dokument aus dem Internetservice texte.online des Deutschen Instituts für Erwachsenenbildung
http://www.die-bonn.de/publikationen/online-texte/index.asp

Abstract

Sylvia Kade (1997): Die andere Geschichte - Spurensicherung im Vorruhestand

Lebensspuren aus dem DDR-Alltagund ihr Weiterwirken in der Gegenwart zu dokumentieren, war ein Ziel des vom BMBF geförderten DIE-Entwicklungsprojektes „Spurensicherung im Vorruhestand – Sozialintegrative Lerninitiativen in den neuen Bundesländern“. Durch Bildung neue Modell der Sozialintegration im Vorruhestand zu entwickeln, war das andere Ziel. Beide Sichtweisen sind jedoch untrennbar miteinander verbunden: Es geht um Wissen und Methoden der Spurensicherung in der Bildungsarbeit mit älteren Zeitgenossen, die einen privilegierten Zugang zur Vergangenheit der DDR haben. Diese Doppelstrategie schlägt sich auch im Buch nieder: Zum einen ist es beabsichtigt, ein differenziertes Wissen über den DDR-Alltag in unterschiedlichen sozialen Welten und aus der Sicht der ZeitgenossInnen zu dokumentieren, das in Ost und West verlorenzugehen droht. Den VorruheständlerInnen aus der Gründer- und Aufbauphase der DDR kommt dabei eine Pionierrolle zu. Zum anderen soll mit dem Buch ein neues Lernmodell vorgestellt werden, das die Sozialintegration Älterer zum Ziel hat – das Werkstattmodell. Die soziale Desintegration nach dem Berufsende stellt in der alternden Gesellschaft eine bisher unbekannte Herausforderung für die Bildungsarbeit mit Älteren dar. Das Werkstattmodell Spurensicherung ist eine Möglichkeit, die in der Altersbildung vorherrschende Individualbildung Älterer durch neue, zukunftsweisende Formen der Sozialbildung zu ergänzen. Insofern gewinnen die Projektergebnisse aus dem Osten Deutschlands Modellcharakter für Bildungsinitiativen auch im Westen.

Sylvia Kade

Die andere Geschichte

Spurensicherung im Vorruhestand

Deutsches Institut für Erwachsenenbildung

Das Deutsche Institut für Erwachsenenbildung (DIE) ist ein Serviceinstitut der Wissenschaftsgemeinschaft Blaue Liste (WBL), der gemeinsamen Forschungsförderung von Bund und Ländern. Das DIE führt seinen früheren Namen, der auch den Institutsträger nennt, als Untertitel: Pädagogische Arbeitsstelle des Deutschen Volkshochschul-Verbandes.
Das DIE vermittelt als Dienstleistungsbetrieb zwischen Forschung und Praxis der Erwachsenenbildung. Seine Tätigkeit besteht vor allem darin,

- für Wissenschaft und Praxis Informationen, Dokumente und Materialien zur Verfügung zu stellen,
- in Konferenzen, Arbeitsgruppen und Projekten die Erwachsenenbildung/Weiterbildung wissenschaftlich und praktisch zu entwickeln,
- Publikationen zu wissenschaftlichen und praktischen Fragen der Erwachsenenbildung/Weiterbildung zu veröffentlichen,
- Forschungsarbeiten zu initiieren und Forschungen durchzuführen,
- Forschungsergebnisse in Fortbildungen zu vermitteln.

Diese Publikation entstand im Rahmen des Projektes „Spurensicherung im Vorruhestand – Sozialintegrative Lerninitiativen in den neuen Bundesländern". Das Projekt wurde aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie gefördert.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Kade, Sylvia:
Die andere Geschichte : Spurensicherung im Vorruhestand / Sylvia Kade. Deutsches Institut für Erwachsenenbildung. – Frankfurt am Main : DIE, 1997
ISBN 3-88513-501-9

© 1997 DIE Deutsches Institut für Erwachsenenbildung
Hansaallee 150, 60320 Frankfurt/M.

Umschlag/Layout/Satz: Grafisches Büro Horst Engels, Bad Vilbel
Druck: Lokay, Reinheim
(Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier)
Nachdruck nur mit Erlaubnis des DIE

Inhalt

Einleitung 5

Ausgangslage: Vorruhestand in Ostdeutschland 7

Werkstattmodell: Sozialintegration durch Bildung 12
Enteignete Erfahrung: Wiederaneignung durch Spurensicherung 17
Erfahrungslernen: Wie können wir aus der Geschichte lernen? 22

Alltagskonzept: Lernen von der anderen Geschichte 27
Geschichtsbilder: Geschichte als Bewußtseinstatsache 27
Wege zur Alltagsgeschichte: Von den Staatsaktionen zur Geschichte von unten 32
Untersuchung des Alltags: Begrenzt in Zeit und Raum 34
Zugänge zur Alltagserfahrung: Welt der Dinge und Symbole 37
Erinnerungsarbeit: Identitätsvergewisserung durch Erzählen 44
Geschichtsarbeit: Geschichte in Geschichten rekonstruieren 47
Schreibarbeit: Lebensspuren in Schreibspuren 51
Die andere Biographie: Geteilte Welten – geteilte Biographien 55
Westlebensläufe: Verzeitlichung der Biographie 56
Ostlebensläufe: Verräumlichung der Biographie 57

Literatur 61

Chronik der DDR: Von der SBZ bis zur Nachwendenzeit 1945-1993 69

Geschichtswerkstatt 81
Der Betrieb als soziale Welt 83
Das Konzept: Selbsterforschung eines Großbetriebes 88
Ablauf der Werkstatt an der VHS Magdeburg 93
Berufs- und Lebensverläufe: Die Generation der Aufsteiger 95
Oral History: Gemeinsames Erzählen einer Geschichte 99
Die Ausstellung: Selbstdarstellung nach außen 103
Betriebschronik: SKET aus Sicht der Werksangehörigen 108
Etappen der Wirtschaftsentwicklung der DDR 134
Literatur 140

Erinnerungswerkstatt 143
Soziale Welten im Frauenalltag 145
Das Konzept: „Lebensstationen im Frauenalltag“ 148

Die Wanderausstellung: Einsicht durch neue Ansichten 149
Lebensphasen: Das Leben als Verlauf 150
Ablauf der Werkstatt an der VHS Bremen 153
Die erzählende Ausstellung: Annäherung im Dialog 156
Gleich und anders: Lebensstationen in Ost und West 158
Wiederkehr des Verdrängten: Wie das Sein im Bewußtsein weiterwirkt 177
Ablauf der Werkstatt an der VHS Wismar 181
Die „andere Biographie“: Auszug, Nische oder Anpassung 185
Heimatstadt und Region: Orte der Identifikation 189
Die öffentliche Sprache: Wie das Bewußtsein auf das Sein einwirkt 192
Etappen im Frauenalltag der DDR 197
Literatur 207

Schreibwerkstatt 209
Der Kiez als soziale Welt 211
Das Konzept „Lebensspuren in Schreibspuren“ 215
Ablauf der Schreibwerkstatt an der VHS Marzahn 222
Texte aus der Schreibwerkstatt 228
Etappen der Kulturentwicklung in der DDR 259
Literatur

Anhang 261

Einleitung

Die DDR als Staatsgebilde existiert nicht mehr. Doch die „andere Geschichte“ lebt weiter unter uns. Sie überdauert als Bewußtseinstatsache in den Köpfen der Ost- wie der Westdeutschen und nimmt weiterhin Einfluß auf die Gegenwart. Eben dies ist der Grund, daß eine Auseinandersetzung mit der Geschichte der DDR auf beiden Seiten notwendig ist.

Lebensspuren aus dem DDR-Alltag und ihr Weiterwirken in der Gegenwart zu dokumentieren war ein Ziel des vom BMBF zwischen 1994 und 1997 geförderten Entwicklungsprojekts am Deutschen Institut für Erwachsenenbildung. Neue Modelle der Sozialintegration im Vorruhestand durch Bildung zu entwickeln war das andere Ziel des Projekts „Spurensicherung im Vorruhestand – Sozialintegrative Lerninitiativen in den neuen Bundesländern“, das in Kooperation mit drei ostdeutschen und einer westdeutschen Volkshochschule verwirklicht wurde.

Beide Sichtweisen sind nicht voneinander zu trennen: Es geht um Wissen und Methoden der Spurensicherung in der Bildungsarbeit mit älteren Zeitgenossen, die einen privilegierten Zugang zu der Vergangenheit der DDR haben. Eben deshalb verfügen sie über ein sozial relevantes Wissen, das als kollektives Gedächtnis erhalten werden muß, wenn aus der Geschichte etwas gelernt werden soll.

Mit der vorliegenden Publikation ist deshalb eine Doppelstrategie verbunden:

- Beabsichtigt ist, ein differenzierteres Wissen über den DDR-Alltag in unterschiedlichen sozialen Welten und aus Sicht der ZeitgenossInnen zu dokumentieren, das in Ost und West verlorenzugehen droht, wenn es nicht überliefert wird. Den VorruheständlerInnen aus der Gründer- und Aufbauergeneration der DDR kommt dabei eine Pionierrolle zu.
- Intendiert ist ferner, ein neues Lernmodell vorzustellen, das die Sozialintegration Älterer durch Bildung zum Ziel hat. Die soziale Desintegration nach dem Berufsende stellt in der alternden Gesellschaft – und nicht nur in Ostdeutschland – eine bisher unbekannte Herausforderung für die Bildungsarbeit mit Älteren dar. Das Werkstattmodell Spurensicherung repräsentiert eine Möglichkeit, die in der Altersbildung vorherrschende Individualbildung Älterer durch neue Formen der Sozialbildung zu ergänzen, die zukunftsweisend sind.

Im ersten Teil der Publikation wird das Werkstattmodell der Spurensicherung theoretisch begründet. Dabei kommen die Ausgangslage im Vorruhestand in Ostdeutschland, das Werkstattmodell und das Konzept der Alltags- und Erfahrungsgeschichte, mit dem Geschichte aus der Sicht von unten rekonstruiert wird, zur Sprache.

Im zweiten Teil der Publikation sind Konzept, Ablauf und Ergebnisse der Werkstätten zur Spurensicherung dargestellt. In den Werkstätten waren für den DDR-Alltag bedeutsame soziale Welten Ausgangspunkt und Gegenstand der Bildungsarbeit: In der Geschichtswerkstatt wurde die Betriebschronik eines Großbetriebes der DDR dokumentiert, in der Erinnerungswerkstatt der Frauenalltag zwischen Beruf und Familie untersucht und mit den Alltagserfahrungen im Westen verglichen, in der Schreibwerkstatt war das Leben in einer Großsiedlung der DDR Ausgangspunkt der Schreibarbeit. Jede der Werkstätten wird durch eine Einführung in die jeweilige soziale Welt eingeleitet und um eine Chronik ergänzt.

Das Projekt „Spurensicherung" war als Bildungs- und Entwicklungsprojekt, nicht als Forschungsprojekt konzipiert. Es geht deshalb weniger um eine historisch exakte Aufarbeitung der DDR-Geschichte als vielmehr um eine exemplarische Darstellung von Alltagserfahrungen aus der Sicht der ZeitgenossInnen. Den hier dokumentierten Befunden kommt exemplarische, nicht repräsentative Geltung zu. Sie sollen in erster Linie zu einer sozialintegrativen Bildungsarbeit mit jungen Alten anregen und stellen Basismaterial für Dialoge zwischen den Generationen im Ost-West-Austausch bereit. Jede der Bildungsperspektiven kann indessen auch Ausgangspunkt von Forschung und Lehre sein und zu weiterer Theoriearbeit anregen.

Die Wissenschaft ist von der „Deutungskluft" zwischen Ost- und Westdeutschen nicht unberührt. Auch das aus Westsicht konzipierte Projekt „Spurensicherung" war nicht von dem Parteienstreit ausgenommen. Mit der vorliegenden Publikation kann es folglich nur darum gehen, den anderen Erfahrungs- und Werthorizont bewußt zu machen und etwas von der durch den Systemumbruch nach 1989 ausgelösten Dynamik im Dialog zwischen Ost- und Westdeutschen wiederzugeben.

Wenn Ostdeutsche in der Dokumentation „ihre Geschichte" wiedererkennen können und Westdeutsche durch diese ein differenzierteres Bild von der „anderen Geschichte" in der DDR gewinnen konnten, wenn sie sich und die anderen mit anderen Augen sehen und beurteilen lernten, dann hätte die Publikation im wesentlichen ihren Sinn erfüllt: das Verständnis füreinander zu fördern, indem das Anderssein der anderen anerkannt wird. Verlangt ist die Anstrengung der Annäherung an die „andere Geschichte" auf beiden Seiten. Die Anerkennung der Differenz ist Grundbedingung dafür, daß Ost und West zusammenwachsen können.

Angela Venth
Kultur und Lebenswelt

Sylvia Kade

Ausgangslage: Vorruhestand in Ostdeutschland

Sich der Vergangenheit zuzuwenden, um Spuren zu sichern, ist kein Selbstzweck: Wir setzen uns mit ihr auseinander, weil sie in uns weiterlebt und soweit sie weiterhin das Verhalten bestimmt (vgl. Müller-Hohagen 1994). Wir wenden uns der Geschichte zu, um aus ihr etwas für die Gegenwart zu lernen.

Die Geschichte der DDR „überlebt" nicht nur im Gedächtnis der Zeitgenossen. Sie überdauert auch in Gewohnheiten und Erwartungen im Alltagsleben, in Wertmaßstäben, die Wahrnehmung und Handeln Ostdeutscher anleiten. Und sie zeigt Folgen in Fremd- und Feindbildern von „den anderen", die nach der Wende miteinander auskommen müssen. Sich mit ihr auseinanderzusetzen ist deshalb Aufgabe der Ost- wie der Westdeutschen.

Das in der DDR gewohnte Alltagsleben ist heute weitgehend abgeschafft. Erinnerungen, Erwartungen und Gewohnheiten von Ostdeutschen, die auf dieses bezogen sind, sind heute dysfunktional. Sie werden von der veränderten Wirklichkeit zurückgewiesen und fallen auf sich selbst zurück. Damit verlieren Erfahrungen aus dem DDR-Alltag ihre Orientierungsfunktion, sie werden zur Privatsache, die kaum noch interessiert.

Die Spurenbeseitigung im Alltagsleben nach der Wende war umfassend: Sie betraf die Welt der Dinge und Symbole, der Institutionen, in denen sich die DDR-Geschichte verkörperte. Nicht nur Denkmäler wurden vom Sockel gestoßen, auch Straßenschilder wurden demontiert und ausgetauscht. Betriebe riß man bis auf die Grundmauern ab, Industrieanlagen verrotteten auf dem Schrottplatz oder wurden recycelt, Kohlegruben wurden stillgelegt. Nicht nur die staatlichen Institutionen und Organisationen verschwanden, sondern auch die gesellschaftlichen Einrichtungen wie Kindergärten und Schulen, Akademien und wissenschaftliche Institute, Veteranenheime und Sport- wie Kulturzentren. Die Spurenbeseitigung erfaßte auch die symbolische Welt, löschte die Verfassung der DDR aus, das Wissenschaftssystem, die Bildungsinhalte in Schule, Studium und Ausbildung. Mit ihnen gingen das Weltbild und die sozialistische Wertordnung der DDR unter, die 40 Jahre lang den Alltag geprägt hatten.

Von den Umwälzungen im Alltag waren insbesondere die heute Älteren betroffen, die in ihrer Jugend die DDR gegründet und aufgebaut haben. Sie waren durch den Systemumbruch mit einem „doppelten Geschichtsverlust" konfrontiert: Mit ihm ging für die älteren Arbeitnehmer nicht nur der Arbeitsplatz verloren, sondern auch ihre Geschichte und ihr Lebenswerk. Der Untergang der DDR bedeutete für die älteren Zeitgenossen den Untergang „ihrer Welt". Die Abwertung der DDR-Geschichte traf zugleich das, was Ostdeutsche unter großen Entbehrungen geschaffen hatten.

Innerhalb von nur drei Jahren wurde nach der Wende eine ganze Generation aus dem Erwerbsleben ausgeschlossen und vorzeitig in den Ruhestand

versetzt: Immerhin mehr als 1 Mio. der 50- bis 65jährigen war davon betroffen. Schon aufgrund ihrer Ausmaße ist die Vorruhestandsregelung im Osten nicht vergleichbar mit der im Westen (vgl. Wolf 1994). Schwerwiegender ist indessen, daß im Osten der vorzeitige Ausschluß aus der Berufsarbeit nicht erwartbar war und durchweg unfreiwillig erfolgte.

Die immer frühere „Entberuflichung des Alters" (vgl. Tews 1990) ist ein generelles Problem moderner Industriegesellschaften, die sich im Übergang zur Informationsgesellschaft befinden. Zwei Drittel aller älteren Erwerbstätigen scheiden heute vor der gesetzlich festgelegten Regelaltersgrenze aus dem Erwerbsleben aus; nur ein Drittel erreicht gesund das Rentenalter (vgl. Ziller 1992). Damit ist aber eine Entwicklung in Gang gesetzt, mit der die soziale Desintegration der noch jungen Alten besiegelt wird. Ältere nach der Erwerbsarbeit sind in der Arbeitsgesellschaft von allen wichtigen Teilbereichen gesellschaftlicher Integration ausgeschlossen. Schon die Vorruhestandsregelung im Westen war als Rationalisierungsinstrument gedacht, das Ältere als erste vom Berufsleben ausschloß. Erst recht aber ließ der gewaltige Systemumbruch im Osten, der mit einer umfassenden Deindustrialisierung einherging, die sozialen Probleme der verkürzten Lebensarbeitszeit für junge Alte deutlich werden (vgl. Kretzschmar 1992).

Was aus Sicht der Wirtschaft als gesellschaftlicher „Modernisierungsschub" in den überalterten Betrieben durchgesetzt wurde, bedeutete für die betroffenen Ostdeutschen eine persönliche Katastrophe (vgl. Geißler 1992): Weder waren sie auf das vorzeitige Ausscheiden vorbereitet, noch existieren soziale Auffangnetze, um die Folgeprobleme der zwangsweisen Freisetzung abzufedern. Nach dem Altenreport 1992 (Schwitzer/Winkler 1993) sind Vorruheständler die eigentlichen „Verlierer" der Wende im Osten: Die 50- bis 65jährigen jungen Alten sind Angehörige der durch den Systemwechsel am stärksten verunsicherten Sozialgruppe, die mehr als alle übrigen Altersgruppen belastet ist durch

- die vorzeitige und nicht erwartbare Berufsaufgabe,
- den Kontaktverlust zu den weiterhin beschäftigten Kollegen,
- den Abbruch sozialer Beziehungen aufgrund des Überlebenskampfes der noch Beschäftigten,
- die materielle Schlechterstellung der von der verkürzten Lebensarbeitszeit Betroffenen,
- den Selbstwertverlust als Folge der Ausgrenzung aus dem Arbeitsleben.

Grundproblem der FrührentnerInnen im Osten ist die Desorientierung und Verunsicherung als Folge des Zusammenbruchs legitimer Erwartungen, die im neuen System nicht mehr eingelöst werden. Die Erwartbarkeit von Ereignissen im Lebenslauf ist Voraussetzung dafür, daß eine Zukunftsperspektive entwickelt werden kann. Bekannt ist, daß die Zufriedenheit und Akzeptanz des Vorruhestandes vom Grad der Freiwilligkeit abhängig ist (vgl. Kohli 1989). Mit

dem unfreiwilligen vorzeitigen Berufsausstieg erhöht sich der Legitimationsdruck für den einzelnen, müssen unerwartet Gewinne und Verluste in der Lebensbilanz verrechnet werden, die so nicht vorgesehen waren. Was haben die heutigen Vorruheständler zu DDR-Zeiten erwartet?

In ihrer Mehrheit rechneten die Frühverrenteten damit, noch fünf bis zehn Jahre im Beruf vor sich zu haben, eine Minderheit beabsichtigte, auch über die Regelaltersgrenze hinaus tätig zu sein. 1989 waren in der DDR immerhin noch 40% der 60- bis 65jährigen Frauen und 30% der 65- bis 70jährigen Männer erwerbstätig (vgl. Schwitzer 1990: 50). Das in der DDR verbürgte Recht auf einen altersgerechten Arbeitsplatz und der Kündigungsschutz Älterer erleichterten die Alterserwerbsarbeit (vgl. Kuhlmey-Oehlert 1991). Die Chance, über die Altersgrenze hinaus tätig zu sein, war deutlich größer als in der BRD, wo 1989 nur noch 25% der 60- bis 65jährigen und lediglich 5% der 65- bis 70jährigen weiterhin beschäftigt waren. Alterserwerbsarbeit war indessen für viele in der DDR eine Notwendigkeit, um angesichts der Niedrigstrenten „über die Runden zu kommen" (vgl. Wollny 1991). Insbesondere alleinstehende Rentnerinnen waren auf den Zuverdienst im Alter angewiesen. Frau sein, alt sein und allein leben bedeuteten auch in der DDR die Kumulation von Benachteiligungen, die mit Armut, sozialer Isolation und geringem Ansehen verbunden waren (vgl. Bertram 1991). Trotz der oft lebenslangen Erwerbstätigkeit der Frauen bezogen diese in der Mehrheit Niedrigstrenten. Für die 1989 bereits verrenteten älteren Frauen bedeutete die Wende deshalb in vielen Fällen eine deutliche Verbesserung ihrer Lebenslage: Die Rentenanpassung ließ sie zu „Gewinnerinnen der Wende" werden. Weil die Dauer der Erwerbsarbeit von Ostfrauen bei weitem die der Westfrauen überstieg, beziehen Ostrentnerinnen eine durchschnittlich höhere Rente (vgl. Schwitzer/Winkler 1993). Nicht verwunderlich ist deshalb, daß die im regulären Rentenalter befindliche Generation unter den Ostdeutschen überwiegend mit ihrer Lage nach dem Umbruch zufrieden ist.

Vorruheständlerinnen müssen hingegen durchweg mit empfindlichen Einkommenseinbußen im Alter zurechtkommen, die nicht vorhersehbar waren. Zwischen 1989 und 1992 wurden insgesamt 2 Mio. Frauen aus dem Erwerbsleben in Ostdeutschland verdrängt (vgl. Wollny 1991). Vor allem unter den Älteren sank die Erwerbsquote rapide: Unter ihnen halbierte sich der Anteil der 55- bis 59jährigen von 77% auf 35%, und unter den 60- bis 64jährigen ging der Anteil von 30% auf 8% zurück.

Die heutigen Frührentnerinnen werden die Armen von morgen sein. Fast zwei Drittel unter ihnen müssen mit weniger als 1.000.– DM monatlich auskommen, während nur 18% der männlichen Frührentner in der gleichen Lage sind (vgl. Ernst 1995). Wenig verwunderlich ist deshalb, daß zwei Drittel der Frührentnerinnen mit ihrem Leben im Vorruhestand unzufrieden sind (vgl. Wollny 1991).

Angesichts der Differenz ihrer Lebenslagen erleben sich die Rentnerinnen im Osten eher als „Gewinnerinnen der Wende“, die Vorruheständlerinnen aber als „Verliererinnen“ (Kretzschmar 1992: 44).

Im Unterschied zum Westen ist die Sozialstruktur der Vorruheständler im Osten sehr heterogen: Von Entlassung waren Angehörige nahezu aller sozialen Schichten, Berufszweige und Qualifikationsniveaus betroffen. Zusätzlich haben sich nach der Wende die Einkommensdifferenzen erheblich erweitert, und die Kluft zwischen regulären Einkommens- und Rentenbeziehern vertiefte sich. Doch kennzeichnend ist, daß nicht – wie zu erwarten – die Einkommenseinbußen aufgrund der Frühverrentung über die Stimmungslage entscheiden. Die größte Unzufriedenheit mit dem neuen System herrscht vielmehr unter Frührentnern mit einem relativ hohen Alterseinkommen, die jedoch mit einem umfassenden Sozialabstieg fertigwerden müssen. Der Sinnverlust nach der Frühverrentung trifft alle Ostdeutschen, die weit stärker als Westdeutsche im Betrieb verwurzelt waren. Doch am stärksten fühlen sich offenkundig diejenigen entwurzelt, die zuvor in qualifizierten Funktionen beschäftigt und mit ihrer Arbeit wie mit dem System identifiziert waren (vgl. Kretzschmar 1992: 54).

Die ostdeutsche Gesellschaft war deutlich stärker als die westdeutsche arbeits- und berufsorientiert: Dem Betrieb kam eine zentrale Vergesellschaftungsfunktion zu. Der Betrieb war Ort der Identifikation, des Kontakts und Hort sozialer Leistungsansprüche (vgl. Geißler 1992). Eben die sozialintegrativen Leistungen der Betriebe brachen nach der Wende zusammen. Als wesentlicher, mit der Berufsaufgabe verbundener Verlust wird deshalb vor allem der zerfallende Kontakt zu Kollegen genannt. Mehr noch als Männer bedauern Frauen im Vorruhestand den Kontaktverlust nach dem unfreiwilligen Berufsende (vgl. Ernst 1995).

Arbeit war in der DDR ein zentraler Lebenswert. Sie eröffnete nicht nur persönliche Selbstverwirklichung, sondern auch soziale Geborgenheit im Kollektiv und gesellschaftliche Anerkennung. Mit der Freisetzung fanden nicht nur Lebenspläne ein abruptes Ende; auch der zuvor geleisteten Lebensarbeit wurde nach der Wende Sinn und Zweck abgesprochen. Eine ganze Generation bekam die Quittung präsentiert, daß ihre Leistung umsonst gewesen, die Arbeitsorganisation ineffizient und die Produktivität weit hinter westlichen Maßstäben zurückgeblieben sei. Für die wider Willen in den Vorruhestand Entlassenen bedeutet dies, daß ihre Lebensleistung entwertet ist. Der umfassende Ansehensverlust ihrer Arbeit und die verordnete Untätigkeit trugen zu der Desorientierung vieler Älterer bei.

Hinzu kommt der Einsturz der Solidargemeinschaft, die in der Mangelwirtschaft überlebenswichtig war, in der Konkurrenz- und Leistungsgesellschaft aber rapide zerfällt. Mit dem verschärften Individualisierungsdruck in der neuen Gesellschaftsordnung lösten sich auch die früher weit verbreiteten Hilfs-

und Solidarnetze auf, die den Konkurrenzbeziehungen und der sozialen Differenzierung weichen mußten (vgl. Schwitzer 1992: 48). Wo früher soziale Dienste in den gesellschaftlichen Organisationen durch ein Heer von freiwillig Engagierten aufrecht erhalten wurden – jeder Zweite übte in der DDR mindestens eine soziale Funktion aus -, denkt heute jeder zunächst an sein eigenes Durchkommen (vgl. Kraetsch u.a. 1993).

Die nicht mehr über Partei, Betrieb und private Nischen Integrierten sind nunmehr darauf angewiesen, individuell nach sozialen Anschlußgelegenheiten zu suchen. Im Rahmen der sozialstaatlichen Vergesellschaftung entscheidet die individuelle Anschlußfähigkeit über Integration oder Desintegration. Viele der Älteren fühlen sich indessen überfordert, nach dem Wegfall vertrauter Einrichtungen, Beziehungen und Verhaltensregeln sich neu zu orientieren. Sie kennen weder ihre Rechte noch Anlaufstellen, wo sie Hilfe erwarten könnten. Sie fühlen sich heute wie damals als „Objekt" unbeeinflußbarer Entscheidungen, die über ihren Kopf hinweg verfügt werden. Gleichwohl erwarten sie, daß der Staat und seine Organe tätig werden müßten, um Abhilfe in Notlagen zu schaffen. Die von der Macht der Zentrale überzeugte Staatsgläubigkeit hat den Umbruch überdauert.

Mit dem Lebensbruch als Folge des Systemwechsels nahm im Osten die allgemeine Erwartungsunsicherheit rapide zu. Sozialangst und Sozialneid breiten sich nicht nur unter Älteren aus, das Gefühl allgemeiner Bedrohtheit nimmt generell zu. Der Verlust an sozialer Sicherheit steht in den Antworten an erster Stelle, wenn nach der Wahrnehmung der Nachwendezeit gefragt wird. Doch wünscht die Mehrheit keineswegs eine Wiederkehr der „alten Zeiten" (vgl. Tews 1992). Bedrohungsgefühle sind weniger als Resultat realer Verluste zu werten denn als Folge des Verlusts einer sozialen Lebensordnung, die den Alltag bestimmt hat: Immerhin ein Drittel der RentnerInnen „findet sich nicht mehr in der neuen Zeit zurecht, ist häufig durch Angstgefühle" bedroht. Bei nahezu allen nahm die Angst vor Kriminalität und Gewalt zu (vgl. Schwitzer/Winkler 1993). Die Verunsicherung ist Folge des sozialen Umbruchs, nachdem die gewohnten Selbstverständlichkeiten verloren gingen, ohne daß bisher neue Orientierungsmuster an ihre Stelle getreten wären. Die Sozialintegration Älterer ist deshalb in Ostdeutschland zu einem Mangelgut geworden, das neue Bildungsangebote erforderlich macht.

12

Werkstattmodell: Sozialintegration durch Bildung

Bildung kann Politik nicht ersetzen. Doch müssen heute neue Lernmodelle einer sozialintegrativen Bildungspraxis für die sozial desintegrierten VorruheständlerInnen entwickelt werden, die eine Reintegration der Älteren in die Gesellschaft fördern können. Es geht darum, Lernmodelle zu erproben, die zu einer persönlich sinnvollen und zugleich gesellschaftlich relevanten Bildungspraxis in der Gruppe anregen (vgl. Knopf u.a. 1990). Nur in dieser Doppelfunktion vermag Bildung die soziale Isolation Älterer zu überwinden und eine Brückenfunktion bei der Aufgabe zu übernehmen, Älteren neue Partizipationschancen zu eröffnen: Sozialintegration durch eine gemeinschaftliche Bildungspraxis, deren Ergebnisse auch für andere von Interesse sind, ist Ziel des Werkstattmodells Spurensicherung.

Das Werkstattmodell ist keineswegs nur für Ostdeutsche von Bedeutung. Die jungen Alten in Westdeutschland stehen vor ähnlichen Integrationsproblemen nach dem vorzeitigen Berufsende (vgl. Kohli/Freter 1993; Naegele u.a. 1992). Gefragt ist deshalb heute die Lernfähigkeit der Altersbildung selbst, der neue Aufgaben zuwachsen, nachdem Ältere mit dem Berufsausstieg aus allen wichtigen Handlungsfeldern der Sozialintegration ausgegrenzt sind. Die Altersgrenzenpolitik verschließt den noch jungen Alten Beteiligungschancen, obwohl diese durchaus noch willens und fähig wären, gesellschaftlich sinnvolle Aufgaben zu übernehmen. Doch kommt der Beschäftigung Jüngerer auf dem sich verengenden Arbeitsmarkt eindeutig Vorrang vor einer Weiterbeschäftigung Älterer zu. Damit ist entschieden, daß in der Bildungspraxis auf Handlungsfelder verzichtet werden muß, die in Konkurrenz zu den über den Arbeitsmarkt vermittelten Beschäftigungen Jüngerer treten könnten.

Andererseits geht es mit dem Werkstattmodell darum, die in der Altersbildung vorherrschende Leitnorm des autonomen Alters in Frage zu stellen, die bisher das Standardangebot im wesentlichen bestimmt hat. In dieser Perspektive zielt die Bildung Älterer vor allem auf den individuellen Erhalt geistiger, körperlicher und seelischer Beweglichkeit im Dienste einer autonomen Alltagsbewältigung im Alter (vgl. Kade 1992) – ein Programm, das keineswegs überflüssig ist, das aber keine angemessene Antwort auf die verallgemeinerten Individualisierungszwänge sein kann, die nun auch das Alter erreicht haben (vgl. Kade 1994). Zu fragen ist: Sind die Leitnormen des autonomen Alters, der Kompetenzerhaltung im Alter und Förderung des Selbsthilfepotentials in der Bildungsarbeit mit Älteren angesichts der rapiden Auflösung traditioneller Sozialmilieus und fehlender Anschlußgelegenheiten für Ältere noch uneingeschränkt aufrechtzuerhalten? Oder reproduziert dieses Programm nicht auch die soziale Desintegration Älterer – wenngleich auch wider eigene Absichten? Noch genereller: Müssen heute nicht

vielmehr sozialintegrative Bildungspraxen gefördert werden, die die vorherrschende Individualbildung Älterer zugunsten von Modellen der Sozialbildung überwinden?

Das Werkstattmodell der Spurensicherung kann eine Antwort auf neue Herausforderungen der Bildungsarbeit mit Älteren sein. Es stellt den Gruppenbildungsprozeß in einem selbstorganisierten Lerngeschehen, ein in gemeinsamer Praxis entwickeltes Produkt und dessen öffentliche Präsentation in das Zentrum der Bildungsarbeit. Jede Werkstatt ist nur in arbeitsteiliger Kooperation in der Gruppe zu verwirklichen. Die Zusammenarbeit ist Motor im Gruppenprozeß, der in ein gemeinsames „Werk" mündet, das von öffentlichem Interesse ist:

– Längst bekannt ist die Tatsache, daß Ältere Bildungsangebote vorwiegend aufsuchen, um mit anderen gemeinsam zu lernen und den Sozialkontakt nicht zu verlieren, der sie auf dem Laufenden hält. Ein Buch kann individuell gelesen, ein Aquarell zu Hause ausgeführt, Gymnastik für sich betrieben werden, doch können die individuellen Bildungsaktivitäten nicht den Kontakt zu anderen ersetzen. Das Kontaktbedürfnis ist deshalb in der Altersbildung nicht nebensächlich, sondern zentral. Der Gruppenbildungsprozeß ergibt sich indessen nicht von selbst: Solange Älteren unterstellt wird, daß sie primär den individuellen Erwerb neuen Wissens und Könnens anstreben, bildet sich in Lerngruppen kaum ein Gruppenzusammenhang aus, bleibt letztlich jede/r für sich (vgl. Zahn 1993). Erst vermittelt über ein gemeinsames Thema, das verbindet, oder in einer gemeinschaftlichen Praxis stellt sich das her, was den Gruppenzusammenhalt und das Gefühl der Zugehörigkeit fördert: die Identifikation mit der Gruppe und dem Werk, die die einzelnen zu einer Gruppe zusammenschweißen kann.

In den Werkstätten zur Spurensicherung war das Rahmenthema vorgegeben. Zwar soll in Lernwerkstätten die Selbstorganisation des Lernens möglichst breiten Raum einnehmen, doch ist die strukturelle Offenheit selbstorganisierten Lernens unter Älteren noch weitgehend unbekannt und trifft auf Widerstand bei den Älteren selbst. Ohne behutsame Rahmung der Anfangsphase durch die Konzept- und Themenvorgabe einer Moderation kommt deshalb kaum eine Gruppe zustande (vgl. Geissler 1991). Erst allmählich lösen sich die Älteren von den Vorgaben der Leitung, setzt eine thematische Selbststeuerung in der Gruppe ein. Die Aufforderung, Themen und Ziele „in eigener Regie" zu gestalten, trifft erst, nachdem der Gruppenbildungsprozeß fortgeschritten ist, auf geringere Vorbehalte. Wesentlich dafür ist indessen, daß die Werkstattleitung sich nach und nach aus Leitungsaktivitäten zurückzieht, um der Eigeninitiative der Gruppe Raum zu geben.

– AdressatInnen der Altersbildung bringen in der Regel höchst unterschiedliche Vorerfahrungen mit, die kaum auf ein Thema zu fokussieren sind. Es fehlt der Kitt gemeinsamer Erfahrungen aufgrund einer ähnlichen Herkunft, Sozia-

lisation und Biographie. Anders sieht es aus, wenn von vornherein eine Adressatengruppe angesprochen wird, die durch eine gemeinsame soziale Welt, ein Milieu miteinander verbunden ist oder war. Soziale Welten sind durch gemeinsame Wissensbestände, einen verbindenden Werthorizont und eine gemeinschaftliche Praxis charakterisiert, über die die einzelnen integriert werden (vgl. Strauss 1994). Grundlage der Zugehörigkeit zu sozialen Welten ist die verbindende Alltagserfahrung, die sich im Laufe der Zeit zu einer gemeinsamen Geschichte verdichten kann. Thema der Werkstätten zur Spurensicherung sollten deshalb soziale Welten sein, die durch ein gemeinsames Milieu in der DDR zusammengehalten wurden, heute aber zerfallen.

Ansprechpartner waren Angehörige DDR-spezifischer sozialer Welten, die Untersuchungsgegenstand und thematischer Fokus der Spurensuche sein sollten. Mit der Eingrenzung der Adressatengruppe sollte zugleich gesichert werden, daß die Beteiligten über ein gemeinsames Vorverständnis und ähnliche Erfahrungsbestände aus dem Alltag verfügen, die Vorbedingung von Bildungsprozessen sind, die an Erinnerungen anknüpfen.

Mit Blick auf Ostdeutschland ging es darum, für die DDR bedeutsame soziale Welten auszumachen, die den Alltag geprägt haben und als DDR-spezifische Errungenschaften galten: Die Entscheidung fiel auf die Spurensicherung in den sozialen Welten eines Großbetriebes, des Frauenalltags zwischen Beruf und Familie und einer Plattenbausiedlung in einer Trabantenstadt. In jeder der genannten sozialen Welten kristallisierten sich im Alltag Wissensbestände, Werthorizonte und Beziehungsmuster, die in der BRD weitgehend unbekannt sind, die aber zu DDR-Zeiten mit hoher Wertschätzung verbunden waren. Eben deshalb wurde ihre Auflösung nach der Wende als besonderer Verlust erlebt. Ihre Vorzüge hielten dem rapiden Wandel nicht stand, sind Teil einer untergegangenen Welt. Zu fragen war mit Blick auf die sozialen Welten: Gibt es grundlegende Alltagserfahrungen, die sich in der Erinnerung zu einem verbindenden kollektiven Gedächtnis verdichten? Von der Annahme ausgehend, daß soziale Welten Kristallisationskerne der Erfahrungsgeschichte im Alltag bilden, sollten diese Anknüpfungspunkte der Spurensicherung und der Gruppenbildung in den Lernwerkstätten sein.

– Kennzeichnend ist, daß praxis- und produktivitätsorientierte Bildungsangebote zwar unter Älteren auf breite Resonanz treffen und ein hohes Ausmaß an Produktivität freisetzen können (vgl. Knopf 1995). Doch entspricht den Eigenerzeugnissen in der Regel kaum ein Bedarf auf seiten möglicher Rezipienten oder Konsumenten. Die „Überproduktion“ Älterer von Kerzenleuchtern, Seidenmalereien und Keramikvasen findet keine Entsprechung in einer Nachfrage oder einem Bedarf, keine soziale Anerkennung und Resonanz. Sie wird zum Selbstzweck, zur Privatsache. Wenn die Bildungspraxis folglich in einem Produkt vergegenständlicht werden soll, das auch für andere von Interesse oder Bedeutung ist, müssen deshalb genauere Überlegungen ange-

stellt werden über den Stellenwert von Erzeugnissen, ihre Adressaten und ihre Präsentation. Mit der Spurensicherung von sozialen Welten in der DDR war von vornherein die Absicht verknüpft, diese zu dokumentieren und der Öffentlichkeit zu präsentieren. In einer gemeinsam von der Gruppe hergestellten Dokumentation – Ausstellung, Broschüre oder Lesung – verkörpert sich nicht nur die Identifikation mit dem Werk und der Gruppe. Als in einem Produkt vergegenständlichte und objektivierte Erfahrung löst sich diese auch von ihren Urhebern und kann einer Öffentlichkeit vorgestellt werden, die an der Präsentation Interesse zeigt: sei es, weil sie die Erfahrungen teilt, sei es, weil sie etwas über die fremde soziale Welt erfahren will. Ziel jeder Werkstatt soll deshalb das gemeinsam hergestellte „Werk" sein, das auf soziale Resonanzen trifft und die Älteren in die Gesellschaft reintegriert. Nur Erfahrungen, die noch Gehör finden, die auf ein gegenwärtiges Interesse bei anderen treffen, die sich in die Gegenwart einmischen und Diskussionen auszulösen vermögen, gehen nicht verloren. Als privatisierte Erinnerung fallen sie bald dem Vergessen anheim, als veröffentlichte Lebensspuren vermögen sie dagegen Brücken zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Jüngeren und Älteren zu schlagen. Schon während der Planung von Lernwerkstätten zur Spurensicherung sind deshalb Themenfelder und Adressaten einzugrenzen, Präsentationsformen zu berücksichtigen, die überhaupt auf ein öffentliches Interesse stoßen können.

Das Werkstattmodell Spurensicherung unterscheidet sich von anderen Lern- und Veranstaltungsformen durch den Bezug zur Gruppe, den Erfahrungsbezug, die Verankerung in einer Gruppenpraxis und deren öffentliche Präsentation:

- Der Gruppenbildungsprozeß stabilisiert sich durch den Bezug auf eine „3. Sache", die den Zusammenhalt der Gruppe fördern kann (Gruppenbezug).
- Thematisch wird an biographisch erworbene Vorerfahrungen angeknüpft, die im Alltag geteilter sozialer Welten oder ähnlicher Generationserfahrungen begründet sind (Erfahrungsbezug).
- Den Zusammenhalt in der Gruppe stärkt eine gemeinsame soziale Praxis, deren Resultat ein Dokument oder Produkt ist, das auch für andere von Interesse ist (Praxisbezug).
- Dem in der Öffentlichkeit präsentierten Werk kommt als Ergebnis einer gemeinsamen Anstrengung Anerkennung und Resonanz zu, soweit es auf ein soziales Interesse trifft (Öffentlichkeitsbezug).

Die 3(+1) Werkstätten zur Spurensicherung im Vorruhestand unterscheiden sich nach den sozialen Welten, den angesprochenen Adressaten, in den Methoden der Spurensicherung, im Endergebnis und seiner Präsentation sowie nach der Region, in der sie angesiedelt waren. Die Verankerung der Werkstätten in einer Region mit einem hohen Anteil von Vorruheständlern war beabsichtigt, sagt aber zunächst wenig über die Resonanz bei diesen aus. Nur

drei bis fünf Prozent dieser Altersgruppe sind überhaupt durch Bildungsangebote ansprechbar. Weiteres Kriterium für die Wahl eines Standortes der Werkstätten war deshalb die Entscheidung für eine soziale Welt, die für die Region bestimmend ist. Wesentlich für das Gelingen sind indessen auch gute Kooperationskontakte in der Region, ohne die die arbeitsintensiven Werkstätten nicht zu verwirklichen sind.

- *Die **Geschichtswerkstatt** an der VHS Magdeburg wurde in Kooperation mit der Otto-von-Guericke-Universität verwirklicht. Die Selbsterforschung der Betriebsgeschichte durch ehemalige Werksangehörige des größten Maschinenbaubetriebes der DDR, des Schwermaschinenbau-Kombinats „Ernst Thälmann" (SKET), erfolgte mit den Mitteln der Oral History. Die selbstorganisierte Betriebschronik war Teil einer Ausstellung, die in Magdeburg mit großer Resonanz in der Öffentlichkeit präsentiert worden ist. Die Dokumentation der einjährigen Werkstatt basiert auf einem ca. 200seitigen Transkript von Tonbandaufzeichnungen der gesamten Veranstaltung.*
- *Die **Erinnerungswerkstätten** an den Volkshochschulen Wismar und Bremen waren von vornherein als Dialogprojekt unter Frauen konzipiert, das den Frauenalltag in Ost/West mit kreativen Mitteln veranschaulichen und in eine Wanderausstellung münden sollte. Einsichten durch neue Ansichten waren das Ziel. Die Frauen aus Ost und West stellten sich während zweier Dialogtreffen wechselseitig ihre „andere Biographie" anhand der Stationen im Lebensverlauf vor. Die Dokumentation der Werkstatt beruht auf Aufzeichnungen der Werkstattleitung und den Protokollen der Dialogtreffen im Projekt.*
- *Die **Schreibwerkstatt** an der VHS Berlin-Marzahn war in der größten Plattenbausiedlung der DDR mit einem hohen Anteil an Akademikern im Vorruhestand, aber einer nur gering entwickelten kulturellen Infrastruktur angesiedelt. Die mehrheitlich alleinlebenden SchreiberInnen fanden für ihre literarischen Ausdrucksversuche in der Stadtteilzeitung und anläßlich einer Lesung ein Forum und Gehör. Sie beabsichtigen, ihre Texte in einer Eigenpublikation zu veröffentlichen. Die Dokumentation der Werkstatt basiert auf Aufzeichnungen der Werkstattleitung und den Texten der Autorinnen in der Werkstatt.*

Die beabsichtigte Sozialintegration der Vorruheständler und Frührentnerinnen in den Werkstätten ist weitgehend geglückt, wenn auch in sehr unterschiedlicher Form und Reichweite. Die Magdeburger bleiben als Kontaktgruppe weiterhin zusammen. Vier Werkstätten setzen ihre Arbeit auch nach Projektende fort.

Konzept, Ablauf und Ergebnisse der Werkstätten sind ausführlich im zweiten Teil der vorliegenden Publikation dokumentiert. Dem Grundsatz einer Geschichte von unten folgend, kommt der Dokumentation der Lebensspuren aus

dem DDR-Alltag ein breiter Raum zu. Die Dokumentation erfolgte im Prozeß und in Kooperation mit den Werkstätten. Ohne das Engagement der Werkstattleitungen und die Initiative der an der Spurensicherung Beteiligten wäre diese Publikation nicht zustande gekommen.

Enteignete Erfahrung: Wiederaneignung durch Spurensicherung

Mit der thematischen Festlegung des Projekts auf eine Spurensicherung im Vorruhestand ergab sich die Ausgangsfrage quasi von selbst: Wie kann man erinnern, was man vergessen soll? Schon darin zeigt sich die Unvergleichbarkeit der Zeit nach 1945 mit der Zeit nach 1989. Im Nachkriegsdeutschland ging es um Reedukation, die von außen verordnet worden war. Es ging darum: Wie soll man erinnern, was man vergessen will? Die „Schockdidaktik" der verordneten Erinnerung war keine gute Lehrmeisterin. Die Konfrontation mit den eigenen Taten schlug fehl. Die Tätergeneration kapselte ihre Erinnerungen ein und ging ohne Rückblick auf die Vergangenheit zur Tagesordnung über. Erst die Wiederkehr des Verdrängten in Form wiederkehrender Gewalt Ende der 70er Jahre und nach 1989 verweist darauf, daß aus der Geschichte nur wenig gelernt worden ist. Eine zentrale Frage der Spurensicherung war deshalb: Wie kann man aus der Geschichte lernen?

Erinnerungsarbeit setzt die Bereitschaft voraus, sich erinnern zu wollen (Mitscherlich 1995; Brumlik 1995). Das Erinnern fällt schwer, wenn die Ereignisse Teil der jüngsten Zeitgeschichte sind und der innere Abstand zu den Geschehnissen fehlt, wenn biographische Verwicklungen in die Geschichte bisher nicht bewältigt sind, vor allem aber, wenn die zurückliegenden Ereignisse einer kollektiven Ächtung unterworfen sind. Die zeitliche Distanz, der Grad der persönlichen Involviertheit und der sozialen Akzeptanz der vergangenen Ereignisse entscheiden darüber, ob diese als individuelle Erinnerung aufbewahrt und im „kollektiven Gedächtnis" (Halbwachs 1991) überliefert werden. Jede der Dimensionen ist heute für Ostdeutsche prekär. Zu fragen ist deshalb zunächst: Sind Ostdeutsche aufgrund der fehlenden Distanz, der persönlichen Verwicklungen und unter chronischem Rechtfertigungsdruck überhaupt schon bereit, sich offen mit der eigenen Vergangenheit auseinanderzusetzen? Sind sie nicht ständig in eine Verteidigungsrolle gezwungen aufgrund des massiven Entwertungsschubs ihrer Erfahrung?

Der Rechtfertigungsdruck trifft besonders die ältere Generation der heutigen Vorruheständler, die am stärksten mit der Aufbauphase der DDR identifiziert waren, eben deshalb aber auch als erste für den Systemzusammenbruch verantwortlich gemacht worden sind. Der Rechtfertigungsdruck gegenüber der definitionsmächtigen Westkultur verschärft sich, sobald die Fragen der Jüngeren hinzukommen werden. Diese sind es, die heute mit den negativen Spätfolgen der Vergangenheit konfrontiert sind, ohne diese selbst verursacht zu haben.

Bisher halten die Jungen still, doch sind sie es, die für Altlasten, für ungelöste Probleme der Vergangenheit im Osten zukünftig aufkommen müssen.

Auszugehen ist deshalb davon, daß die Vergangenheitsaufarbeitung kaum in einer Generation gelingen kann, daß diese vielmehr Aufgabe mehrerer Generationen sein wird. Vor allem die Klärung der Schuldfrage wird späteren Generationen vorbehalten sein, die nicht mehr unmittelbar als Täter in die Ereignisse verwickelt sind (vgl. Dubiel 1994). Die Schuldfrage sollte deshalb nicht zentraler Gegenstand der Spurensicherung sein.

Angestrebt wurde vielmehr eine Annäherung an die Geschichte von unten und von den Rändern her: Die Alltagsgeschichte sollte Ausgangspunkt sein, die weniger durch ideologische Verwicklungen belastet ist und an Erfahrungen anknüpfen kann, über die jedermann und jede Frau verfügt.

Auszugehen war davon, daß die Erfahrung Ostdeutscher nicht nur in der DDR durch Propaganda und Zensur enteignet wurde, sondern auch durch das Deutungsmonopol der Dominanzkultur im Westen noch einmal enteignet wird. Noch mit jedem Systemwechsel ging eine Umwertung der Werte, der Austausch der alten durch eine neue Wertordnung einher. Stets trat auch die neu etablierte Ordnung mit dem Anspruch auf, daß das Alte zugleich das Überholte sei und die neue Ordnung den Fortschritt repräsentiere. Jeder Systemumbruch war deshalb mit einer „Politik der Erinnerung" verbunden, die vorschrieb, was in das Archiv der Geschichte aufgenommen und wie diese bewertet und den Nachkommen überliefert werden soll (vgl. Reichel 1995).

Ausgegrenzt werden damit andere Lesarten der Geschichte, die nicht der jeweils herrschenden Wertordnung entsprechen. Auch heute erfolgt die Aufarbeitung der DDR-Geschichte einseitig aus der Sicht und „durch die Brille" des Westens. Mit dem Interpretationsmonopol Westdeutscher ist nicht nur vielfach eine pauschale Abwertung der DDR-Geschichte, die sich unter anderen ideologischen Vorzeichen vollzog, von Ostdeutschen hinzunehmen. Mit ihr ist zugleich eine Enteignung der eigenen Erfahrung verbunden, die unter neuem Vorzeichen interpretiert werden muß: Die Politik der Erinnerung wirkt als Erinnerungsverbot. Denn Erinnerungen sind stets aus der Perspektive der Gegenwart und mit dem Wissen von heute entworfen. Für Ostdeutsche bedeutet dies, daß sie nicht umhin können, die DDR-Geschichte „mit den Augen der anderen" sehen zu lernen. Ihre Erfahrungen werden heute immer schon durch das Deutungsmonopol des Westens gefiltert und gebrochen. Sie geben deshalb mit ihren Erinnerungen nicht das wieder, was damals wirklich geschah, sondern wie sie die Vergangenheit aus heutiger Sicht bewerten: Selbsterlebtes und durch Hörensagen Überliefertes mischen sich in der Erinnerung mit nachträglichen Deutungen und dem Wissen von heute (vgl. Schachtner 1988; Behrens-Cobet 1997). Den unterschiedlichen Aufschichtungen der Erinnerung auf die Spur zu kommen ist eine Aufgabe der rekonstruktiven Spurensicherung.

Zu fragen war aber auch aus dieser Sicht: Muß dem Dialog unter Ost- und Westdeutschen nicht generell eine Phase der Selbstvergewisserung unter Zeitgenossen vorausgehen, die von den gleichen Ereignissen betroffen waren? Gibt es nicht ein Recht, unter Zeitgenossen nach der Wahrheit zu suchen, eine Suche, die durch das Fremdurteil Außenstehender eher beeinträchtigt als gefördert wird? Ohne Zweifel wurde in der DDR den Zeitgenossen die Wahrheit über die „andere Geschichte" durch Propaganda systematisch vorenthalten. Schon deshalb besteht ein Anspruch, sich untereinander und unbeeinflußt vom Außenurteil Nichtbetroffener darüber zu verständigen, was war. Es entsprach der Intention des Projekts, daß der Selbstverständigung unter Ostdeutschen Vorrang vor der Auseinandersetzung zwischen Ost- und Westdeutschen einzuräumen war. Nur im gemeinsamen Erinnern unter Zeitgenossen kann eine sowohl kritische als auch selbstbewußte Verständigung über die DDR-Vergangenheit erfolgen, die nicht durch den „Blick von außen" enteignet und entfremdet wird.

Doch war zugleich beabsichtigt, daß die Beteiligten ihre Ergebnisse der Spurensicherung öffentlich zugänglich machen und diese im Projekt dokumentiert werden. Mit diesem Schritt nach draußen geht die Aneignung der eigenen Geschichte über eine Selbsterfahrungsgruppe hinaus. Sie gibt einerseits die im kollektiven Gedächtnis aufbewahrte Erinnerung der Öffentlichkeit zurück. Sie stellt sich damit andererseits dem Dialog mit Außenstehenden, die nicht die Erfahrung teilen. Ohne Frage kommt den DDR-Zeitgenossen ein Erfahrungsmonopol im Hinblick auf die selbsterlebte Geschichte zu. Doch läßt sich daraus auch ein Interpretationsmonopol bei der Aufarbeitung der Geschichte der DDR ableiten?

Immer wieder wurden Westdeutschen von Ostdeutschen die Kompetenz und das Recht abgesprochen, sich ein Urteil über die DDR bilden zu können, indem deren fehlende Erfahrung dagegen geltend gemacht wurde. Westdeutsche könnten nicht zwischen Anspruch und Wirklichkeit, zwischen Propaganda und Alltag unterscheiden und hätten sich eben deshalb aus der Vergangenheitsaufarbeitung herauszuhalten. Doch gibt es keine Autarkie in der Wissenschaft, kein Zugangs- und Wissensmonopol, das auf Zeitgenossen beschränkt wäre, die unmittelbar an den Ereignissen beteiligt waren. Auszugehen ist vielmehr davon, daß es keine Interessenidentität zwischen Forschern, die die Geschichte rekonstruieren, und Zeitgenossen, die sich über „ihre Geschichte" verständigen wollen, geben kann. Ist im einen Fall die reflektierte Lebenspraxis das Ziel, so im anderen eine erweiterte Theorieerkenntnis im Dienste der Wissenschaft. Der Rückblick aus der Alltagsperspektive unterscheidet sich wesentlich von dem der wissenschaftlichen Rekonstruktionsarbeit, für die eine lebensweltliche Distanz gewissermaßen Voraussetzung ist. Im Alltag Handelnde wollen verstehen, was war, um ihre Lebenspraxis besser zu bewältigen. Rechtfertigungspflichtig sind sie deshalb zunächst nur gegen-

über Zeitgenossen, mit denen sie ihre Erfahrungen teilen. Anders die Wissenschaft, die ihre Befunde im Rahmen der Wissenschaftsgemeinschaft verantworten muß und nicht hinter diese zurückfallen darf.

Um sich jedoch einer fremden sozialen Welt anzunähern, ist die Wissenschaft auf authentische Aussagen von ZeitzeugInnen angewiesen, umgekehrt muß sich die Erfahrung durch Befunde der Wissenschaft dann belehren lassen, wenn diese die eigene Erfahrung widerlegen oder übersteigen.

Um ein vielschichtiges Bild vom DDR-Alltag zu entwerfen, ist deshalb ein kombiniertes Vorgehen anzustreben, indem Aussagen von Zeitzeugen mit Befunden der Wissenschaft, mündliche Überlieferung mit schriftlichen Quellen konfrontiert und verglichen werden. Das Ergebnis der Spurensicherung in der vorliegenden Dokumentation ist als Produkt einer gemeinsamen Anstrengung im Ost-West-Dialog anzusehen. Brachten die Ostdeutschen ihre Alltagserfahrungen mit, so die Westdeutschen ungewohnte Fragen, die mit dem Blick von außen an die Geschichte in Geschichten herangetragen worden sind.

„Als Phänomen unserer kollektiven Erinnerung gehört die DDR-Geschichte offenbar jedem, der sich forschend, schreibend und redend der noch ungelösten Aufgabe, eine allgemein akzeptierte Erinnerung herzustellen, nähern möchte“ (Simon 1996: 15).

Die Spurensicherung sollte – neben der Selbstvergewisserung – im direkten Austausch zwischen Ost- und Westdeutschen aufgenommen werden. Sieben Jahre nach der Wende herrscht eine zunehmende „Apartheidspolitik“ vor, die in wechselseitiger Aus- und Abgrenzung mündet. Noch immer fehlt auf beiden Seiten ein Wissen über die andere Geschichte, deren antagonistische Wertordnung Rita Süssmuth auf die prägnante Formel von der „Sicherheit in Unfreiheit“ und der „Freiheit in Unsicherheit“ brachte (vgl. Brandes/Lölhoffel 1995: 7). Zu fragen ist: Wie ist es möglich, Dialoge zwischen Ost- und Westdeutschen zu fördern, ohne die Erfahrungsdifferenz zu leugnen oder zu entwerten? Wie können Brücken zur Gegenwart gebaut werden, die für beide Seiten tragfähig sind? Das Gespräch über die Vergangenheit zwischen Ost- und Westdeutschen ergibt sich kaum noch von selbst. Die Mauern in den Köpfen sind eher gewachsen, nachdem auf beiden Seiten Erwartungen enttäuscht worden sind. Es müssen deshalb Gesprächsanlässe gesucht werden, die ein gemeinsames Gegenwartsinteresse berühren. Vergangenheitsaufarbeitung kommt ohne Gegenwartsbezug, ohne ein gemeinsames Interesse nicht aus. Welche Themen können ein vergleichendes Lernen aus der Geschichte fördern? Wie können methodisch verständigungshemmende Barrieren im Dialog überwunden werden?

Das Feindbild vom „anderen Deutschland“ war gewissermaßen konstitutiv für das Wir-Gefühl der Deutschen diesseits und jenseits der Mauer. Ein nach 1945 fehlendes Nationalgefühl wurde in Ost wie West durch das Zusammenrücken gegen die anderen und durch Abgrenzung von ihnen ersetzt. Nicht

nur die realen Erfahrungsdifferenzen, auch die Feindbilder wirken bis heute nach, die nicht durch Wissensvermittlung allein, durch Aufklärung und Information, die nur im Direktkontakt zu überwinden sind (vgl. Behrens-Cobet u.a. 1994). Das Feindbild vom „anderen Deutschland" war Resultat der Systemkonkurrenz, die auf Basis unterschiedlicher Wertordnungen erlaubte, dem jeweils anderen System die historische Schuldenlast aufzubürden: „Beide Seiten stritten im Kern darum, wer aus den Erfahrungen des Nationalsozialismus die richtigen Konsequenzen gezogen hatte" (Dubiel 1994: 9). Die Verantwortung für die NS-Zeit wie für die Fortdauer ihrer Ermöglichungsbedingungen wurde der jeweils anderen Seite zugewiesen: Während man im Westen die „freiheitlich-demokratische Ordnung" gegen die „totalitäre Diktatur" ausspielte, glaubte man im Osten der kapitalistischen Ordnung im „antifaschistisch-antikapitalistischen Kampf" den Stachel gezogen zu haben. Beide Sichtweisen erlaubten, sich auf die Seite der Sieger der Geschichte zu schlagen, die die NS-Zeit moralisch überwunden hatten.

Doch nötigte die ungleiche Rollenverteilung nach der Wende den Ostdeutschen die neue Rolle als „Verlierer der Geschichte" auf, während sich die Westdeutschen ohne ihr Zutun über Nacht als „Gewinner der Geschichte" wiederfanden.

Bis heute verweigern Ostdeutsche das „mea culpa", das von ihnen erwartet wird. Von der ungleichen Rollenzuweisung ist indessen niemand ausgenommen: Sie kann individuell nicht aufgehoben werden, solange sie nicht strukturell überwunden wird und sich Ost- und Westdeutsche nicht „auf gleicher Augenhöhe" begegnen. Die strukturelle Ungleichheit nötigt allen Ostdeutschen eine umfassende Neuorientierung im Alltag auf, die mit dem Systemwechsel verbunden ist. Zu fragen ist deshalb grundlegender: Wie häufig sind die von mehrfachen Systemwechseln betroffenen Zeitgenossen imstande, umzudenken und sich neu zu orientieren? Gibt es nicht Grenzen innerer Flexibilität, die ein Festhalten am Alten, ein Beharren auf überholten Orientierungen notwendig machen, um den Lebensbruch auszuhalten? Zu fragen ist schließlich: In welcher Form überdauerten in der DDR übernommene Werte den Systemumbruch? Inwiefern überlebte die „Geschichte in uns" (vgl. Müller-Hohagen 1994) unter Ostdeutschen?

Geschichte wird nicht ein für allemal geschrieben. Mit jedem Wechsel der Systeme geht ein Perspektivenwechsel einher, der die jeweils herrschende Wertordnung und Lesart durchsetzt. Doch unterhalb von wechselnden Ideologien halten Zeitgenossen an grundlegenden Wertorientierungen fest, die ihr Weltbild in der Prägephase als junge Erwachsene geformt haben. Anklagen und Schuldzuweisungen, Enthüllungsstrategien und der Zwang zur Selbstpreisgabe, aber auch Aufklärung und Information reichen nicht aus, um eine „bessere Einsicht" in die Geschichte zu fördern. Von außen oktroyierte Geschichtsdeutungen werden nur oberflächlich adaptiert, sofern sie nicht durch

eigene Erfahrungen bestätigt oder widerlegt werden (vgl. Mitscherlich 1995). Umerziehungsversuche stoßen deshalb auf Widerstand und Abwehr, wenn sie nicht in eigener Erfahrung begründet sind.

Erfahrungslernen: Wie können wir aus der Geschichte lernen?

Erkenntnisfördernd sind indessen Zugänge zur Alltagserfahrung, die an selbsterlebte Geschichten anknüpfen (vgl. Boulboullee 1995). Nur auf dem Weg über eigene Erfahrung, die für das natürliche Weltbild prägend war, vollzieht sich ein allmählicher Einstellungswandel, lockern sich Bindungen an ein früh erworbenes Weltbild auf. Es geht deshalb in den Lernwerkstätten zur Spurensicherung weniger um die Vermittlung neuen Wissens als vielmehr um einen veränderten Umgang mit Werten, der allererst eine veränderte Sicht auf die Vergangenheit eröffnen kann und dem Umdenken in der Gegenwart vorausgehen muß (vgl. Erpenbeck/Weinberg 1993).

Die Spurensicherung muß sich in Ost wie West auf die „andere Geschichte" als „Geschichte der anderen" einlassen, die bisher nur im Zerrspiegel zu sehen war. Es geht dabei um eine Wiederaneignung der enteigneten Erfahrung, die damals wie heute, hier wie da, durch Fremddeutungen und Selbsttäuschung entfremdet worden ist:

- Lernen von der „anderen Geschichte" setzt an der geteilten Erfahrung der beiden deutschen Staaten an, deren Vergangenheit zunächst einmal wechselseitig zur Kenntnis genommen – wahrgenommen – werden muß. Ein Wissen über die Vorgeschichte fehlt auf beiden Seiten. Damit das Anderssein der anderen anerkannt werden kann, sind Dialoge über die Geschichte der anderen nach beiden Seiten nötig.
- Unter Ost- wie Westdeutschen ist eine Annäherung an die „andere Geschichte" im Alltag erforderlich, die bisher aus dem heroischen Selbstbild der Geschichte ausgeblendet war. Es gilt Spuren einer „Alltagsgeschichte von unten" freizulegen, die im kollektiven Gedächtnis überdauert haben und bis heute weiterwirken, obwohl sie kaum noch reflektiert zur Sprache kommen.
- Lernen von der „anderen Geschichte" findet schließlich dort statt, wo verpönte Biographien von Minderheiten zur Sprache kommen können, die als unterdrückte Anteile der eigenen Geschichte bisher nicht zugelassen waren. Die vielfach selbstverborgenen Geschichten können erst zu Wort kommen, nachdem differente Erfahrungen grundsätzlich anerkannt sind.

Spuren in allen drei Dimensionen zu sichern – als Geschichte der anderen, als Alltagsgeschichte von unten und als Gegengeschichte abweichender Biographien – ist das Ziel dieser Publikation. Unüberhörbar ist heute die Schwierigkeit Ostdeutscher, in einen Dialog mit Westdeutschen einzutreten, der durch Ungleichheit bestimmt ist. Davon bleibt indessen auch nicht die Ge-

genseite unberührt (vgl. Behrens-Cobet u.a. 1994). Der Mechanismus der Ungleichheit ist allen Dialogen eingeschrieben, in denen Angehörige einer Minderheit mit Vertretern einer Dominanzkultur kommunizieren. Mit dem Anschluß der Ostdeutschen an die BRD mußten sich diese dem Mehrheitsdiskurs beugen und standen quasi automatisch unter Rechtfertigungsdruck: Wie jeder weiß, ist die Geschichte der DDR schlecht ausgegangen. Darüber zu reden fällt schwer, wenn Erzählungen auf Bewertungsmaßstäbe treffen, die vor einem anderen Werthorizont ausgebildet wurden. Immer wieder fühlen sich Ostdeutsche mißverstanden, fehl- oder überinterpretiert, während Westdeutsche kaum in eine vergleichbare „Rechtfertigungsspirale" geraten (vgl. Messerschmidt u.a. 1997).

Ostdeutsche gehen deshalb nicht selten in die Offensive, kehren Klagen in Anklagen um, die dialogbereite Westdeutsche nun ihrerseits unter Druck setzen. In die Defensive gedrängt, sehen sie sich mit Vorwürfen gegenüber den „häßlichen Deutschen" konfrontiert, für die sie stellvertretend haftbar gemacht werden. Die Stellvertreterrolle ist schwer auszuhalten von jenen, die sich ihrem Selbstverständnis nach nicht denjenigen zurechnen, die Ostdeutsche „ausplündern, betrügen, sich an ihnen bereichern und ihre Funktionsstellen besetzen". Auch sie fühlen sich nun ihrerseits mißverstanden und – spiegelverkehrt – in eine Rechtfertigungsrolle gedrängt. Die „Angst der Mächtigen vor den Machtlosen" bestimmt den Dialog, sobald Westdeutsche mit den Anklagen Ostdeutscher konfrontiert sind (vgl. Rommelspacher 1995).

Hinzu kommt die Kränkung, daß ihrem Interesse an der anderen Geschichte der Ostdeutschen kein vergleichbares Interesse auf der Gegenseite entgegenkommt. Zu stark ist der Erzähldruck Ostdeutscher, zu sehr hält sie der Veränderungszwang in Atem, um an den anderen ein Interesse zu entwickeln und ihnen Gehör zu schenken. Der Problemdruck Ostdeutscher dominiert deshalb durchweg die Ost-West-Gespräche, hinter dem westdeutsche Probleme unsichtbar werden.

Die „Zumutung der Differenz" (vgl. Messerschmidt u.a. 1997) wirkt nach beiden Seiten, doch jeweils auf andere Weise. Sie baut sich in dem Maße ab, in dem ein Verständnis für die anderen im unmittelbaren Kontakt schrittweise hergestellt werden kann. Ein einmaliger Austausch reicht indessen nicht aus.

Vergleichendes Lernen ist das, was die Dynamik von Ost-West-Dialogen bestimmt. Ostdeutsche sind seit sieben Jahren einem kollektiven Lernprozeß ausgesetzt, dem sich keiner entziehen konnte, sie sind deshalb weit stärker mit Vor- und Nachteilen im Systemvergleich konfrontiert gewesen als Westdeutsche und für den Vergleich des Ungleichzeitigen sensibilisiert. Doch unterliegen dem Vergleich hier wie da andere Wertordnungen, schon deshalb kommt es darauf an, in der Bildungspraxis beiden Seiten Gelegenheit zur Selbst- und Fremdattribuierung einzuräumen, um Identität und Differenz zur Sprache zu bringen. Die Fragen „Wer sind wir?" und „Wie sehen wir die an-

deren?“ müssen dem Dialog vorausgehen, um zu realisieren, daß für das Selbst- und Fremdbild andere Werthorizonte maßgebend sind.

Den Attribuierungskatalogen unterliegen Denkfiguren zur Bestimmung der Eigen- und Fremdkultur, die auf beiden Seiten zu finden sind: Wer das Anderssein zugunsten der Gleichheit der anderen Kultur abschwächt, vereinnahmt die anderen. Wer umgekehrt die Differenz zu den anderen betont, schließt diese aus. Beide Sichtweisen bergen spezifische Vereinseitigungen, die nur im reflexiven Umgang damit zu überwinden sind: Die Spannung zwischen kultureller Differenz und Gleichheit ist nur auszubalancieren, wenn die Anerkennung des Andersseins durch andere gesichert wird. Eine Selbstzuschreibung kultureller Identität reicht nicht aus. Sie muß auch von den anderen anerkannt werden (vgl. Ratajczak 1996).

Zu fragen ist deshalb: Können wir aufgrund der Erfahrungsdifferenzen in Ost und West überhaupt etwas lernen, das den eigenen Erfahrungshorizont überschreitet? Das wiederkehrende Argument Ostdeutscher, nur diese wüßten, „wie die DDR wirklich war“, ist unabweisbar, soweit es auf Erfahrungen bezogen ist. In der Tat sind diese unteilbar und nicht auf andere übertragbar. Sie sind nicht lehr- und vermittelbar wie ein beliebiger Wissensstoff. Man kann Erfahrungen haben und machen, aber man kann sie nicht lehren. Dies ist der wesentliche Grund, warum aus Erfahrungen nicht ein für allemal gelernt werden kann.

Historische Situationen wiederholen sich nicht. Erfahrungen mit ihnen sind situationsspezifisch und kontextabhängig. Eben deshalb können Ältere den Jüngeren Erfahrungen nicht „abnehmen“ oder „ersparen“. Können wir deshalb überhaupt nichts aus der Geschichte lernen? Dies hieße, wir müßten das „Rad der Geschichte“ stets aufs neue erfinden, und jede Generation müßte praktisch von vorne beginnen. Daß dem nicht so ist, sagt uns die Erfahrung. Jede Generation lernt von ihren Vorgängern, lernt in Abgrenzung von diesen aus deren Fehlern und Versäumnissen. Sie wiederholt nicht die gleichen Irrtümer, doch ist sie nicht gegen neue Vereinseitigungen und Irrtümer gefeit. Erfahrung kann indessen Lernen auch verhindern, indem unter Berufung auf die Erfahrung Neues abgewiesen wird. Ältere neigen dazu, sich gegen Neues zu verschließen. Dies ist der Grund, warum jede Generation „ihre Erfahrung“ machen muß, um das Alte zu überwinden. Doch können unterdrückte, unbewältigte Erfahrungen in der Generationenkette weitergegeben werden als Auftrag an die jüngere Generation. In diesem Sinne findet ein „negatives Lernen“ (Brumlik 1995) statt, das im Ressentiment überlebt.

Erfahrungslernen meint indessen etwas anderes: Es setzt die Infragestellung einer bisherigen Erfahrung voraus. „Erfahrung steht für einen Typus, der vergangene Typisierungen und Fixierungen gleichzeitig bewahrt und verflüssigt. ‚Erfahrung‘ eröffnet den Erwartungshorizont einer gelingenden künftigen Orientierung auf der Basis gültiger Folgerungen aus vergangenen Handlungs- und Wahrnehmungssituationen“ (Fischer/Kohli 1987: 31).

Lernen vom Leben – Lebenserfahrung – meint eben dies: eine Erfahrungstransformation, durch die frühere Erfahrungen und Ereignisse „in einem neuen Licht" gesehen werden. Ohne Reflexion der Erfahrungsbestände in Auseinandersetzung mit der Gegenwart können überholte Erfahrungsmuster nicht verflüssigt werden. Keineswegs wird dabei lediglich altes gegen neues Wissen ausgetauscht oder das „falsche" durch „richtiges Bewußtsein" ersetzt. Erfahrungslernen bedeutet vielmehr eine Rückwendung auf bisherige Erfahrungen im Dienste der Gegenwart, indem diese auf ihre Brauchbarkeit für gegenwärtige Handlungsprobleme überprüft und modifiziert werden. Schon hier wird deutlich, daß Erfahrungen an die Person gebunden sind, die eine Erfahrung macht.

Wie ist dann eine Erfahrungsweitergabe möglich, wenn Erfahrungen grundsätzlich einmalig und an die Person gebunden sind? Erfahrungen sind in der Tat unvergleichbar. Dennoch werden sie anderen überliefert und mitgeteilt. Das, was die Erfahrungsweitergabe von der bloßen Wissensvermittlung unterscheidet, ist ihre Gebundenheit an eine Person und ihre Weitergabe in einem interpersonalen Verhältnis. Wissensvermittlung ist prinzipiell unabhängig von Personen. Erfahrungsweitergabe ist auf diese angewiesen. Mit der Erfahrungsweitergabe vermitteln Erzähler nicht einen Tatsachenbericht, der um Genauigkeit und Vollständigkeit bemüht wäre. Sie berichten vielmehr von Ereignissen nur insoweit, als diese für sie von Bedeutung waren und das eigene Handeln bestimmten. Ereignisse werden als Erlebnisse wiedergegeben, die sich noch nicht von der persönlichen Sicht der Dinge, von den mit ihnen verbundenen Wertorientierungen und Gefühlen abgelöst haben (vgl. Mader 1994). Eben darum sind Erfahrungsbestände nicht durch Expertenwissen zu ersetzen und wie ein beliebiger Wissensstoff zu vermitteln. Wissenschaft kann den Austausch von Erfahrungen nicht ersetzen.

Mitgeteilte Erfahrungen wirken auf andere als authentisches Erlebnis von Augen- und Ohrenzeugen, die in ein Ereignis verwickelt waren und dieses innerlich verarbeitet haben. Jeder übermittelten Erfahrung unterliegt eine Interpretation, in der die persönliche Bedeutung von Ereignissen zum Ausdruck kommt. Die persönliche Sicht bewirkt, daß andere sich eine anschauliche Vorstellung von dem Ereignis machen können, daß sie sich in die Situation des anderen versetzen und die Erfahrung nachvollziehen können. Vorausgesetzt ist freilich die innere Anteilnahme an der Erfahrung des anderen, das Interesse an der Person. Nur in diesem Fall kann davon die Rede sein, daß eine Erfahrung, sofern sie mitgeteilt wird, auch mit anderen „geteilt" wird.

Im strengen Sinn sind „Geteilte Erfahrungen" (vgl. Behrens-Cobet u.a. 1994) auf Zeitgenossenschaft und unmittelbare Teilhabe an den gleichen Ereignissen beschränkt. Erfahrungen sind Gegenwartsrepräsentationen, die mit anderen geteilt werden, soweit sie für die Zeit typisch sind und den Alltag vieler bestimmen. Der soziale Ort der Erfahrung ist der Alltag. Dies ist der Grund,

warum der Austausch von Erfahrungen unter Gleichaltrigen, unter Alters- und Zeitgenossen, die derselben sozialen Welt angehören, auf unvergleichliche Resonanzen trifft, selbst wenn die Lebenspraxis bereits untergegangen ist. Was durch Erfahrungsweitergabe an andere, die nicht der gleichen Lebenswelt angehörten, vermittelt werden kann, ist deshalb zunächst nur ein Verständnis für die Differenz der Erfahrung, die Einsicht, daß die andere Person unter anderen Lebensbedingungen und Zeitumständen mit anderen Lebensaufgaben konfrontiert war. Schon der Gegenwartsbezug des Lernens nötigt ein vergleichendes Sehen auf, mit dem die Differenz von damals und heute zu Bewußtsein kommt. Quasi nebenbei wird damit zugleich aber auch die Einsicht vermittelt, daß die Zeiten sich ändern und wir uns mit ihnen. Durch die Auseinandersetzung mit der Erfahrung des anderen, mit der Vergangenheit, kann der Abstand bewußt werden, der das Damals vom Heute trennt. Die wichtigste Erkenntnis, die aus Erfahrung zu gewinnen ist, ist die Einsicht in die Veränderbarkeit des eigenen Lebens wie der gesellschaftlichen Verhältnisse. Nicht die Übernahme einer Erfahrung ist Ziel des Erfahrungslernens, sondern Erfahrungstransformation (vgl. Tietgens 1992). Die Aneignung einer Erfahrung durch Überlieferung erfolgt stets im Dienste der Gegenwart, in Auseinandersetzung mit der eigenen Biographie und aktuellen Lebensaufgaben bei der Bewältigung gegenwärtiger Probleme in der Lebenspraxis.

Bezogen auf Geschichte können indessen Aneignung und Vermittlung von Erfahrungen unterschiedlich motiviert sein:

- um zeitgeschichtliche Veränderungen zu dokumentieren (Was hat sich verändert?),
- um Tatsachen über Daten und Ereignisse festzuhalten (Was geschah wirklich?),
- um Propagandalügen und Geschichtsverfälschungen aufzudecken (Was wurde gerechtfertigt oder bezweckt?),
- um uns unserer Vergangenheit zu vergewissern (Was wollten wir, und was wurde daraus?),
- um unsere Erfahrungen zu bezeugen und an andere weiterzugeben (Was haben wir aus unserer Geschichte gelernt?),
- um ideologische Ansprüche und deren Verwirklichung zu vergleichen (Was ist aus Postulaten, Losungen und Programmen geworden?),
- um der sinnlosen Opfer im Dienste fremder Zwecke und Ideologien zu gedenken (Was dürfen wir nicht vergessen?),
- um vor Illusionen, Selbstbetrug, blindem Gehorsam und Pflichtgefühl zu warnen (Was können wir verhindern? Was tun wir wider besseres Wissen?),
- um zu ermutigen zu Wahrhaftigkeit, Wachsamkeit, Kritik, zum Widerstand gegen Unrecht und zur Solidarität mit Bedrohten (Was sollten wir tun? Was können wir verantworten?).

Alltagskonzept: Lernen von der anderen Geschichte

Die Geschichts-, Erinnerungs- und Schreibwerkstätten zur Spurensicherung basieren in der alltagsgeschichtlichen Arbeit. Damit wurde eine bewußte Entscheidung für einen Zugang zur Geschichte getroffen, der die Perspektive der im Alltag Handelnden einbezieht (vgl. Bergmann/Schörken 1982; Lüdtke 1989). Doch jedem Rückblick auf die Vergangenheit unterliegen Geschichtsbilder.

Geschichtsbilder: Geschichte als Bewußtseinstatsache

Geschichte ist das, was wir von ihr wissen. Sie existiert nur als Bewußtseinstatsache für uns (vgl. Folkers 1993: 364). Die Konzentration der traditionellen Geschichtsforschung auf die Welt des Faktischen, auf in Archiven, Dokumenten und Artefakten objektivierte Ereignisse erzeugt indessen die Fiktion der Objektivität ihrer Befunde. Sie nährt die Illusion von der Geschichte als einem alternativenlosen Ereignisablauf, der so und nicht anders verlief. Doch werden Ereignisse erst durch ihre Auswahl und Interpretation zu Geschichte, während über andere Geschehnisse, die nicht in das Geschichtsarchiv aufgenommen wurden, längst „Gras gewachsen" ist. Die vergangenen Ereignisse „sagen" uns nur etwas, sofern sie für uns eine Bedeutung haben (vgl. Steinbach 1995).

Geschichte existiert nur im Plural für uns: als Geschichte in Geschichten (vgl. Vorländer 1990; Rosenthal 1988). Das in mündlichen Zeugnissen und Artefakten dokumentierte Wissen über die Vergangenheit ist nicht eindeutig, sondern mehrdeutig, ist zu jeder Zeit umstritten und wandelt sich von Epoche zu Epoche, mit einem Systemwechsel und mit den veränderten Erkenntnisinteressen und -methoden. Es mag paradox klingen, aber in der Regel wissen die Nachkommen mehr über eine vergangene Epoche als die Zeitgenossen selbst, die in ihr lebten und handelten.

Geschichte ist Geschichtsdarstellung aus einer spezifischen Sicht, sie ist standortabhängig und wertbezogen (vgl. Popper 1987; Koselleck/Mommsen 1977). Die Standortgebundenheit gilt ebenso für die im Alltag Lebenden wie für die Experten der Wissenschaft. Die Perspektivität jeder Geschichtsinterpretation schließt per se eine „allwissende" Universalgeschichte aus und verweist darauf, daß Geschichte immer nur im Ausschnitt zu fassen ist. Jeder Darstellung geht eine Auswahl voraus, der eine Entscheidung für ein Ordnungsmuster zugrunde liegt, das die Auswahl bestimmt hat. Das Ausgelassene konstituiert überhaupt erst das, was als „bedeutsames Ereignis" in die Geschichte eingeht. In der Regel wird das vielfältige Nebeneinander, die widersprüchliche Gleichzeitigkeit der Ereignisse, zugunsten einer linearen Logik des

Geschichtsverlaufs geopfert, die durch die Abfolge von Ereignissen einen notwendigen inneren Zusammenhang suggeriert: Es mußte so kommen, wie es gekommen ist. In der Tat ist Geschichte unumkehrbar. Doch unterdrückt das Bild vom linearen Verlauf Gegenströmungen und abgebrochene Entwicklungen. Der „Geschichte vom Ende her" erscheint all dies als nebensächlich, da sie immer schon weiß, wie die Geschichte ausgegangen ist. Vor allem aber unterliegt ihr ein Entwicklungskonzept. Sie folgt einer Entwicklungslogik, die aus der Perspektive der „Sieger in der Geschichte" geschrieben ist. Betont wird der Wandel, der Epochenbruch, der dem Fortschritt zum Durchbruch verholfen hat. Die in der Geschichtswissenschaft verbreitete Epochengliederung unterstellt deutlich voneinander unterscheidbare Handlungsketten, „wobei jede Periode einen Anfang, eine Mitte und einen Abschluß hat" (Halbwachs 1991: 70). Die Ereignisse müssen sich dem einheitlichen Zusammenhang fügen, damit sie in das Epochenbild passen: Niederlagen, Nebengleise und Gegenströmungen bleiben ausgeklammert, um dem Hauptstrom zur Geltung zu verhelfen. Geschichtsforschung folgt der Politik der Erinnerung, die durch die jeweils herrschende Ordnung kanalisiert wird (vgl. Reichel 1995).

Geschichte ist eine soziale Konstruktion. Sie zeigt in der Regel, „wie eine Zeit sich selbst gerne sehen würde".

Ein Beispiel: Was war die DDR? Die entwickeltste Formation des Sozialismus nach Überwindung des Kapitalismus? Oder eine Kommandowirtschaft? Die Diktatur des Proletariats? Oder ein totalitäres System unter Vorherrschaft der Apparatschiks? Ein Friedensstaat? Oder ein Unterdrückungssystem? Eine antifaschistische Gesellschaft? Oder ein Unrechtsstaat? Ein Arbeiter- und Bauernstaat? Oder eine Ein-Parteien-Diktatur? Eine moderne Industrienation? Oder eine paternalistische Wirtschaftsordnung? Zentralistische Planwirtschaft? Oder Neofeudalismus? Sozialistische Republik? Oder Erziehungsdiktatur? Die sogenannte „DDR"? Oder das Territorium der DDR?

Jeder zeitgeschichtlichen Darstellung unterliegen Idealisierungen, die dem Zeitgeist entsprechen und die Untaten beschönigen. Selbst die Gegengeschichte der Opposition ist dem Zeitgeist verhaftet, indem sie das Negativ zur offiziellen Lesart entwirft. „Geschichtsblindheit" trifft alle Zeitgenossen. Sie beschönigt oder trübt die Wahrnehmung der Zeitgeschichte interessenbezogen. Ihr unterliegen spezifische Generationserfahrungen, die das Weltbild prägten, Ideologien, die den Zeitgeist system- und epochenspezifisch formierten, und eine spezifische Befangenheit, die aus den eigenen Verwicklungen in die Geschichte resultiert. Selbsttäuschungen kann sich letztlich keiner entziehen. Selbsttäuschungen sind Laien ebenso wie Experten unterworfen. Sie greifen deshalb folgenreicher in Geschichtsentwürfe ein als bewußte Täuschungsabsichten, die jederzeit von außen zu korrigieren sind.

Geschichtsfälschungen folgen in aller Regel einer Wertordnung: Sie erscheinen als legitim, weil sie den moralisch für gut befundenen Zielen dienen. Die Politik der Erinnerung, die Tatsachen unterdrückt, Informationen vorenthält und Falschmeldungen in die Welt setzt, geschieht im Dienste einer jeweils herrschenden Moral. Sie erscheint indessen anderen als Unrecht, die einer anderen Wertordnung folgen. Täuschungsabsichten und Fehlurteile können von anderen aufgedeckt oder widerlegt werden. Selbsttäuschungen können hingegen nur an ihrem Entstehungsort, durch Selbstaufklärung und Einsicht überwunden, nicht durch Außenstehende widerlegt werden: Ort der Illusionen wie der Desillusionierung ist die Person selbst. Desillusionierung ist die Enttäuschung einer Erwartung, die für das Selbstbild wichtig war. Mit der Illusion gibt man deshalb eine Hoffnung auf, verliert man einen Teil der Identität und Selbstachtung. Dies ist der Grund, warum Selbsttäuschungen so dauerhaft sind und nur ungern aufgegeben werden.

In diesem Sinne bedeutete die Wende für viele Ostdeutsche eine tiefgreifende Desillusionierung ihres Weltbildes, an das sie glaubten und das keineswegs nur auf der Täuschung durch andere beruhte. All das, woran man geglaubt, was man erhofft und erstrebt hat, was als wertvoll angesehen wurde in der DDR, verlor über Nacht seine Geltung und Legitimation. Nicht nur das Alltagswissen, die Gewißheiten in der Gegenwart und die Zukunftserwartungen verloren ihre Grundlage. Auch der Werthorizont löste sich auf, vor dessen Hintergrund gehandelt wurde.

Erst der Systemumbruch machte die in der DDR geltenden Normalitätsannahmen bewußt, die durch Täuschungen und Selbsttäuschungen bestimmt waren. Der massive Normalitätsverlust ließ deshalb viele im Dienst der Erhaltung ihres Selbstwertgefühls weiterhin an der vertrauten Wertordnung festhalten, obwohl diese ihre Orientierungsfunktion in der Gegenwart eingebüßt hat. Sie dient der Stabilisierung des Wertehaushaltes: Wenn schon die Welt aus den Fugen geraten ist, soll wenigstens das Weltbild heil erhalten werden.

Kennzeichnend ist, daß im Dialog zwischen Ost- und Westdeutschen höchst unterschiedliche – antagonistisch aufeinander bezogene – Geschichtsbilder aufeinanderprallen, denen eine je andere Wertordnung unterliegt (vgl. Kocka/Sabrow 1994).

Deutungsstrategien West: Nostrifizierung, Vereinnahmung, Ausgrenzung

Die Enteignung der Ostdeutschen durch die Westdeutschen erfolgt nicht nur durch Nichtthematisierung ihrer Geschichte, sondern auch durch Umdeutung:

– Verbreitet ist die Strategie, den Ostdeutschen eine „Nostrifizierung“ in die Wir-Gemeinschaft („Wir sind ein Volk“) vorzuhalten, um den Preis, daß sie die Differenz ihrer Erfahrungen leugnen müssen. Ihr Festhalten an der ei-

genen Geschichte wird als Nostalgie entwertet und als Anspruch mit dem Nachweis abgewiesen, daß die DDR „an sich selbst gescheitert sei".
- Sublimer ist die „Vereinnahmungsstrategie" in die Wir-Gemeinschaft der Opfer: Nicht nur Ostdeutsche, auch wir sind von Arbeitslosigkeit, von Armut und Sozialabbau als Folge der Krise betroffen. Die Aufrechnung der Belastungen in Ost und West dient als Argument, Sonderansprüche der Ostdeutschen abzuweisen, die aus der anderen Geschichte begründet werden.
- Schließlich wirkt das Betonen der Differenz durch „Fremdmachen" als Ausgrenzungsstrategie. Die Bereitschaft, die anderen zu integrieren, wird an die Bedingung geknüpft, „so zu werden wie wir": Werft eure alten Bindungen über Bord, dann können wir miteinander sprechen.

Mit jeder der Deutungsstrategien wird nicht nur das Anderssein der Ostdeutschen geleugnet oder in Frage gestellt – und damit die Akzeptanz vorenthalten -, schwerer wiegt eine Verweigerung der Dialogbereitschaft, die ein wechselseitiges Entgegenkommen verlangen würde.

Deutungsstrategien Ost: Verklärung, Verdammung, Verständnis

In Reaktion auf die „enteignete Geschichte" entwickeln sich nun auch im Osten zunehmend auseinanderdriftende Geschichtskonstruktionen:
- Mit der „Verklärungsgeschichte" wird auf die von Idealismus beherrschte Gründungsphase der DDR rekurriert, vor deren Hintergrund alle folgenden Phasen als tragische Entgleisung, als Abirrung vom idealen Pfad interpretiert werden. Insbesondere die älteren Gründer und Aufbauer der DDR vertreten diese Auffassung, mit der die Entwicklung seit Honecker für das Scheitern verantwortlich gemacht wird.
- Dagegen behaupten die Opfer des DDR-Regimes eine Fehlentwicklung von Anfang an, ein Urteil, das sie vom Ende her bestätigt sehen. Die „Verdammungsgeschichte" läßt keine gegenläufigen Entwicklungen mehr gelten, stimmt am ehesten mit dem Verdikt der Westdeutschen überein, daß die DDR an ihren eigenen Systemschwächen zugrunde gegangen sei.
- Insbesondere von jüngeren Ostdeutschen wird eine „Verständnisgeschichte" bevorzugt, die an einer mittleren Phase der stabilisierten DDR festhält und für das spätere Scheitern externe Gründe – wie die Ölkrise, den sowjetischen Machtverfall – verantwortlich macht (vgl. Simon 1996).

Für jede der drei Geschichtsversionen gibt es gute Gründe, doch verlieren diese in ihrer Vereinseitigung an Stichhaltigkeit und Legitimation. In jedem Fall ist indessen ein „geschlossenes Erklärungsmodell", das das Scheitern der DDR monokausal vom Anfang oder vom Ende her begründen will, auf einem Irrweg. Jene Ost- wie Westdeutschen gehen in die „Vergleichsfalle", die ihre eigene Aufwertung aus der Abwertung der anderen, aus dem Vergleich mit der anderen Geschichte begründen wollen (vgl. Messerschmidt u.a. 1997).

Wird im einen Fall durch die Aufwertung der Vergangenheit in der DDR die Gegenwart nach der Vereinigung entwertet, so im anderen Fall aus dem Untergang der DDR auf die Stärke der BRD geschlossen. Wer so urteilt, verkennt die Probleme der Gegenwart und verpaßt unter Umständen die Lösung gegenwärtiger Aufgaben.

Die Wiedervereinigung fand nicht unter Gleichberechtigten statt. Sie wurde über den Kopf der Ostdeutschen hinweg in einem unvergleichbaren Tempo vollzogen. Mit der Umwälzung in der Realität hielt das Bewußtsein nicht Schritt. Das neue System – so die Erfahrung der Mehrheit – wurde ihnen „übergestülpt, so wie uns das andere System übergestülpt worden ist nach '45".

Anders als im Westen unterstellt, hatte sich eine Mehrheit mit den Lebensbedingungen in der DDR längst arrangiert und sich mit deren Errungenschaften identifiziert (vgl. Schweitzer u.a. 1993: 199). Aus dieser Sicht kann deshalb der Entwertungsschub ihrer Geschichte und Identität nicht durch den ökonomisch verbesserten Status aufgewogen werden. Die erfahrene Dauerdiskriminierung als Deutsche „zweiter Klasse", die Entwertung der entgleisten Geschichte mobilisiert deshalb selbst bei jenen Widerstand und Ressentiments, die nicht mit dem DDR-System einverstanden waren (vgl. Höppner 1995). Rechtfertigungen und Abwehr gegenüber dem neuen System schlagen immer öfter in offene Anklagen um: Wo bleibt die Vergangenheitsbewältigung der Westdeutschen? Wann werden westliche Universitäten evaluiert? Wo wird in der BRD praktisch Demokratie realisiert? Die Auflösung der DDR bedeutete für die einen Befreiung von Zwang, für nicht wenige aber auch die Entlassung in existentielle Unsicherheit. Für wieder andere war das Ende der DDR mit dem Ende ihrer Hoffnungen auf eine bessere Gesellschaft verbunden: „Während die anderen jubelten, saß ich heulend allein vor dem Fernsehschirm".

Politische Bildung als Auseinandersetzung mit der DDR-Geschichte hat es in dieser Situation nicht leicht. Das „Überwältigungsverbot" ist als Grundsatz der Bildungsarbeit durch die Erfahrungen Ostdeutscher praktisch widerlegt. Erwartet wird deshalb von einem von Westdeutschen initiierten Projekt, daß Ostdeutsche durch westliche Indoktrination „umerzogen" werden sollen. Die Mehrheit Ostdeutscher hat von der „Rotlichtbestrahlung" früherer Zeiten genug, zeigt kaum noch Interesse an Politik und Geschichte (vgl. Behrens-Cobet 1997).

Umso wichtiger ist es, miteinander ins Gespräch zu kommen, ohne die – begründeten – Widerstände zu negieren. Die Differenzen der Sichtweisen sollten mit dem Erzählen, dem Rekonstruieren und Schreiben über den Alltag verständlicher werden. Doch was ist Alltagsgeschichte, was unterscheidet sie von anderen Zugängen zur Geschichte? Wie kann die Fragestellung in entsprechenden Bildungsprozessen sinnvoll eingegrenzt werden?

Wege zur Alltagsgeschichte: Von den Staatsaktionen zur Geschichte von unten

Der Weg zum Alltag in der Vergangenheit hat eine Vorgeschichte: Geschichtsschreibung war bis in das 20. Jahrhundert Herrschaftsgeschichte, die von historischen Großereignissen aus der Perspektive der Sieger berichtete. Als Geschichte der „großen Männer" kündete sie von den „Haupt- und Staatsaktionen", von einer ununterbrochenen Kette von Eroberungen, hinter denen der Alltag der kleinen Leute, ihre „Sicht von unten" auf die Geschehnisse verborgen blieben. Im heroischen Geschichtsbild kamen zwar die großen Männer, nicht aber das Fußvolk, die Soldaten, Bauern und Arbeiter vor. Der „Koch des Generals" blieb unsichtbar. Vor allem aber wurden die Frauen als quasi „geschichtsloses Geschlecht" aus der Geschichtsschreibung ausgeschlossen. Unsichtbar blieben jene, die für die Aufrechterhaltung des Alltagslebens zuständig waren, in dieser Funktion aber nicht zu den Handlungsakteuren der Geschichte zählten.

Generell wurde der Alltag in seiner Struktur wiederkehrender Abläufe, wurde die Mühsal des Alltagsgeschäfts zur Sicherung von Kontinuität geradezu in Opposition zur Geschichte aufgefaßt, die als fortschreitender, diskontinuierlicher Prozeß eines unumkehrbaren Entwicklungsverlaufs entworfen worden ist. Den Alltag charakterisierten aus dieser Sicht Immanenz, Wiederholung und Kontinuität, während Geschichte durch Transformation, Entwicklung und Diskontinuität ausgezeichnet war (vgl. Halbwachs 1991). Doch spätestens nach dem Zivilisationsbruch des Zweiten Weltkrieges und im Angesicht der Spätfolgen des technischen und sozialen Fortschritts stürzten der ungebrochene Fortschrittsglaube und mit ihm das Entwicklungsmodell der Geschichte ein. Mit diesem war die Geltungsbasis der „großen Erzählungen" in Frage gestellt, die einen linearen Verlauf der Geschichte zur Geltung brachten.

Die sich seit den 60er Jahren formierende Sozialgeschichte emanzipierte die Geschichtsschreibung zunächst von den „großen Männern", an deren Stelle die „kollektiven Akteure" der Klassenkämpfe traten. Sozioökonomische Strukturen, nicht das Wollen und Handeln einzelner – der großen Staatsmänner und Feldherren – bestimmten aus dieser Sicht den Verlauf der Geschichte. Als Motor – oder Avantgarde – der historischen Entwicklung firmierten nunmehr die sozialen Großklassen, die dem Fortschritt in den sich umwälzenden Produktionsverhältnissen zum Durchbruch verholfen hatten. Mit der Parteinahme für die produktiven Klassen wider die herrschende Klasse kündigte sich ein Paradigmenwechsel an, der den Anspruch auf Wertfreiheit in der Geschichtsschreibung verabschiedete. Doch wurden auch von der Sozialgeschichte die Akteure nicht als handelnde Subjekte ernstgenommen, sondern weiterhin als ein den „objektiven Gesetzmäßigkeiten" der Geschichte folgendes Kollektivsubjekt gedacht, das als bloßes Vollzugsorgan der histori-

schen Entwicklung fungierte. Trotz der das „herrschende Bewußtsein“ entlarvenden Ideologiekritik orientierte sich die Quellenforschung der Sozialgeschichte weiterhin an den in offiziellen Archiven auffindbaren Dokumenten, ohne alternative Quellen aus dem Alltag einzubeziehen (vgl. Rusinek u.a. 1992). Methodologisch stützte man sich auf die quantitative Auswertung von Massendaten in Sozialstatistiken, von Geburts- und Sterberegistern, die keine Auskunft über das Alltagsleben, die Erfahrungen und Mentalitäten der sozialen Großgruppen zu geben vermochten. Das sozialgeschichtliche Konzept fand nicht nur in Westeuropa, sondern auch in den sozialistischen Ländern Osteuropas Verbreitung (vgl. Clemens 1991).

Im Gegensatz zu diesem Konzept kündigte sich seit den 80er Jahren ein radikaler Perspektivenwechsel mit den aufkommenden Sozialen Bewegungen, mit der Abkehr von den Makro- zu den Mikrostrukturen, der Abkehr von der National- zur Regionalgeschichte und der Hinwendung zum subjektiven Faktor, zu Milieus und Mentalitäten an. Damit war die Geschichtswissenschaft im Alltag selbst angelangt, bei der Vielfalt der „Geschichten in der Geschichte“, die bisher nicht zu Wort gekommen waren.

Die durch Methoden der Ethnologie, Kulturanthropologie und Biographieforschung belehrte Geschichtswissenschaft lernte nunmehr, den Alltag einer vergangenen Wirklichkeit „wie eine Fremdkultur“ zu sehen (vgl. Bockhorn 1982). Sie folgte den Spuren kultureller Praktiken, mit denen die Vorfahren oder Zeitgenossen „ihrer Welt“ Sinn verliehen. Das Ziel war, den Bedeutungshorizont zu rekonstruieren, vor dessen Hintergrund die Angehörigen einer untergegangenen Lebenswelt im Alltag handelten und sich orientierten (vgl. Bertaux/Bertaux-Wiame 1978).

Charakteristisch für die Perspektive der Alltagsgeschichte, die erst nach und nach in der Wissenschaft Anerkennung fand, ist die Entdeckung neuer Gegenstände, Methoden und Zielgruppen (vgl. Lüdtke 1989):

1. Neue Erkenntnisinteressen gingen mit veränderten Problemsichten und Untersuchungsgegenständen einher. Untersucht wurden soziale Welten, die bisher wegen ihrer Trivialität ausgeschlossen waren, z.B. das Haushalts- und Familienleben. Zum anderen wurden Lebensformen und Lebenswelten untersucht, die im Schwinden sind oder bereits vergangen waren, z.B. die bäuerliche Lebenswelt oder die untergehende Arbeiterkultur in Bergbau und Stahlindustrie seit den 60er Jahren (vgl. Niethammer/Plato 1995).
2. Entdeckt wurden neue Sozialgruppen und Milieus, die als deklassierte Randgruppen, als Minderheiten oder „unsichtbares Geschlecht“ bisher übergangen worden sind (vgl. Frauenalltag ... 1981; Kuhn 1992). Dazu zählt auch die Aufmerksamkeit für den Mentalitätenwandel von Alterskohorten, die durch ein spezifisches Generationsschicksal geprägt wurden.
3. Man wandte neue Methoden an – wie die Oral History – und fand neue Quellen außerhalb der offiziellen Geschichtsarchive im Alltag selbst: Ne-

ben den Befragungen von Zeitzeugen wurden Alltagsgegenstände, Haushaltsgeräte und Handwerkszeug, Haushaltsbücher und Tagebücher, Arbeitstechniken und Festtagsriten, Fotografien und Stadtpläne, Wohnungseinrichtung und Moden, Schlager und Tänze untersucht und dokumentiert (vgl. Behnken/Schmid 1995; Dölling u.a. 1992; Fischer 1984).

4. Mit dem Perspektivenwechsel war eine neue Rollenaufteilung zwischen Laien und Experten, zwischen ForscherInnen und „Untersuchungsobjekten" verbunden, mit der die Trennung partiell aufgehoben oder durch Rollenwechsel zeitweilig im Dienste der Erkenntnis überwunden wurde. Zeitzeugen wurden als Experten ihres Alltags angesprochen. Laienforscher untersuchten ihre Lebenswelt (vgl. Kinter 1985).
5. Schließlich entwickelten sich neue Dokumentations- und Präsentationsformen, mittels derer die Grenze zwischen Wissenschaft und Alltag systematisch überschritten wurde, um auf die Lebenspraxis einzuwirken: Zeitzeugen schrieben Lebensberichte, die im Rundfunk (vgl. Mitterauer 1984) oder in Geschichtswettbewerben (vgl. Siegfried 1995) veröffentlicht wurden, das Publikum wurde in lebenden Ausstellungen aktiviert, in Erzählcafés einbezogen und in Stadtteilausstellungen mobilisiert, um sich in die Gegenwart einzumischen (vgl. Konrad 1984; Geibel 1997).

Untersuchung des Alltags: Begrenzt in Zeit und Raum

Eine Schwierigkeit des Alltagskonzepts beginnt bereits mit der Unschärfe der Alltagskategorie. Die Reichweite des Begriffs, dessen Grenzen bis heute umstritten sind, macht deshalb eine Eingrenzung erforderlich.

„Was ist Nicht-Alltag? Die Feiertage? Nicht routinisierte Gesellschaftsbereiche? Bürgerliche Lebenssphären im Gegensatz zum Arbeiterleben? Die ‚Haupt- und Staatsaktionen' im Gegensatz zu den Ereignissen des täglichen Lebens? Das Berufsleben im Gegensatz zum Privatleben?" (Ehalt 1984: 24)

Für alle genannten Aspekte gibt es gelungene Beispiele alltagswissenschaftlicher Forschung. Das Alltagskonzept schließt nicht bestimmte Bereiche aus, entscheidend ist vielmehr die Perspektive auf sie: Es ist der Blick „von unten", die Nähe zum Alltagshandeln, die charakteristisch ist. Aus dieser Sicht können auch Feiertagsriten – wie der 1. Mai – oder außeralltägliches Handeln in religiösen Praktiken, bürgerliche Lebensformen oder der Kriegsalltag von „Haupt- und Staatsaktionen", können Abläufe im Berufsalltag Gegenstand der Untersuchung sein.

Die Alltagsperspektive zeichnet sich durch ein Erkenntnisinteresse aus, das durch den Situations- und Handlungsbezug im wirklichen Leben definiert ist: Als Geschichte von unten bezieht sie auch jene Handlungsbereiche ein, die gerade wegen ihrer Alltäglichkeit aus wissenschaftlichem Interesse ausgeschlossen waren (vgl. Arbeitsgruppe ... 1982). Geschichten über den Alltag

erzählen darüber, „wie es zu Hause aussah, wie man wohnte, wie die Geschlechter zueinander kamen, wie es den Kindern daheim und in der Schule erging; sie erzählen vom Leben auf dem Lande und in der Stadt, vom Daseinskampf, von den Arbeitswelten, von Freizeit und Vergnügen“ (Glaser in Schlegelmilch 1994)

Alltagsgeschichte untersucht den kulturellen Zusammenhang von Dingen und Symbolen: Gefragt wird, wie mit den Dingen umgegangen wurde, wie sie definiert und gehandhabt wurden. Sie fragt zugleich nach kulturellen Praktiken der Bedeutungszuweisung: wie Unterschiede markiert wurden, wie sich die Handelnden orientierten, über welche Wissensbestände sie verfügten und welcher Wertordnung sie folgten.

Der Alltag ist durch Erfahrungen bestimmt, die sich per se im Alltagsleben bewährt haben, die durch Gewohnheit und Gebrauch eingeschliffen sind, eben deshalb aber in ihrer Normalität erst dann zu Bewußtsein kommen, wenn sie nicht mehr funktionieren. Sie folgen einer sozialen Vernunft, die der jeweiligen sozialen Welt angemessen ist (vgl. Erpenbeck/Weinberg 1993). Umfassende Lagerhaltung war beispielsweise in der Mangelwirtschaft der DDR vernünftiges Handeln, während sie nach der Vereinigung ihren Sinn verlor: „Die haben die Lager auf die Autobahn verlegt“, kommentiert ein Ostdeutscher den Unterschied zu früher.

Die Alltagsperspektive ist nicht durch individuelle Unterschiede charakterisiert, sondern durch die für eine Zeit typischen sozialen Lebensbedingungen, die geteilt werden, solange man der gleichen sozialen Welt angehört (vgl. Burke 1993). Durch ihren Bezug auf alltägliches Handeln in konkreten Lebensräumen ist die Alltagserfahrung räumlich und zeitlich begrenzt. Damit ist aber auch die Alltagsperspektive zeitspezifisch eingeschränkt und standortbezogen verengt. Es ist ihr nur das zugänglich, was im Nahbereich von Augen- oder Ohrenzeugen erfahren wird, während entferntere Ereignisse nur vom Hörensagen überliefert sind.

Untersuchungen zur Alltagsgeschichte müssen deshalb eine Entscheidung treffen, wie die Thematisierungsperspektive zeitlich und räumlich begrenzt werden soll.

Untersuchung sozialer Orte: Eingrenzung in der Raumdimension

Alltägliches Handeln findet an überschaubaren Orten, an Schauplätzen formeller wie informeller Beziehungen statt und wird durch die in einem Milieu geltenden Regeln reguliert (vgl. Bertels/Herlyn 1990; Strauss 1994). Soziale Orte sind in einer gemeinschaftlichen Praxis fundiert und werden durch ein geteiltes Wissenssystem strukturiert, das die Grenzen der Zugehörigkeit festlegt: Wer gehört zu der Wir-Gemeinschaft, und wer wird von ihr ausgeschlossen? Wogegen und gegen wen schließen sich die Angehörigen einer sozialen

Welt ab? Wie wird die Einhaltung sozialer Regeln in der Nachbarschafts-, Zweck- oder Gesinnungsgemeinschaft kontrolliert? Alltagsuntersuchungen in der sozialräumlichen Dimension lassen sich nach ihrem zentralen Themenfokus unterscheiden:

– Verbreitet ist der Bezug auf kleinräumige soziale Orte oder Schauplätze wie den Stadtteil, den Betrieb, das Dorf, die Gemeinde oder die Partei, die durch soziale Markierungen begrenzt sind (vgl. Lindquist 1984). Von Vorteil sind die Überschaubarkeit des sozialen Raums, die Zugänglichkeit des Untersuchungsfeldes und die Identifikation der Angehörigen einer sozialen Welt mit ihrem Handlungsraum. Problematisch für die Untersuchung können Diskretionsregeln sein, die im Nahraum gelten und ein offenes Erzählen einschränken können.
– Eher eine vergleichende, prozeßorientierte Perspektive schlagen Mobilitäts- und Migrationsstudien ein, die den Übergang von einer Kultur in die andere thematisieren. Untersucht wird der Prozeß der Um- und Neuorientierung nach dem Verlust der vertrauten Lebenswelt, mit dem die sozialräumliche Orientierungssicherheit verlorengeht. Im Zentrum stehen der Wechsel im Übergang vom Land in die Stadt oder die unfreiwillige Mobilität durch Flucht, Vertreibung oder Exil. Fokus kann auch ein Milieuwechsel als Folge sozialer Mobilität von Aufsteigern sein, die ihr Herkunftsmilieu verlassen haben.
– Schließlich können die an unterschiedlichen Orten erfahrenen Auswirkungen historischer Großereignisse den Ausgangspunkt einer Untersuchung bilden. Das Kriegsende zeigte in unterschiedlicher Nähe zum Epizentrum der Ereignisse andere Auswirkungen und unterschied sich danach, an welchem Schauplatz sie erlebt wurden: ob als Soldat an der Front, als in die Gefangenschaft Verschleppter, als aus dem Lager Befreite, als evakuierte junge Mutter oder als Bäuerin, die daheim geblieben war.

Untersuchung zeitgeschichtlicher Ereignisse: Eingrenzung in der Zeitdimension

Untersuchungen in der Zeitdimension beziehen stets die Schnittstelle von Lebenszeit und Zeitgeschichte ein, wenn sie den Alltag im Visier haben (vgl. Beier/Biedermann 1993). Die Reichweite des Zeitraums sollte deshalb den gemeinsam geteilten Zeithorizont einer Generation nicht überschreiten: Alltagszeit ist Lebenszeit.

– Epochengrenzen wie die NS-Zeit, die Nachkriegszeit oder die Honecker-Ära bilden den Zeitrahmen, durch den Handlungschancen und -grenzen einer Generation festgelegt wurden (vgl. Niethammer/Plato 1985). Zeitgenossenschaft kann auch um die Zeitachse eines historischen Großereignisses zentriert sein, das aufgrund seiner Reichweite für den Biographiever-

lauf folgenreich war, wie der Kriegsausbruch 1939 oder der 9. November 1989. Der Kriegsausbruch wurde von Männern anders erlebt als von Frauen, für die der Krieg begann, „als der Mann eingezogen worden ist". Er wird von Jungen, die sich ein Abenteuer versprachen, anders erlebt als von Älteren, die den Handwerksbetrieb zurücklassen mußten.

- Von hoher Tragweite für den Alltag sind historische Übergangsphasen, die mit einem Systemumbruch, mit sozialem oder technischem Wandel einhergehen. Die Wende nach dem Mauerfall oder der Übergang in das Computerzeitalter bilden Zeitachsen, die einen Epochenbruch mit weitreichenden Folgen für den Alltag einleiten (vgl. Bahrmann/Links 1990). In Übergangsphasen finden rapide beschleunigte Veränderungen statt, und es verdichten sich auch die Lernprozesse, die mit dem Umbruch herausgefordert sind. Die Thematisierung der Zeit vor und nach dem Wendepunkt kann den Transformationsprozeß im Alltag zur Sprache bringen.
- Ausgangspunkt können schließlich Generationserfahrungen sein, die durch zeitgeschichtliche Erfahrungen eine spezifische Generationsgestalt hervorbrachten, wie im Falle der 68er-Generation oder der 89er-Generation (vgl. Schlegelmilch 1994; Kade 1994; Platt u.a. 1995). Untersucht wird die Formierung der Generation durch die Zeitgeschichte in biographischer Hinsicht: Wie wurden die Ereignisse erlebt und bewältigt? Seit Karl Mannheim ist bekannt, daß das gleiche Ereignis, der gleiche Zeitabschnitt in Abhängigkeit vom Lebensalter unterschiedlich erlebt wurde. Doch kann auch die „Jugend damals" mit der „Jugend heute" verglichen werden, die Lebensphase Ausgangspunkt einer vergleichenden Studie sein. Der Zugang ist ein biographischer, im Schnittpunkt von Lebenszeit und Zeitgeschichte angesiedelt (vgl. Blimlinger u.a. 1994; Büchner u.a. 1996).

Zugänge zur Alltagserfahrung: Welt der Dinge und Symbole

Um einen Zugang zur Erinnerung in Geschichts- und Erinnerungswerkstätten zu finden, sind Fundstücke und Abbilder aus der Vergangenheit der Königsweg, der am unmittelbarsten eine Verbindung zu längst versunkenen Alltagserfahrungen anbahnt. Durch Abbilder oder Objekte aus der Vergangenheit werden alle Sinne angesprochen (vgl. Rytz 1994; Lüdtke 1997). Anders als die sprachlich vermittelte Information löst die Welt der Dinge Erinnerungen aus, die mit mehrfach kodierten Erinnerungsspuren in Bildern, Gerüchen, Tönen, Geschmack oder haptischen Eindrücken verbunden sind.

Die Welt der Dinge ist die sichtbare Welt: 80% unserer Wahrnehmungen sind über das Sehen vermittelt, das Auge ist das Zentralorgan unserer Welterfahrung. Damit hängt zusammen, daß der Merkwert einer Erfahrung durch visuelle Eindrücke wesentlich erhöht werden kann gegenüber der bloß verbalen Vermittlung. Die Erfahrung der sichtbaren, gegenständlichen Welt ge-

hört zu den frühesten Wahrnehmungen in der Kindheit, sie geht dem Spracherwerb voraus. Die Welt der Dinge ist deshalb tief in der Gefühlswelt verankert, die jederzeit durch eine Erinnerung reaktiviert werden kann. Die Dinge sagen uns etwas, sofern wir mit ihnen aufgewachsen sind und mit ihnen umgehen lernten. Die Welt der Dinge existiert nur für uns, soweit sie „für uns" etwas bedeuten. Die Dinge sprechen nicht für sich.

Nur die Erfahrung im Umgang mit den Dingen verleiht ihnen einen Sinn, verschafft uns einen Zugang zu ihrer Bedeutung. Jeder kennt die Überreste einer vergangenen Welt, die als „Gerümpel der Geschichte" auf dem Flohmarkt überdauert haben. Sie geben ihre Geschichte nicht mehr preis. Das goldumrahmte Foto der Großtante von anno dazumal sagt uns nichts mehr, wenn es uns nicht als Geschichte überliefert worden ist. Selbst das Handwerkszeug eines Gerbers gibt sein Geheimnis nicht preis, wenn wir nicht wissen, wie mit ihm umgegangen wurde. Das Ding an sich löst kein Wiedererkennen, keine Erinnerung, keine Resonanzen in uns aus.

Der Untergang der DDR bedeutete einen Welt- und Sprachverlust, denn mit ihm gingen die Koordinaten des Alltagslebens, die Welt der Dinge und Symbole verloren, die das alltägliche Denken und Handeln bestimmten. Erst ihr Untergang machte die hohe Bedeutung der Selbstverständlichkeiten des Alltagslebens bewußt. Bewußt wurde, daß die gegenständliche Welt, die Welt des Sichtbaren und Wahrnehmbaren, zugleich auch das Vergänglichste ist. Sie ist von permanentem Zerfall, durch Zerstörung oder Auflösung bedroht. Gleichzeitig ist die Welt des Faktischen auch das, worauf unser Wirklichkeitsgefühl gründet, was uns an die Beständigkeit der Welt glauben läßt. Geht sie verloren, ist unsere Identität, ist das biographische Selbstgefühl wie die Orientierung im Alltag nicht mehr gesichert.

Die Normalität des Alltagslebens in der DDR ist mit ihrem Untergang verschwunden. Sie kann nur noch erinnernd rekonstruiert werden.

Fundstücke können Alltagsobjekte und Gebrauchsgegenstände mit einer praktischen Funktion, es können aber auch „Reliquien" mit einer persönlichen Bedeutung sein. Im Alltag kommt den Dingen eine praktische Funktion als Gebrauchsgegenstand zu. In dieser Hinsicht sagen sie etwas über das vergangene Alltagsleben aus, indem wir lernen, wie mit ihnen umgegangen wurde, mit welchen Dingen die Zeitgenossen sich umgaben, in welchen Situationen sie angewandt und gebraucht, wie sie gehandhabt wurden (vgl. Werner 1997). Wir erfahren aber auch etwas darüber, wie sie benannt, klassifiziert und bewertet wurden.

Die Bedeutung der Dinge geht vielfach über ihre Gebrauchsfunktion hinaus, so weit sie mit persönlichen Erinnerungen verbunden sind. Sie werden zum Erinnerungs- und Dingsymbol, sobald sie etwas anderes repräsentieren als das, was sichtbar ist, sofern sie für etwas anderes stehen, das für die innere Wirklichkeit von Bedeutung ist.

Zum allgemeinen Symbol werden Dinge hingegen erst dann, wenn sie für jedermann innerhalb einer Kultur etwas bedeuten, dessen Sinn auf kultureller Übereinkunft beruht. Der Fahne eines Landes kommt diese Bedeutung zu, die Angehörigen einer Fremdkultur verborgen bleiben kann. Nur Ostdeutschen ist völlig klar, daß Hammer und Zirkel auf der Fahne der DDR die Einheit von Hand- und Kopfarbeit repräsentieren, ein Sinn, der anderen verschlossen sein kann, der sich nicht von selbst versteht.

Symbole verlieren im allgemeinen ihre Funktion und Bedeutung, sobald sich die ihnen zugrundeliegende gemeinsame kulturelle Praxis auflöst. Wenn an die gemeinsam geteilte Welt der Symbole nicht mehr geglaubt wird, die zugrundeliegende Praxis aber dennoch aufrecht erhalten wird, erstarrt sie im Ritual. Zu den großen Paraden der DDR, zu Aufmärschen zum 1. Mai wurden schließlich die Massen mit „Winkelementen" versehen, wurde Begeisterung simuliert und Bedeutung inszeniert.

Auch Symbole können zu Dingen ohne Sinn verkommen, nachdem sich nicht nur die zugehörige Praxis aufgelöst hat, sondern auch ihr Verwendungssinn, ihre Bedeutung verloren gegangen ist. Der symbolische Gehalt schwindet und kann ganz verloren gehen, sobald die Überlieferung fehlt oder die Objekte aus ihrem Kontext gerissen sind: Ihr Sinn verfällt, wenn der Leninkopf, der Orden oder die Fahne im Museum als unkommentiertes Fragment überleben. Deshalb ist es wichtig, Fundstücke durch Erinnerung zum Leben zu erwecken, diese nicht nur im Erzählen zu vergegenwärtigen, sondern auch die Erinnerungsspuren zu dokumentieren, in Ausstellungen zu kommentieren und ihren Sinn, ihre Funktion und Bedeutung als Überlieferung festzuhalten.

Die Welt der Dinge ist nicht nur dem Verfall preisgegeben. Sie verändert sich ständig mit der technischen Entwicklung, die neue Materialien und Werkstoffe, neue Gebrauchsgegenstände und Umgangsweisen schafft. Mit ihnen gehen veränderte Sozialbeziehungen einher, die einen abrupten oder allmählichen Normenwandel einleiten können.

Neue Techniken verändern nicht nur die Naturumwelt, sondern auch unser Verhältnis zu ihr: Sie verdrängen Natur aus dem Nahraum unserer Erfahrung an die Ränder der modernen Welt.

„Wo sind die Eisblumen geblieben," fragt sich eine Frau in den 50ern, die durch den Anblick einer eisernen Kohlenschaufel an den eiskalten Nachkriegswinter '46/'47 erinnert wird. Weil es an Holz und Kohle mangelte, mußte jeden Morgen der Kanonenofen neu eingeheizt werden, schmolzen – wenn überhaupt – die Eisblumen vor dem Fenster erst zur Mittagszeit. Das Wunder der Kindheit ist in Zeiten der durch Zentralheizung verstetigten Wärme für immer in den Städten verschwunden.

„Kohlengeschichten" haben indessen in der DDR, in der Zentralheizung einer Minderheit vorbehalten und Kohle ein Mangelgut war, länger überdau-

ert. Der „beißende Geruch“ des Kohlenstaubs löst bei Ostdeutschen bis heute heimatliche Gefühle aus, er erinnert an die Kohlehalden, die schon im Sommer für den kommenden Winter vor der Haustüre gehortet wurden (vgl. Schweitzer u.a. 1993: 109).

Neue Technik verändert unsere Wahrnehmung, verdrängt Natur aus dem Blickfeld. Auch die Spinnweben auf Trockenböden, die klebrige Fliegenspirale über dem Küchentisch, der Geruch der Mottenkugeln im Kleiderschrank gehören der Vergangenheit an wie die Maikäfer im Garten und die Mohnblumen im Feld. Mit der Chemie verschwanden Spinnen, Motten, Fliegen und Käfer.

Die Welt der Dinge verändert unsere Sitten. Das Synthetikzeitalter revolutionierte seit den 50er Jahren die Wasch- und Bügelsitten, entspannte die rigide Sauberkeitsmoral früherer Zeiten. Nachdem der Waschtag durch die Waschmaschine abgelöst ist und pflegeleichte Synthetikstoffe die Naturstoffe ersetzen, bekommen Kinder seltener „eins hinter die Ohren“. Die Schürze, die das Schul- oder Sonntagskleid vor Verschmutzung bewahren sollte, verschwand aus dem Kleiderschrank. Doch brachte der schweißtreibende Nylonkittel der Hausfrauen den Siegeszug der Deodorants voran. Kunststoffe, Plaste und Elaste genannt, veränderten auch in der DDR den Lebensalltag. Sie bestimmten nicht nur die Kleiderordnung der 60er Jahre, die den Dederon-Anorak und den gelben Parallelo vorschrieb, während die Jugend auf die westlichen Nietenhosen aus Baumwolle aus war. Sie wirkte auch auf den Wohnungsbau ein. Der Plattenbau, der „Industrialisierte Wohnungsbau“, löste seit 1954 die alte Ziegelbauweise ab.

Ein älterer Magdeburger erinnert sich, daß die am Wochenende geleisteten Aufbaustunden auf der Baustelle der Wohnungsbaugenossenschaft abrupt ein Ende fanden und durch das Abzahlen der Wohnung ersetzt wurden, nachdem der Plattenbau eingeführt worden ist. Damit zerfielen aber auch der Stolz auf die durch Arbeit erworbene Wohnung und die beim Bau unter den Kumpels entstandenen Solidarbeziehungen. Verordnete Hausgemeinschaften lösten die intensiven Nachbarschaftskontakte der „Baupioniere“ des Aufbauwerks ab, die sich mit den selbsterbauten Wohnsiedlungen identifiziert hatten.

Die Welt der Dinge prägt unseren Umgang mit ihnen, verlangt spezifische Aneignungsweisen und dabei erworbene Kompetenzen. Mit neuen Techniken und Gütern verschwinden zunehmend Fertigkeiten, über die früher jedermann und jede Frau verfügte. Nachdem das Stopfen von Socken, das Stricken der Pullover durch den wohlfeilen Erwerb von Textilien ersetzt worden ist, lösten sich auch die Handarbeitstechniken auf, die in der Schule gelernt und in der Familie übermittelt wurden. Allgemein ging das „Selbermachen“ seit den 50er Jahren zurück, wurde durch billige Massengüter ersetzt.

Doch erhielten sich in der Mangelwirtschaft der DDR bis zuletzt handwerkliche Fähigkeiten und „die Kunst des Improvisierens“, die in der Bevölkerung weit verbreitet war (vgl. Schweitzer u.a. 1993: 227). Eigenanfertigung ersetzte, was aufgrund der Fehlplanung nicht oder nicht zur rechten Zeit zugänglich war. Doch erhöhte sich damit auch der Arbeitsaufwand im Alltagsleben, löste sich die funktionale Arbeitsteilung weitgehend auf: „Die Arbeitsteilung wurde aufgehoben. Jeder gelernte DDR-Bürger konnte und machte alles selbst: mauern, tapezieren, Auto reparieren, tischlern etc., der Austausch erfolgte nach den Regeln der Materialwirtschaft (...), im übrigen galt der Grundsatz ‚Mangelware gegen Mangelware‘“ (Weiss 1993: 393).

Dinge fungieren auch als Tausch- und Prestigemittel in sozialen Beziehungen. Während im Westen die Warenwelt seit den 60er Jahren zunehmend die sozialen Beziehungen ersetzte, der Besitz von Dingen zum Statussymbol avancierte und der „Fetischcharakter der Waren“ von den Jüngeren angeprangert wurde, hielten Güter in der Mangelwirtschaft der DDR die Beziehungen am Laufen. Im Westen löste der Fernsehabend das Familiengespräch ab, zerfiel mit der Musiktruhe und dem Plattenspieler die traditionelle Hausmusik, machte der VW-Käfer den Sonntagsspaziergang der Familie überflüssig. Anders in der DDR, in der der Eigenanbau von Gurken im Garten, die im Betrieb abgezweigten Bretter und Schrauben, die aus der Hauptstadt mitgebrachten Apfelsinen zur Weihnachtszeit heißbegehrte Tauschgüter waren, die als „Vitamin-B-Pillen“ eingesetzt worden sind. Beziehungen erleichterten den Zugang zu Gütern bei Versorgungslücken, und Güterbesitz erhielt die Freundschaft. Wer über einen privilegierten Zugang zu Mangelgütern verfügte, wie die Verkäuferin im Lack- und Farbenladen oder im Konsum, mußte umworben werden: „Die Ware war unsere Macht. Wir haben zugeteilt, wir waren die Könige“ (Roshani/Schnibben 1996).

Dinge sind Informationsträger. Sie geben uns Zeugnis von der Wirklichkeit, selbst dann, wenn wir über sie hinweggetäuscht werden sollen. Seit den 80er Jahren wurde per Augenschein in der DDR die wirtschaftliche Krise an Symptomen abgelesen (vgl. Schweitzer u.a. 1993: 115). Die Glaubwürdigkeit des Systems nahm mit der Diskrepanz zwischen dem propagandistisch vermittelten Selbstbild und den in der Alltagswirklichkeit wahrgenommenen Zerfallserscheinungen ab. „Mitte der 80er Jahre wurde den DDR-Bürgern allmählich bewußt, daß das Land vor dem wirtschaftlichen und moralischen Ruin stand. Zwar wurde uns ohne Unterlaß eingetrichtert, daß die DDR zu den zehn stärksten Industrienationen gehöre, aber wir sahen doch den rapiden Verfall der Städte und den katastrophalen Zustand der Umwelt“ (Weiss 1993: 394).

Der Informationswert der Dinge ist auf den Nahbereich begrenzt. Die Dinge brachten an den Tag, was an Informationen vorenthalten wurde. Im gleichen Maße verlor die symbolische Welt der Sprache an Informationswert, die zunehmend zu Propagandazwecken, zu Fehlinformation und Desorientierung

mißbraucht wurde. Man hielt sich an das, was man sah. Damit büßte indessen auch die Sprache selbst ihre fundamentale Brückenfunktion ein, über Tatsachen aufzuklären, die nicht unmittelbar zugänglich sind. Das Mißtrauen gegenüber Informationen „aus zweiter Hand" hat vielfach bis heute überdauert. Eine Ostdeutsche brachte ihren Vertrauensverlust nach der Wende auf den Begriff: „Ich verlasse mich nur noch auf das, was ich sehe und selbst erfahren habe – alles andere ist ungewiß".

Was DDR-Bürger wußten, was sie wissen konnten und dennoch leugneten, sind Fragen, deren Beantwortung auf die Aufrichtigkeit von Zeitzeugen angewiesen ist. Nachdem Informationen systematisch vorenthalten wurden, war man im allgemeinen auf die „Gerüchteküche" im Nahumfeld angewiesen, die in der zensierten Öffentlichkeit besonders gut gedieh. Das Vorenthalten von Dokumenten der Wirklichkeit, die durch Zensur entstellten Informationen und die Verschlüsselung von Botschaften im Gedruckten förderten andererseits die Gesprächskultur in der DDR: Man redete mehr und intensiver miteinander als im Westen, um den Dingen auf die Spur zu kommen.

Die symbolische Welt der Medien ist wichtiger Informationsträger, der über die nicht unmittelbar zugängliche Außenwelt Auskunft geben kann. Deshalb kam dem Buch und der Lesekultur in der DDR eine weit höhere Wertschätzung zu als in der BRD. Zusätzlich erhöhte der chronische Papiermangel den Wert von Büchern, die von Hand zu Hand gingen und im Fall des Verbots als „Bückware" unter dem Ladentisch gehandelt wurden. Wichtigster Informationsträger war indessen zweifellos das Fernsehgerät, das Zugang zur Außenwelt hinter der Mauer verschaffte. Doch bewirkte das bloß virtuell, nicht mehr real vermittelte Bild vom Westen eine verzerrte Vorstellungswelt, die nicht an der Realität überprüft werden konnte.

„Trotz unserer verzweifelten Bemühungen ‚dazuzugehören', wurden unsere Vorstellungen von Westdeutschland und von der freien Welt überhaupt mit der Zeit unscharf. Bei ARD und ZDF saßen wir zwar inzwischen fast alle – auch die großen SED-Genossen – in der ersten Reihe (mit Ausnahme des ‚Tals der Ahnungslosen', also der Gegend um Dresden). Doch waren wir in der DDR immer noch besser über die BRD informiert und ganz gewiß mehr an ihr interessiert als umgekehrt" (Weiss 1993: 393).

Dinge und Abbilder sprechen nicht für sich, ebensowenig wie sprachvermittelte Informationen immer die Wahrheit sagen. Dinge und Symbole, Erfahrung und Anschauung sind aufeinander verwiesen, wenn wir ein Urteil über die Wirklichkeit ausbilden wollen, das der Wahrheit möglichst nahekommt. Das, was wir nur vom Hörensagen kennen, was angelesen oder als virtuelle Welt im Abbild überliefert ist, kann unsere Wahrnehmung täuschen und die Wahrheit verzerren. Auch die Erinnerung unterliegt einer Wahrnehmungstäuschung, die durch den Wahrnehmungshorizont der Generation verengt ist. Erinnerungen sind unter Zeitgenossen der 30er-Jahrgänge z.B. genau und de-

tailliert, soweit sie auf das Nahumfeld und auf die Prägephase bis in die 60er Jahre beschränkt sind. Ihre Erinnerungen werden indessen ungenau, vage und verallgemeinernd, verlieren ihre Zuverlässigkeit, soweit sie auf die Zeit danach bezogen sind. Die „Generationsbrille" bestimmt das Zeitfenster, das unsere Erfahrungen geprägt hat.

Ein fremdes Symbolsystem kann zum unverständlichen Zeichen werden, das uns nichts sagt, weil wir seinen Verwendungssinn nicht kennen. Es gibt Begriffe in Ost und West, die wechselseitig unbekannt sind. Wir brauchen deshalb „Übersetzungshilfen" durch Zeitzeugen, um ihren Sinn zu verstehen. Wer wußte im Westen vor der Wende, was eine „Blaulichtstrategie" ist, was „Vitamin-B-Pillen" sind? Wer wußte im Osten vorher, was „lifestyle" oder „leasing" oder „sponsoring" bedeuten? Jeder der Begriffe ist mit einer Lebenspraxis verbunden, die bloße Übersetzung, die auf den lexikalischen Sinn abzielt, reicht deshalb nicht aus. Um zu verstehen, muß der Sinnkontext erläutert werden, in dem die Begriffe angewandt worden sind. Nach der Wende verloren mit einem Schlag Begriffe und Symbole an Wert, nachdem die zugrunde liegende Praxis beseitigt war und der Symbolzusammenhang zerfiel. Nachdem die DDR-Fahne, rote Nelken zum 1. Mai, Straßennamen aus dem Verkehr gezogen worden sind, nachdem die Pfingstparade in Berlin, der Frauentag in den Betrieben und die Soligelder abgeschafft wurden, löste sich allmählich auch der Symbolwert auf, Symbole ohne Praxis verlieren ihren Wert.

Überdauernde Symbole romantisieren die Vergangenheit. Das Beibehalten von Symbolen ohne lebendige Praxis tendiert dazu, seine sinn- und gemeinschaftsstiftende Funktion zu verlieren. Eine überlebte Alltags-Praxis verwandelt sich dann in einen außeralltäglichen Ritus, dem nur noch musealer oder folkloristischer Wert zukommt. So halten Ostdeutsche an der Jugendweihe fest, ohne noch mit deren normativen Grundlagen verbunden zu sein, der Gedenktag für Rosa Luxemburg ist indessen weiterhin Treffpunkt Unermüdlicher, die noch die rote Fahne hochhalten. Wie das alltägliche Trachtentragen der Sorben sich zunehmend auf die Festtracht reduzierte, so romantisiert sich das Leben der Bergleute, sobald es im Heimatmuseum zelebriert wird. Dinge werden zu Reliquien, Fotos vergilben, Gebräuche erstarren und Werkzeuge verstauben, wenn sie nicht mehr als lebendige Überlieferung weiter vermittelt werden. Ausstellungsstücke müssen deshalb stets mit einer Erfahrungsüberlieferung und einem Kommentar versehen werden, wenn sie nicht zum Strandgut der Geschichte verkommen sollen.

Die Rettung der Vergangenheit für die Gegenwart hängt von der Verlebendigung des Alltags durch Veranschaulichung und durch sprachliche Überlieferung ab. Inbegriff des romantischen Rückblicks auf die Vergangenheit ist die „Ruine im Abendlicht". Die Idylle sagt nichts mehr über die gewaltsame Zertrümmerung einer vergangenen Lebensform oder über den Alltag ihrer Bewohner aus. Dem Rückblick ohne Vergegenwärtigung der Leiden und Freuden,

der Leistungen und Versäumnisse erscheint die Vergangenheit in einem verklärten Licht. Opfer der Geschichte und der Untergang einer anderen Welt sind nicht rückgängig zu machen. Wir können aber ihr Andenken bewahren, indem wir ein möglichst genaues Bild von der vergangenen Wirklichkeit erhalten und auf die Wunden zeigen, die Irrtümer beim Namen nennen, die Taten der Täter nicht vertuschen und die uneingelösten Hoffnungen weitertragen. Vergegenwärtigen der unerlösten Vergangenheit heißt auch, diese als Verpflichtung in die Gegenwart hinüberzuretten.

Indem wir die vergangene Alltagswirklichkeit möglichst getreu durch Zeitgenossen zu Wort kommen lassen, indem wir Dinge und Symbole durch Erinnern vergegenwärtigen oder in einer Ausstellung dokumentieren, bauen wir eine symbolische Brücke zwischen der Vergangenheit und der gegenwärtigen Welt.

Erinnerungsarbeit: Identitätsvergewisserung durch Erzählen

Erinnerungen sind der Königsweg, um dem Alltag der Vergangenheit auf die Spur zu kommen. Indem wir anderen aus unserem Leben erzählen, verleihen wir unserem Lebenslauf Kohärenz und Kontinuität. Dauer und Zusammenhang sind keineswegs von selbst gegeben: Beides wird erst im Erzählen und durch Erzählen hergestellt. Das Leben selbst ist eher chaotisch, zerfällt in unverbundene Ereignisfragmente und mutet biographische Brüche zu, die sich keineswegs von selbst zu einer sinnvollen Lebensgeschichte verbinden. Sie müssen vielmehr von den einzelnen bewußt zu einem Ganzen verbunden und in die Lebensgeschichte integriert werden. Erinnerungsarbeit durch Erzählen ist Identitätsarbeit (vgl. Schmidt 1991).

Das Erzählen selbsterlebter Geschichten sichert Identität, indem im Rückblick und mit dem Wissen von heute die Vergangenheit rekonstruiert wird. Wir rufen nicht einfach einen festen Bestand von im Gedächtnis gespeicherten Erinnerungen wach. Wir produzieren diese vielmehr „nach Lage der Dinge“, aus aktuellem Anlaß und gemäß den Erwartungen der Gesprächspartner jeweils neu. Erinnerungen sind Ergebnis einer nachträglichen Rekonstruktion, sind nicht Abbild dessen, „was wirklich geschah“, dennoch haben sie einen Realitätsbezug, verweisen auf eine vergangene Wirklichkeit, die in den Erzählungen nachvollziehbar ist (vgl. Rosenthal 1988). Daß Erinnerungen nicht „frei erfunden“ und in das Belieben des einzelnen gestellt sind, geht schon aus den Schemata kohärenten Erzählens hervor: Diese nötigen dazu, der Realerfahrung in ihrem Ablauf zu folgen und die Erlebnisse in einen sinnvollen Zusammenhang zu bringen, „wie er abgelaufen sein könnte“. Den Erzählregeln unterliegen Wahrscheinlichkeits- und Plausibilitätszwänge, die sozial, räumlich und zeitlich vorstrukturiert sind. Erzählungen müssen deshalb logisch richtig, psychologisch stimmig und sozial akzeptabel sein, um ernstgenommen zu

werden. Sie sind auf Bestätigung durch Zeitgenossen und Angehörige einer sozialen Welt angewiesen.

Solange andere die gleichen Grundüberzeugungen teilen, weil sie dem gleichen Milieu, der gleichen Kultur angehören, sind die Maßstäbe der Orientierung, Bewertung und Rechtfertigung fraglos vorgegeben und funktionieren als „sich selbst stützender Zusammenhang". Er wirkt als Bestätigung eigener Erfahrungen, weil man die gleichen Grundüberzeugungen teilt (vgl. Mader 1993). Erinnerungen auszutauschen dient der Bestätigung einer geteilten Welt. Nur in der Erinnerungsgemeinschaft lösen Erzählungen „von damals" eine unvergleichliche Resonanz aus. Wir sehr jedoch dem Erinnern und Erzählen die Illusion einer „geteilten Welt" unterliegt, tritt erst dann zutage, wenn sich die soziale Welt aufgelöst hat (vgl. Schmidt 1991).

Zu fragen ist deshalb, in welcher Weise sich das kollektive Gedächtnis verändert, wenn soziale Welten untergehen, nicht mehr durch die Wirklichkeit beglaubigt werden und nur noch in der Erinnerung überdauert haben. Konkret: Wie veränderte der Untergang der DDR die Erinnerungsarbeit und letztlich das Erinnerte selbst?

Im Alltagsverständnis könnte es so erscheinen, als „lebte die Vergangenheit in der Erinnerung unverändert weiter". Dieses Bild folgt der längst widerlegten Annahme, daß das Gedächtnis wie ein „Speicher" oder „Archiv" funktioniert, in dem die Erinnerung aufbewahrt ist (vgl. Assmann 1991). Unterstellt wird ein unauflösbarer Zusammenhang zwischen Ereignissen der Vergangenheit, deren Repräsentation im Gedächtnis und dem aktuell Erinnerten. Wir wissen indessen, daß nicht nur das Handeln, sondern auch das Gedächtnis durch die Vorherrschaft der Gegenwart über die Vergangenheit bestimmt wird und sich ständig umstrukturiert (vgl. Folkers 1991).

Mit der Auflösung der DDR war deshalb nicht nur die Legitimität von Werten und Wissen in Frage gestellt, sondern gewissermaßen auch die identitätsstützende Kraft der Erinnerung selbst. Mit jedem System sind Ablaufmuster obligater Lebensläufe vorgegeben, die darüber entscheiden, „wie eine Lebensgeschichte glaubhaft erzählt werden kann" (vgl. Giegel 1988; Mutz 1996). Heute sind folglich nicht nur die Lebensläufe, sondern auch die auf sie bezogenen Erinnerungen in Frage gestellt. Mit dem Systemwechsel mußten die individuelle Erinnerung wie das kollektive Gedächtnis nach veränderten Bewertungsmaßstäben umgeschrieben und reorganisiert werden. Das Erinnern folgt der vorgegebenen „Politik des Erinnerns", die darüber entscheidet, was heute noch als erzählenswert gilt (vgl. Lindner 1991). Der selektive Blickwinkel der Westinterpretation dient als Maßstab und Filter der Erinnerung: Was haben wir damals übersehen? Was sehen wir heute mit anderen Augen? Worin stimmen wir, die in der Vergangenheit die gleichen Überzeugungen teilten, heute noch überein? Welche Teile der Vergangenheit werden vor dem Urteil anderer in der Zukunft noch bestehen.

Der grundlegende Perspektivenwechsel relativiert die Geschichte der DDR und mit ihr die Erinnerung: Es könnte so, aber auch ganz anders gewesen sein. Mit den heute neu auszuhandelnden und widersprüchlichen Deutungen der Vergangenheit löst sich zusehends auch die Interpretationsgemeinschaft der Ostdeutschen auf, ihr Zugehörigkeitsgefühl zu der Wir-Gemeinschaft, die durch die DDR geprägt worden ist. Die Grenzen zwischen dem „Wir" und „Ihr", zwischen dem „Hier" und „Drüben", zwischen dem „Früher" und „Heute", die die DDR-Identität bestimmten, sind im Zerfallen.

„Was waren wir? Was war die DDR?" sind Fragen, deren Beantwortung durch das Deutungsmonopol des Westens enteignet ist. Damit ist aber auch die Erinnerungsbereitschaft fundamental in Frage gestellt, nachdem nun auch intern die Erinnerungsgemeinschaft zerfällt. Das Erinnerte ist mit den sich wandelnden Legitimationsansprüchen unter Ostdeutschen konfrontiert, es oszilliert zwischen einem in der Vergangenheit unterstellten, gegenwärtig neu auszuhandelnden und in der Zukunft vermuteten Grundbestand gemeinsam geteilter Bedeutungen:

– Die Rekonstruktion der Vergangenheit vollzieht sich immer schon in vergleichender Perspektive, indem diese mit der gegenwärtigen Situation kontrastiert wird.
– Das Erinnerte ist nicht nur Bestandteil der Gegenwart, soweit der Rückblick mit dem Wissen von heute erfolgt. Die Reinterpretation wird zum Teil auch in den Westkategorien präsentiert: Aus der „Brigade" wird das „Team", „Veteranen" verwandeln sich in „Senioren" (vgl. Reutter 1993). Der Wechsel wird jedoch nicht von allen mitgemacht, ist ein Aushandlungsgegenstand, der auf Verweigerung treffen kann, indem gegen Umbenennungsversuche „an den alten Begriffen" festgehalten wird.
– Das Erzählen ist auch abhängig von Zukunftserwartungen: Veränderte Sichtweisen hängen davon ab, ob und in welchem Umfang die Zukunft nach vorne offen und gestaltbar ist. Während Jüngere die Zukunft noch vor sich haben und ihre Vergangenheit unter neuem Vorzeichen uminterpretieren, ist der Zukunftshorizont der Älteren „verschlossen", läßt kaum noch alternative Zukunftsentwürfe zu. Sie begnügen sich deshalb mit einer Rechtfertigung der Vergangenheit, die heute „keine Zukunft hat".

Erinnerungen Ostdeutscher sind im Fluß: Sie werden in keinem Fall unverändert beibehalten. Nostalgie stellt sich indessen ein in Reaktion auf die Entwertung der alten Welt. Doch ebensowenig wie Erinnerungen in unveränderter Gestalt auf Dauer überliefert werden können, nachdem sich die ihnen zugrunde liegende Lebenspraxis auflöste, können Erinnerungsgehalte umstandslos aufgegeben oder gegen neue Erklärungsmuster ausgetauscht werden. Das Erinnerungsverdikt fordert eben dazu auf, den geächteten Erfahrungshorizont aufzugeben und durch der Vergangenheit angemessenere Interpretationen zu ersetzen.

Es gibt jedoch eine Widerständigkeit gegen die Demontage der Erinnerung, die in Umbruchzeiten eher verstärkt wird aufgrund der Orientierungsnot. Erinnerungen werden zwar im Verlaufe des Lebens gemäß der sich wandelnden Ereigniszeit umstrukturiert. Doch bildet sich auch ein Grundbestand an stabilen Erfahrungen aus, die im Alltagsleben ihre Beständigkeit erhalten. Soziale Zeit ist – im Unterschied zur Ereigniszeit – durch die Wiederkehr gleicher Handlungsroutinen, durch erwartbare Ereignisse und Abläufe charakterisiert. Weil die alltäglichen Routinen im Alltag eine fortlaufende Bestätigung erfahren, sind sie in einer tieferen, vorbewußten Schicht des Gedächtnisses verankert als die kontingenten Ereignisse und wechselnden Ideologien. Eben deshalb sind sie relativ stabil und gegen Fremdbeeinflussung gefeit (vgl. Fischer/Kohli 1987).

Die Erfahrung der sozialen Zeit in dem sich kaum merklich verändernden Alltag prägt nicht nur die Alltagserfahrung, sondern auch die Hintergrundüberzeugungen, die als Erwartung des „immer weiter so" allen neuen Erfahrungen ihren Platz zuweisen. Erzählungen über den Alltag setzen an jenem Grundbestand alltäglicher Wissensbestände und Überzeugungen an und dienen der Selbstvergewisserung. Erzählen kann aber auch Grundlage der Forschung sein, die mündliche Überlieferungen dokumentiert, um der Vergangenheit auf die Spur zu kommen.

Geschichtsarbeit: Geschichte in Geschichten rekonstruieren

Oral History ist ein Zweig der Geschichtsforschung, dessen Quellen mündliche Erzählungen von Zeitgenossen über selbsterlebte Ereignisse der Zeitgeschichte sind (vgl. Niethammer/Plato 1985; Hey/Mayer 1992; Vorländer 1990). Anders als in der ethnographischen Feldforschung sind die Ereignisse, von denen berichtet wird, nicht mehr unmittelbar zugänglich und in der Gegenwart zu überprüfen. Oral History setzt an untergegangenen Welten an, die der vollendeten Vergangenheit angehören. Sie sind deshalb nur noch in sprachlich vermittelter – und damit bereits gedeuteter – Form, nicht aber durch Beobachtung zu erschließen. Die Erforschung der Erzählungen setzt deshalb Rekonstruktionsarbeit voraus (vgl. Brüggemeier 1987: 157).

Für die Oral History existiert die Geschichte nur als Narration: als Geschichte in Geschichten. Dabei werden die Erzählungen der Augen- und Ohrenzeugen ernst- und zunächst beim Wort genommen, indem danach gefragt wird, wie diese die Vergangenheit erlebt und gedeutet haben. Die Rekonstruktion der Vergangenheit aus der Sicht der Erzählenden ist dabei stets auch mit individuellen Rechtfertigungen und kollektiven Mythologien konfrontiert, soweit die Zeitzeugen in die Geschichte verwickelt waren und in ihrem Erleben durch den Zeitgeist geprägt wurden. Auslassungen, Rechtfertigungen und Mythen werden jedoch nicht als Verfälschung der Geschichte,

nicht als Störquelle interpretiert, sondern selbst in ihrem Informationswert genutzt und rekonstruiert (vgl. Kuczynski 1989).

Gefragt wird danach, wie die Erzählenden ihren Alltag aktiv bewältigten, wie sie lebten und handelten, wie sie Handlungsspielräume nutzten und Auswege fanden. Indirekt kommt dabei aber auch zutage, wie sie von den Verhältnissen geformt wurden, wie sie sich anpaßten, als Mitläufer und Nutznießer zu Erfüllungsgehilfen der herrschenden Verhältnisse wurden. Mit den Erzählungen kommt nicht nur die Normalität des Alltagslebens zu Wort, sondern auch das Minoritäre, Abweichende und Widerständige, das von den „Listen der Ohnmacht" erzählt. Erst in den Gegengeschichten tritt zutage, daß nicht „alles so kommen mußte, wie es gekommen ist", daß stets auch in der Geschichte Alternativen offen waren, selbst wenn die Gefahr groß und die Ängste der Mehrheit ihr nicht gewachsen waren. Der Geschichtsdeutung vom Ende her bleibt eben dieser Unterstrom verschlossen, der erst in den vielen kleinen Geschichten, im Nebeneinander des Alltagshandelns sichtbar wird.

Erst aus der Innensicht der Zeitgenossen erschließen sich Bedeutungsgehalte, die den Dingen und Ereignissen zu ihrer Zeit zukamen. Dem „Blick von außen" auf die Zeit fehlt das Wissen über den Kontext, in dem gehandelt wurde, und die Erfahrung mit Verhaltensweisen, die allgemein verbreitet, die üblich waren. Die Rekonstruktion einer untergegangenen Welt ist deshalb auf Zeitzeugen angewiesen, die den Kontext, die Praktiken und die Bedeutung von Dingen und Ereignissen kennen.

Die auf Daten und Fakten abzielende Geschichtsforschung folgt notwendig anderen Untersuchungsperspektiven und Auswertungsverfahren als die auf mündlicher Überlieferung beruhende Oral History. Es ist der Blick von unten, die Innensicht der Beteiligten, die andere Ereignisse und andere Bedeutungsschichten in der Geschichte freilegt.

- Gegen das durch Diskontinuität bestimmte Epochenmodell steht das Kontinuitätsmodell, das die Alltagserfahrung bestimmt: Zäsuren und Umbrüche in der Geschichte, Brüche in der Biographie müssen überspielt werden, „damit das Leben weitergeht". Auch wenn die alte Ordnung nicht mehr gilt, muß die Vergangenheit in die Lebensgeschichte integriert werden. Biographische Kontinuitätssicherung erfolgt durch Umdeuten, durch Vergessen und Verdrängen. Denn auf dem Spiel steht nicht die Legitimation von Staat, Volk und Nation, sondern die Handlungsfähigkeit im Alltag, die zu Kompromissen zwingt (vgl. Halbwachs 1991: 70).
- Gegen die historische Großerzählung steht die Fragmentarik der vielen kleinen Geschichten, die von der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen künden: Daß es Irrtümer gab, daß der Zufall mitspielte, daß es Auswege und Umwege gab, daß Zweifel und mangelnde Courage wie gescheiterte Hoffnungen das Handeln beeinflußt haben, bleibt hinter der Eindeutigkeit der Großerzählungen verborgen. Das Ganze einer Zeit ist in den vielen klei-

nen Geschichten hingegen nur im Detail, im besonderen Lebensverlauf, in der Vielstimmigkeit im Chor der Akteure zu haben.
– Doch haftet auch den Aussagen von Zeitzeugen das Moment der Nachträglichkeit an. Auch die Innensicht ist nachträglicher Interpretation unterworfen, die Erinnerungen nicht unzensiert passieren läßt. Hinter jeder Erzählung verbirgt sich eine spezifische Strategie der Selbstdarstellung, die von Annahmen über das Gegenüber wie durch das Selbstbild geprägt ist.

Die Nachträglichkeit des Erinnerns ist eines der Hauptargumente, die gegen die Oral History geltend gemacht wurden und wiederkehrende Zweifel an der Authentizität, Richtigkeit und Wahrheit der Aussagen schürten. Gegen die Methode wurden Vergeßlichkeit, ideologische Befangenheit und innere Verstrickung der Zeitzeugen geltend gemacht. In der Tat sprechen Zeitzeugenaussagen nicht für sich. Auch die Innensicht ist per se kein Garant für die Glaubwürdigkeit von Aussagen. Eine Perspektivenverschränkung ist deshalb bei der Rekonstruktionsarbeit in der Forschung erforderlich: Ist die Außenperspektive der Forschung durch falsche Eindeutigkeit gefährdet, so die Innensicht durch ihre Widersprüchlichkeit. Die Innenperspektive von Zeitzeugen muß deshalb notwendig um die Außenperspektive ergänzt werden, die auf Daten-, Fakten- und Dokumentenanalyse beruht (vgl. Rusinek u.a. 1992).

Wesentlicher ist jedoch die Möglichkeit der Oral History zur Selbstevaluation, indem die unterschiedlichen Perspektiven möglichst vieler Zeitgenossen zu dem gleichen Ereignis oder Zeitabschnitt erhoben und miteinander verglichen werden. Erst dem vergleichenden Blick öffnet sich ein Zugang zu den im Kollektivgedächtnis verankerten Erinnerungsspuren einer sozialen Welt (vgl. Geertz 1987). Nur dem internen Vergleich von Aussagen erschließt sich das Besondere im Rahmen des Allgemeinen, das uns Typisches von Unwesentlichem unterscheiden lehrt (vgl. Voges 1987).

Geschichtsverfälschung kann indessen auch nicht durch Berufung auf objektive Tatsachen, Fakten und Artefakte verhindert werden. Was als Welt der Fakten überliefert ist, kann in Teilen durch Zufall vernichtet und reduziert oder durch bewußte Spurenvernichtung beseitigt worden sein, die noch jede Zeitenwende mit sich brachte. Nicht erst nach 1989 landeten Dokumente im Reißwolf. Vorgefundene Dokumente unterliegen deshalb stets dem Quellenvorbehalt, daß ein Teil mutwillig beseitigt worden ist und nicht erst durch die Auswahl – als Beleg „erwünschter Tatsachen" – verfälschend auf die Geschichtsdarstellung einwirkt.

Auch insofern sind wir auf Aussagen von Zeitzeugen angewiesen, als nur sie Auskunft über untergegangene Dokumente geben können: Zeitzeugen können überliefern, was sie als „Augenzeugen" sahen, als „Ohrenzeugen" berichten, was sie als „Mitwisser" hörten und worüber verhandelt wurde, und als „Übersetzer" fungieren bei der Rekonstruktion einer sozialen Welt. Voraussetzung ist freilich, daß sie sich freiwillig bereit finden, wahrheitsgemäß

Auskunft zu geben und die vergangene Wirklichkeit zu bezeugen. Denn was nutzen Dokumente, wenn an deren Aufbewahrung und Erhalt keiner mehr ein Interesse zeigt?

Marcel Ophüls dokumentierte in dem Film „Hotel Terminus" eben dies: Nach dem vorzeitigen Abbruch der Frankfurter Auschwitz-Prozesse in den 60er Jahren verschimmelten die Prozeßakten im „Keller der Geschichte", nachdem sich niemand mehr fand, der für ihren Erhalt zuständig gewesen wäre und für ihre Überlieferung die Verantwortung übernommen hätte.

Nur dann, wenn Zeitzeugen im Alltag wie im Dialog mit der Wissenschaft bereit sind, für die Vergangenheit die Verantwortung zu übernehmen und hiervon Zeugnis abzulegen, ist sie für die Gegenwart nicht verloren (vgl. Projekt Zeitzeugen 1989). Da aber fangen die methodischen Schwierigkeiten der Oral History erst an:

- Wie finden wir einen Zugang zu dem Verschütteten, Vergessenen und Verschwiegenen?
- Wie bringen wir Zeitzeugen zum Erinnern und heikle Themen zur Sprache, ohne den Rechtfertigungsdruck zu erhöhen?
- Welche Dimensionen des Alltags in der Vergangenheit sind überhaupt zugänglich?
- Wie gehen wir mit den Grenzen der Gesprächsbereitschaft um?
- Wie lernen wir zu vergleichen, ohne der Vergangenheit unsere heutigen Kategorien überzustülpen?
- Wie vermitteln wir bei der Darstellung von Befunden ein Verständnis für Erfahrungsdifferenzen, die aus anderen Lebensbedingungen und Wertorientierungen hervorgegangen sind?

Oral History wurde ursprünglich als Überlieferungsinstrument von in schriftlichen Quellen nicht fixierten faktischen Abläufen mit Hilfe von Zeitzeugenbefragungen verstanden. Gefragt wurde: Was hat sich ereignet? Wer war an den Ereignissen beteiligt? Wo fand wann was statt? Die produzierten und auf Band dokumentierten Quellen wurden als objektives Zeugnis der Vergangenheit mißverstanden. Doch ist die Befragung von Zeitzeugen nicht als Geständnis eines Zeugen konzipiert, dessen Aussagen wahr oder falsch sein können. Mehr noch: Je mehr Fragen von außen an Zeitzeugen herangetragen werden, desto weniger ertragreich sind die Aussagen: Sie verlieren den inneren roten Faden der Erinnerung, beginnen zu argumentieren und sich zu rechtfertigen. Nachfragen verschließen sich Erfahrungen, die erst im offenen Erzählen, quasi nebenbei zutage treten. Nachfragen hindern daran, dem eigenen Relevanzsystem zu folgen und Geschichten so zu erzählen, wie sie erlebt wurden. Von der Biographieforschung ging der Impuls aus, Zeitzeugeninterviews offen, d.h. ohne expliziten Frageleitfaden durchzuführen (vgl. Breckner 1997).

Bei der Rekonstruktion der „Geschichte in Geschichten“ können unterschiedliche Ebenen der als Text dokumentierten Zeitzeugenbefragungen untersucht werden. Der Ereignis-, Erlebnis- und Erzählkontext gibt je andere Informationen preis:

- Dem *Erzählkontext* kann entnommen werden: Was ist den Erzählenden wichtig? Wo detaillieren sie ihre Erzählungen? Was lassen sie aus? Wie möchte der Erzählende von anderen gesehen werden? Wem fühlt er sich zugehörig? Wen schließt er aus? Wie wird der Interviewpartner verortet? Wird er eingebunden oder ausgegrenzt? Kommt es zu einer Verweigerung der Gesprächsbereitschaft? In Gruppen stellt sich zusätzlich die Frage: Wer spricht mit wem? Wer ist Meinungsführer? Wer konkurriert mit wem und worum im Gesprächsablauf?
- Im *Ereigniskontext* interessiert nicht nur der Verlauf von Ereignissen in ihrer zeitlichen Abfolge, sondern auch die Frage: Von welchem Standort, von welcher Position aus wird erzählt? Waren die Akteure aktiv oder passiv in das Geschehen verwickelt? Welche Gegendarstellung gibt es von den Ereignissen?
- Im *Erlebniskontext* zeichnet sich die persönliche Bedeutung ab, die mit den Ereignissen verbunden ist. In ihre Bewertung fließt die Gegenwartsperspektive ein (vgl. Müller-Hohagen 1994): Was hat der Erzählende selbst erlebt? Was kennt er nur vom Hörensagen? In welcher Weise greift die Gegenwartsinterpretation in die Erzählung ein?

Jede Rekonstruktion von Erzählungen über Geschichte muß zusätzlich den gesellschaftlichen Möglichkeitshorizont einer Zeit rekonstruieren, vor dessen Hintergrund die Zeitgenossen handelten: Welche Bedingungen begrenzten das Handeln objektiv? Welche wurden subjektiv nicht realisiert, obwohl sie als Spielraum gegeben waren?

Schreibarbeit: Lebensspuren in Schreibspuren

Eine Form der Spurensicherung kann die schreibende Aneignung der Vergangenheit sein (vgl. Dölling u.a. 1992; Mast 1994). Der mit dem Systemumbruch erlittene Weltverlust der Ostdeutschen geht auch mit einem Sprachverlust einher, im Wortsinn wie in der übertragenen Bedeutung. Sich schreibend auf die Vergangenheit einzulassen bedeutet deshalb nicht nur die Wiederannäherung an eine verlorene Welt, sondern zugleich auch eine Wiederaneignung der Sprache. Indem die verlorene Welt in Worte gefaßt, das Erlebte ausgedrückt wird, wird es zugleich auch für andere nacherlebbar.

Die Sprachkluft zwischen Ost und West bewirkte, daß Ostdeutsche nach der Wende „ihren eigenen Worten nicht mehr trauten“ und verstummten. Wer aus Ostdeutschland kam, verriet sich schon in der Sprache.

Diese Kluft tat sich bereits kurz nach der Gründung der beiden deutschen Staaten auf. Es entstanden mit der anderen Wert- und Gesellschaftsordnung auch systemspezifische Sprachkontexte, die sich danach unterschieden, was in welcher Situation sagbar und wie etwas zu sagen war. Die systemspezifischen Sprachcodes fanden im anderen System keine Entsprechung mehr, weil ihnen eine andere Lebensform, nicht nur ein anderes Lexikon zugrunde lag.

Der Aufbau des Sozialismus im Osten erfolgte nach dem sowjetischen Modell: Die DDR übernahm mit der Kollektivierungspraxis zugleich auch deren Kategorien: Die Brigaden der Arbeit und Partisanen der Partei folgten ebenso der Partei, „die immer recht hat", wie die Intelligenz, nachdem die Einheit der Arbeiterklasse zum Grundsatz der Gesellschaftsordnung geworden war.

Im Westen differenzierte sich unterdessen in der Konkurrenz- und Marktwirtschaft die Sozialstruktur in eine Vielzahl von Subkulturen mit jeweils eigenem Sprachcode aus. Doch erfolgte auch hier eine Sprachanpassung an das US-Modell: Der massenhafte Gebrauch von Anglizismen seit den 50er Jahren kündete von der Übernahme der Sprache der Besetzer. Die Jugend übernahm mit der freiheitlichen Lebensform zugleich auch deren Code: Chewing-gum, Boogie-Woogie und Comics wurden zu begehrten Attributen eines lässigen Lebensstils. Während im Osten mit der Soljanka die Askese der Nachkriegszeit überdauerte, geriet die DDR im Kalten Krieg zunehmend in eine Verteidigungsstellung, deren Militanz auf die Sprache abfärbte. Es galt, nicht nur die Errungenschaften des Sozialismus, sondern auch das Territorium der DDR zu verteidigen. Die Pioniere der FDJ, die Partisanen der Partei, die Bausoldaten wie die Nationale Volksarmee, die Werksbrigaden wie die Veteranen waren angetreten, das Vaterland und seine ummauerten Grenzen zu verteidigen. Gegen das „feindliche Ausland" hielten die Bruderländer zusammen. Aber auch der innere Feind wurde bekämpft, dem Abhören von Feindsendern wurde der Kampf angesagt, und die nach Westen gerichteten „Ochsenköpfe" der Fernsehantennen wurden beseitigt.

Der Kampf wandte sich schließlich auch gegen westliche Sprachimporte, nicht nur gegen die westliche Lebensform, die immer wieder imitiert wurde. Aus den begehrten Jeans wurden Nietenhosen, aus dem Overheadprojektor der Tageslichtschreiber (vgl. Reutter 1995). Mit dem rigorosen Eindeutschen aller Fremdworte setzte sich indessen der Sprachkampf der NS-Zeit ebenso fort wie mit der Neuschöpfung von Sprachungetümen und deren Abkürzung aus dem „Lexikon der Bürokratie". Die offizielle Sprachregelung schrieb nicht nur vor, was sagbar war und was nicht, sie bestimmte auch, wie etwas zu benennen war. Jedermann wußte, daß das NSW das Nichtsozialistische Wirtschaftsgebiet meinte, während das SW das Sozialistische Wirtschaftsgebiet umschloß. Traditionen, die überdauerten, wie das Weihnachtsfest, wurden durch Umbenennung unschädlich gemacht: Aus dem Rauschgoldengel wurde die „geflügelte Jahresendzeitfigur".

Neben der Anpassung an das sowjetische Modell, neben der Neuschöpfung, dem Eindeutschen und Umbenennen konnten schließlich auch dieselben Begriffe in Ost und West mit einer gänzlich anderen Bedeutung versehen sein. Der Begriff der Arbeit wie der der Erziehung umfaßten in der DDR andere Tatsachen und einen anderen Inhalt als die Verwendungsweise derselben Begriffe in der BRD.

Wider die umfassenden Sprachregelungen und gegenläufig dazu entfalteten sich eine kollektive Sprachfantasie und ein Wortwitz, der den heroischen Impetus der offiziellen Sprache unterwanderte, indem er ihn ironisch imitierte. Aus der „sozialistischen Wertegemeinschaft" wurde die „sozialistische Wartegemeinschaft", die auf die endlosen Warteschlangen und zugleich auf das Warten auf eine bessere Zukunft anspielte. Dem Sinn wurde ein Doppelsinn unterlegt, der die Begriffe um ihre lexikalische Bedeutung brachte.

Wo die Wahrheit nicht ausgesprochen werden durfte, fanden sich Wege der Umschreibung und des Andeutens, um ihr dennoch zur Sprache zu verhelfen. Jeder wußte, was „die Firma" war, jeder konnte deshalb mit der „Sicherheitsnadel" (Stasi-Mitarbeiter) umgehen, die quasi in jeder Öffentlichkeit zugegen war. Gerade das humorvolle Einverständnis auf dem doppelten Boden der sprachlichen Verständigung schuf das Vertrauen untereinander, das mit der Wende entfiel, nachdem die Sprachregelung und mit ihr auch der gemeinsame Gegner abhanden kam. Der Sprachverlust ist deshalb tiefgreifender für Ostdeutsche, als anzunehmen war: Er bedeutet zugleich den Verlust einer gemeinsamen Welt. Der Zugewinn an Freiheit, zu sagen, was man will, wird indessen nicht nur als Gewinn der Wende verbucht, sondern von Ostdeutschen auch in seiner Folgenlosigkeit kritisiert: Wo alles sagbar ist, verliert die Sprache ihre Funktion, folgenreich für das Handeln zu sein.

Eine Schreibwerkstatt kann deshalb an „verlorenen Worten" ansetzen, an Begriffen und Sprachspielen, die mit einer sozialen Welt untergegangen sind (vgl. Anhang S. 281f.). Begriffe sind generations- und zeitspezifisch geprägt. Sie wechseln mit der Lebensform, die von Jüngeren als überholt und überwunden angesehen wird. Das Jungvolk ist mit der NS-Zeit verschwunden und mit ihm das spezifische Gemeinschaftsgefühl am Lagerfeuer. Die alten Zöpfe der Jungmädel wurden durch den Pferdeschwanz der Teenager abgelöst, die zum Boogie-Woogie „eine kesse Sohle auf das Parkett legten". Der Teenager wurde vom „steilen Zahn" und schließlich vom Girlie abgelöst, ein Ausdruckswandel, der immer auch mit einer Umwertung der Lebensform einherging. Die Sprachkluft zwischen den Generationen zu überwinden setzt deshalb ein Sich-Einlassen auf die Differenz der Erfahrungen voraus, die mit den Begriffen verbunden sind.

In der literarischen Schreibarbeit geht es immer auch um die Wiederaneignung einer Erinnerung (vgl. Belgrad/Melenk 1996). Literatur erzeugt nicht, obwohl sprachvermittelt, eine Information, sondern eine Imagination. Ihr

Metier ist die Anschauung, ist die Andeutung, die den Anschein einer Wirklichkeit erzeugt: Es könnte sich so abgespielt haben. Doch entspricht den beschriebenen Ereignissen nicht ein Vorfall in der Wirklichkeit, die Schauplätze sind nie gesehene, die Akteure unbekannt. Der Text erzeugt nur die Illusion von Wirklichkeit, weil er Verweise auf die Wirklichkeit enthält. Weil Erinnerungen Kern der literarischen Schreibarbeit sind, löst das Gelesene Resonanzen, ein Wiedererkennen bei den LeserInnen aus. Erzählungen enthalten einen Realitätsbezug, Texte legen eine Fährte aus, die auf die Spur einer Erinnerung bringt. Doch verführt der Ariadnefaden der Fantasie dazu, im Labyrinth der Sprache etwas zu entdecken, das so nicht gesagt worden ist: Der Leser oder die Leserin folgt dem Sinn zwischen den Zeilen. Das Gelesene enthält deshalb mehr als die Summe des Erzählten, weil die Imagination, die Projektion, die Vorstellungskraft der Leser hinzukommt. Wer liest, der sieht, er malt sich die Szene vor seinem inneren Auge aus, projiziert Wünsche und Ängste in den Text, träumt weiter, was ausgelassen oder nur angedeutet und nicht zu Ende geführt ist (vgl. Fingerhut/Tuschi 1996). Wir lesen, um Lebensspuren auf die Schliche zu kommen. Doch wie die Erinnerung, die ohne festen Grund ist, so ist der literarische Text ein „Rätsel", das seine Lösung verweigert. Je mehr wir von einem Text erfahren, desto rätselhafter wird er. Er produziert Fragen, ohne Antworten zu geben. Er entwirft Deutungsmöglichkeiten ohne eindeutige Botschaft. Und er produziert Bilder durch Sprache.

Die Macht der Literatur ist eben darin begründet: in ihrer Wirklichkeitsimagination, Dinge zu zeigen, die so nirgendwo in der Wirklichkeit zu finden sind und die dennoch auf intensiver Wahrnehmung der Wirklichkeit beruhen. Texte verweisen auf Lebensspuren in Schreibspuren. Auf sie verzichten können sie nicht.

Mario Vargas Llosa beharrt auf dem Realitätsbezug von literarischen Texten, wenn er schreibt, „daß die Literatur, ohne auf Unterhaltung zu verzichten, bis an den Hals in das Leben der Straße, in die Erfahrung der Allgemeinheit, in die werdende Geschichte eintauchen muß", um glaubhaft zu sein. Zwar muß sich der Schreibende auf die Probleme seiner Zeit einlassen, doch tut er dies immer schon aus radikal subjektiver Sicht, als jemand, der „das Risiko des Irrtums eingeht" (Vargas Llosa 1996: 11).

Anders die engagierte Literatur, die als Auftragskunst im Dienste einer spezifischen Weltsicht steht: Sie glaubt, von der Realität ein wirklichkeitsgetreues Abbild und zugleich ein Bild vom „richtigen Leben" zu entwerfen, wie es sein sollte. Der allwissende Standpunkt ebenso wie das Parteilichkeitsgebot verzichten auf Subjektivität, auf eine persönliche Anschauung der Wirklichkeit. Gerade indem die engagierte Literatur sich für die Wiedergabe der Wirklichkeit entscheidet, sitzt sie der Falle herrschender Weltbilder, der Indienstnahme für ideologische Zwecke auf. Dogmatischer Realismus in der Literatur

– und in der bildenden Kunst – ging stets mit einem Verzicht auf eigene Anschauung, auf die subjektive Sicht der Wirklichkeit einher.

Gerade in dieser Hinsicht – als eigensinnige, verdichtete und undomestizierte Sicht auf die Wirklichkeit – ist Literatur der Macht gefährlich geworden. Ihr Verzicht auf die Moral der Zeit macht sie für Machthaber unberechenbar, immunisiert gegen die Macht und wirkt zugleich auf ihre Zeit ein.

Die Macht des freien Wortes ist besonders da wirksam geworden, wo Literatur unterdrückt, die freie Rede zensiert und die Wahrheit bekämpft wurde. Literarisches Schreiben ist mächtig, weil es subversiv ist, weil es andere Versionen der Wirklichkeit als die offizielle Lesart produziert. Noch einmal Mario Vargas Llosa: „Es ist ein durchaus lehrreiches Paradox: Während die Literatur sich in den als besonders gebildet geltenden Ländern, die zugleich die freiesten und demokratischsten sind, nach allgemeiner Auffassung in einen bedeutungslosen Zeitvertreib verwandelt, wird die Literatur in Ländern, in denen die Freiheit eingeschränkt ist (...) als gefährlich betrachtet, als ein Element, das subversive Ideen verbreitet und Rebellion zu schüren vermag" (a.a.O.).

Die Berufung des Sozialistischen Realismus auf die Wirklichkeit, „wie sie ist", machte andererseits blind gegen die ideologisch durchformte Konstruktion einer Wirklichkeit, wie sie nach dem Willen der DDR-Machthaber „sein sollte".

Das Schreiben in einer Schreibwerkstatt kann deshalb auch ein Annäherungsversuch an die andere Wirklichkeit der Vergangenheit sein, die bisher selbstverborgen, weil unerwünscht war. Lebensspuren in Schreibspuren festzuhalten ist ihr Ziel.

Die andere Biographie: Geteilte Welten – geteilte Biographien

In Ost und West entstanden bis 1989 aufgrund einer entgegengesetzten Systemlogik und gemäß den anderen Systemerfordernissen unterschiedliche Biographiemuster, die hier als verzeitlichte Biographie im Westen und als verräumlichte Biographie im Osten bezeichnet werden. Berufs- und Lebensverläufe sind nicht „Privatsache", sie werden vielmehr durch gesellschaftliche Realisierungsbedingungen als Möglichkeitsraum mitkonstituiert (vgl. Mutz 1996: 93). Gegen die Projektintention, die an der Schnittstelle von Raum und Zeit angesiedelte Alltagsgeschichte ins Zentrum der Spurensicherung zu rücken, behaupteten sich in Ost und West je andere biographische Zugänge zum Alltag in den Werkstätten: Während im Westen im Ablauf strikt der Phasenlogik einer Verzeitlichung der Biographie gefolgt wurde, setzte sich im Osten eine andere Thematisierungsperspektive im Rückblick auf die Vergangenheit durch, die der Verräumlichung der Biographie in der DDR entsprach.

Westlebensläufe: Verzeitlichung der Biographie

Die Verzeitlichung der Biographie gilt als Kennzeichen der Moderne, die das von allen sozialen Bindungen und kulturellen Verbindlichkeiten „freigesetzte Individuum" geschaffen hat, das seine individuelle Reproduktion durch Erwerbsarbeit sichern muß. Die individualisierten einzelnen sind nicht nur gezwungen, unabhängig von der sozialen Herkunft ihren Weg zu finden, sie müssen auch ohne Rücksicht auf soziale Bindungen zeitlich und räumlich jederzeit abkömmlich sein, um sich zu reproduzieren (vgl. Brose/Hildenbrand 1988).

Die Lebens- und Berufsbiographie folgt den Anforderungen des Arbeitsmarktes, die es erzwingen, sich durch äußere Mobilität (Ortswechsel) und innere Flexibilität (Berufswechsel) den wechselnden Arbeitsmarktbedingungen anzupassen (vgl. Helling 1996).

Mit der Individualisierung als Vergesellschaftungsmodell sind veränderte Anforderungen an die Biographiegestaltung verbunden: Den Lebenslauf nach eigenen Optionen selbstbestimmt zu entwerfen ist das – wenngleich auch kontrafaktische – Modell, das der „Verzeitlichung der Biographie" entspricht. Um nicht von fremdbestimmten Lebenslaufdiktaten (vgl. Kohli 1988) abhängig zu werden, müssen die Individuen heute die Weichen ihrer Biographie in jeder Lebensphase neu stellen und die veränderten biographischen Anforderungen durch Umorientierung bewältigen. Die Nahtstellen an den Übergängen von einer Lebensphase in die andere gelten deshalb als kritische Wendepunkte, die mit einer Lebenskrise verbunden sein können, weil sie einen Perspektivenwechsel erforderlich machen. Als kritische Lebensereignisse gelten beispielsweise der Übergang zum Berufsausstieg, die Phase des „leeren Nests" nach dem Auszug der Kinder und die Verwitwung, die eine Neuorientierung verlangt. Aber auch schon der Übergang vom Bildungs- in das Berufssystem, die Gründung einer Familie verlangen eine Umorientierung, um unter veränderten Bedingungen im Alltag handlungsfähig zu bleiben.

Charakteristisch ist, daß sich das Lebenslaufdiktat durch institutionelle Regelungen verdichtet hat: Wer nicht zur rechten Zeit seine Berufsbiographie plant, den bestraft das Leben. Der Berufseinstieg erfolgt aufgrund einer verlängerten Ausbildung immer später, wodurch zunehmend die produktive Berufsphase, die ohnehin immer früher endet, verkürzt wird. Von dieser Verzeitlichung der Biographie sind insbesondere Frauen betroffen, die zusätzlich ihre Familienbiographie mit der Berufslaufbahn in Einklang bringen müssen.

Historisch konkret entwickelte sich der Zwang zur Verzeitlichung der Biographie nicht nur in der BRD, sondern in allen westeuropäischen Ländern seit dem Kriegsende. Dieser war eine umfassende sozialräumliche Entwurzelung als Folge des Zweiten Weltkrieges vorausgegangen: Gewaltige Flucht- und Vertreibungsbewegungen zerstreuten die angestammte Bindung an die Her-

kunftskultur, an Heimat und Region. Damit setzte die Enträumlichung der kulturellen Identität im Westen ein, die Vorbedingung des „allseits mobilen Individuums" war. Soziale Aufstiegsbewegungen kamen dazu, die die einzelnen ihrem Herkunftsmilieu entfremdeten. Einer Identifikation mit der Nation war in Westdeutschland bereits mit der weltweiten Ächtung der Deutschen als Kriegsverursachern und „willigen Vollstreckern" des Völkermordes der Boden entzogen worden. Die Identifikation mit dem US-amerikanischen Vorbild der jungen Demokratie ersetzte im Westen jedoch schon bald die abhanden gekommene nationale Identität nach 1945. Die mit dem Wiederaufbau nach dem Krieg beschleunigten sozialen Mobilitätsprozesse und massenhaften Wanderungsbewegungen vom Land in die Stadt, der seit den 60er Jahren einsetzende Migrantenstrom ausländischer Arbeitskräfte sowie die Reisewelle der Westdeutschen lösten sozialräumliche Bindungskräfte weitgehend auf. Damit schwanden aber auch die sozialen Bezüge, die traditionell als Biographiegeneratoren gewirkt hatten: die Vererbung von Eigentum, das Netz sozialer Beziehungen und die Zuweisungsfunktion der Klassenzugehörigkeit für den sozialen Status, die durch das individualisierte Leistungsprinzip ersetzt wurden. An deren Stelle traten individualisierte Zeitmuster der Biographiegestaltung, die dem normativen Modell einer selbsterzeugten Biographie unter dem Postulat der Selbstverwirklichung folgten. Insbesondere den weiblichen Lebensentwürfen eröffnete das Autonomiepostulat neue Wege der Biographiegestaltung in Westdeutschland. Die lebenslange Bindung an Familienaufgaben wurde zugunsten eines verzeitlichten Lebensphasenmodells aufgegeben, das den Wechsel zwischen Familien- und Berufsphasen oder die Kombination von Beruf und Familie vorsah. Mit der Integration ins Erwerbsleben nahmen indessen auch für Frauen die Zwänge der Lebenslaufplanung zu, um die zeitlich befristeten Spielräume bei der Verwirklichung einer Familien- und Berufskarriere zu nutzen. Damit hatte sich auch für Frauenbiographien das Modell der Verzeitlichung von Lebensläufen, wenn auch verspätet, durchgesetzt, das bisher nur für die männliche Normalbiographie galt.

Ostlebensläufe: Verräumlichung der Biographie

Anders als im Westen kam dem „Territorium" seit der Staatsgründung der DDR für das Selbstverständnis des Staates wie für die biographische Identität seiner Bewohner ein unvergleichlich höherer Stellenwert zu. Nicht erst seit dem Mauerbau dienten die territorialen Grenzen zugleich der Abgrenzung von der Gesellschaftsordnung der BRD wie der Verteidigung „nationaler Errungenschaften" in der DDR. Bereits mit dem antifaschistischen Gründungsmythos konnte das in Westdeutschland paralysierende „nationalsozialistische Erbe" abgeworfen werden, das bald kein Thema mehr war (vgl. Kade 1992). Derart der diskreditierten nationalen „Vorgeschichte" entledigt, war man durch den

Aufbau einer „neuen Gesellschaft“ im antikapitalistischen Staat legitimiert. Doch mit der „Geschichtsentrümpelung“ in der DDR ging nicht nur eine Umdeutung der bisherigen Geschichte nach marxistischem Modell einher, sie vollzog sich auch um den Preis, die sozialistische Gesellschaftsordnung quasi „geschichtslos“, ohne Anbindung an die geschichtliche Kontinuität, ohne Vorbild und Vorgänger begründen zu müssen.

Der Abschluß von der westlichen Welt, der isolierende Selbsteinschluß des Territoriums hinter der Mauer seit 1961 ließen eine derart radikale Ablösung von den historischen Wurzeln und vom nationalen Erbe zu. Allerdings sah man sich genötigt, einen identitätsstiftenden Ersatz für die geschichtliche Leerstelle zu finden, der eine kulturelle Identifikation mit dem neuen Staat ermöglichte. Allein die propagierte deutsch-sowjetische Völkerfreundschaft mit dem Bruderland reichte dazu nicht aus, sie mißlang schon deshalb, weil die ökonomische Ausplünderung und spätere Abhängigkeit der DDR von der SU kaum die erwarteten Bindungen schaffen konnte.

Charakteristisch ist vielmehr, daß parallel zu dem bis zuletzt gehuldigten „Internationalismus“ eine Politik der „Verräumlichung der Geschichte“ im Lande selbst vorangetrieben wurde. Innerhalb der engen Grenzen des Territoriums förderte man die Bindung an die Kulturgeschichte der Region, deren Geschichte zunehmend auf die Vermittlung der historisch unverfänglichen Heimatkunde verkürzt wurde. Als Bindemittel diente die in Schule, Betrieb und Freizeit geförderte Identifikation mit den sozialräumlichen und kulturhistorischen Gegebenheiten der Heimatregion, die nicht gleichermaßen historisch belastet war wie die Nation. Dem entsprach auch die später einsetzende Rückbesinnung auf das „humanistische Erbe“, mit dem vorwiegend das Anknüpfen an geistesgeschichtliche Größen und kulturelle Leistungen der Vergangenheit gelang, ohne sich mit der diskreditierten Vorgeschichte insgesamt auseinandersetzen zu müssen. Das humanistische Erbe, z.B. der „Lutherstadt“ Wittenberg, konnte unproblematisch in die Regionalgeschichte integriert und als identifikationsstiftendes Kulturerbe besetzt werden.

Nach der Wende konnte deshalb umstandslos – und ohne einen Identitätsbruch zu riskieren – an die Strukturen der durch heimatkundliche Traditionen „verräumlichten Geschichte“ angeknüpft und die Lücke – die durch die Eliminierung der vierzigjährigen Geschichte der DDR entstanden war – plombiert werden. Gerade das Muster der identifikationsstiftenden Orientierung an der Heimatregion stimmte zugleich mit den Bedürfnissen der Ostdeutschen hochgradig überein, die sich längst mit ihrer Region identifiziert hatten, wo sie lebten und arbeiteten. Die Identifikation mit der DDR und der sozialistischen Gesellschaftsordnung gelang deshalb weniger dem System als vielmehr „vor Ort“, in der Lebenswelt selbst: im Betrieb, in den neuerbauten Großsiedlungen, im Ferienlager, in den Organisationen, die als Vergesellschaftungsinstanzen wirkten. Anders als im Westen konnten sich in den zentral verwalteten, aber lokal

differenzierten sozialen Welten Gemeinschaftserfahrungen ausbilden und Zugehörigkeit auf Dauer stabilisieren, gerade aufgrund der geringeren Mobilität in der DDR. Die Differenz zwischen früher und heute betont eine Zeitzeugin: „Mein Haus, mein Land, mein... mein... mein. Wir hatten aber hier: Unser Land, unser Kulturhaus, unser Kindergarten – seltsam, alles fort" (Lührmann 1996: 165). Kollektive Organisationen der Vergesellschaftung – nicht die historische Tradition – bildeten den sozialräumlichen Kitt, der das Ganze zusammenhielt. Wo man wohnte und arbeitete, bildeten sich Heimatgefühle aus, wurde man über die Stadt, den Bezirk und die Region in das Netz gesellschaftlicher Aufgaben und Versorgungsleistungen integriert.

Zugang zu Positionen und Privilegien wurde nicht primär über individuelle Leistungen, sondern über die sozialräumliche Integration im Netzwerk der Beziehungen und politischen Organisationen erworben. Anders als im Westen blieb das traditionelle Laufbahnmuster der sozialen Herkunft, wenn auch unter umgekehrten Vorzeichen, wesentliches Kriterium für den Zugang zu Positionen: Zunächst als Ausschlußkriterium gegen die Herkunft aus dem Bürgertum gerichtet, setzte sich die Privilegierung der Arbeiterklasse in Aufstieg und Ausbildungswegen durch (vgl. Schweitzer u.a. 1993: 24). Wer indessen an der „anderen Biographie" festhielt, blieb draußen. Erst seit den späten 70er und frühen 80er Jahren ging die soziale Privilegierung der Arbeiterkinder zurück, schlossen sich die Leistungskader zunehmend gegen Neuzugänge von unten ab.

Mit der sozialräumlich organisierten Berufswahllenkung hielt man von der Schule über das Studium und die Weiterbildung Aufstiegswege in den vorgezeichneten und quotierten Bahnen, die den Berufsverlauf weitgehend an die Region banden. Der Lebenslauf war daher weniger als im Westen über individuelle Lebenspläne reguliert und durch eine lebenszeitliche Logik strukturiert als vielmehr sozialräumlich festgelegt. Die Verräumlichung der Biographie betraf auch die Gestaltungsmöglichkeiten ihrer zeitlichen Dimension: Die Normalbiographie war in der DDR durch staatliche Lenkung als zu erwartender Lebensverlauf in seinen Stationen festgelegt. Das machte seine spezifische Sicherheit aus, die nach der Wende kollektiv verlorenging. Aus der Erwartbarkeit von Lebensläufen resultierte die Planungsgewißheit der einzelnen für langfristige Lebenspläne. An die Stelle der überschaubaren Lebensperspektive, der Erwartungssicherheit und Zukunftsgewißheit trat die verallgemeinerte Lebensunsicherheit nach dem Umbruch. Zwar wurde die Biographie der Ostdeutschen von individuellen Beschränkungen der Berufswahl „befreit", doch wog die gewonnene Freiheit nicht die massive Verunsicherung der Existenz auf: „Man hat eben Angst um seinen Arbeitsplatz, man hat Angst um seine Wohnung (...), früher war doch der Weg vorgezeichnet" (Böckmann u.a. 1994: 40).

Die Orientierung ging verloren, nachdem der Lebensweg nicht mehr in seinem gegebenen Verlauf vorgebahnt war, sondern auf eigene Faust gesucht werden mußte. In der DDR orientierte man sich nicht „an" einem selbstge-

setzten Lebensentwurf, man wurde vielmehr vom Kindergarten über die Schule und die Berufsausbildung „auf" den von staatlichen Zentralbehörden vorgegebenen Lebens- und Bildungsweg orientiert.

Daß dennoch das von der Normalbiographie abweichende Verlaufsmuster als Ausweg, Umweg oder Rückzug in die Nische viel häufiger als erwartet von einzelnen realisiert wurde, ist inzwischen vielfach empirisch belegt (vgl. Huinink/Mayer 1993; Diewald/Mayer 1995).

Kennzeichnend ist aber, daß der in der Planwirtschaft unerwünschte Berufs- und Arbeitsplatzwechsel individuell zwar häufiger als erwartet vollzogen wurde. Doch orientierte sich dieser weniger an der verzeitlichten Logik einer individuellen Karriereplanung als vielmehr an der verräumlichten Logik der privaten Familienplanung: Nicht nur Frauen, auch Männer zogen – um die täglichen Wegzeiten zwischen Wohn- und Arbeitsort zu verkürzen – einen Wechsel auf einen wohnortnahen, aber häufig abwärtsmobilen Arbeitsplatz vor, sobald eine Familie gegründet wurde. Umgekehrt waren mit der Studienwahl, mit Weiterbildung und Aufstieg Wohnortwechsel verbunden, wenn die an wenigen Orten konzentrierten fachspezifischen Ausbildungsinstitute nur über einen Ortswechsel zugänglich waren. Geschafft hatten es diejenigen in der DDR, die die begrenzte Zuzugserlaubnis für die Zentrale Ost-Berlin erhielten: Dort waren die wirtschaftlichen und kulturellen Ressourcen gebündelt, war selbst die Versorgung mit Bedarfsgütern privilegiert.

Der Lebenslauf war in seinen Chancen und Grenzen im sozialen Raum festgelegt: Das fing mit der regional unterschiedlichen Versorgung mit Gütern des alltäglichen Bedarfs an und setzte sich mit der begrenzten Zuteilung von Wohnraum fort, es manifestierte sich in Ausbildungschancen an bestimmten Orten und mündete in dem Privileg räumlicher Freizügigkeit. Wer als Auslandskader vorgesehen war, hatte das große Los gezogen. Bis zuletzt blieben Lebensträume in der „eingeschlossenen Gesellschaft" Reiseträume: Einmal auf der „Arkona" reisen, einmal in Moskau studieren, irgendwann einmal im „reisemündigen Alter" zu sein, um den „Mumien-Express" zu besteigen und gen Westen zu fahren, das war das unerfüllte Ziel vieler.

Das verräumlichte Biographiemuster in der DDR muß heute dem anderen, von außen übergestülpten Zeitmuster der Biographie weichen, nachdem Ost- und Westdeutsche wiedervereinigt sind. Die erzwungene Mobilität und Entwurzelung der Ostdeutschen ist enorm: Kaum einer ist heute noch auf demselben Arbeitsplatz, auf dem er zum Zeitpunkt der Wende war. Die ostdeutschen Städte entvölkerten sich, die Pendler in den Westen nahmen zu, und zu viele der Jungen und Qualifizierten wanderten für immer in den Westen ab. Die Ostdeutschen sind nun mobil. Doch sind viele dem rapiden Identitätswechsel nicht gewachsen, fühlt sich manch einer als „Fremder im eigenen Land".

Literatur

Bildungsarbeit

Alheit, P./E.M. Hoerning (Hg.): Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung. Frankfurt a.M./New York 1989

Baltes, P.B./Mittelstrass, J. (Hg.): Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung. Berlin/New York 1992

Becker, S./Rudolph, W. (Hg.): Handlungsorientierte Seniorenbildung. Modellprojekte: Konzeptionelle Überlegungen – praktische Beispiele. Opladen 1994

Behrens-Cobet, H./Schaefer, A.: Geteilte Erfahrungen. Ein deutsch-deutsches Dialogprojekt nach 1945. Münster 1994

Behrens-Cobet, H.: Nachkriegserfahrungen im Dialog. Rückblick auf ein deutsch-deutsches Projekt der politischen Bildung. In: Jurgovsky/Bompke 1997

Boulboullee, G.: Es geht um eigene Bilder der Erinnerung. In: Frankfurter Rundschau vom 5.11.1995

Brandes, A./Lölhoffel, H.: „Die Menschen haben ein Recht auf Wahrheit." FR-Gespräch mit Rita Süssmuth über die Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit. In: Frankfurter Rundschau vom 8.7.1995

Breckner, R.: Von den „Zeitzeugen" zu den „Biographen". In: Jurgovsky/Bompke 1997

Brödel, R.: Teilnehmerforschung im Überblick – Deutschland als Fallbeispiel. In: Akademie der politischen Bildung (Hg.): Jahrbuch: Teilnehmerforschung im Überblick. Bonn 1995

Brumlik, M.: Erziehung nach Mölln oder: Im Gedenken unterweisen. In: Erziehung + Wissenschaft 4/1995

Bundesministerium für Frauen, Jugend, Familie und Senioren (Hg.): Dialog der Generationen. Projekte, Ideen, Möglichkeiten im Rahmen der Jugendhilfe. Bonn 1995

Bundesministerium für Frauen, Jugend, Familie und Senioren (Hg.): Ältere Menschen als Helfer in ehrenamtlichen Diensten. (Materialien zum Modellprogramm Seniorenbüro. Bd. 5.) Bonn 1995

Buschmeyer, H./Behrens-Cobet, H.: Biographisches Lernen. Soest: Landesinstitut für Schule und Weiterbildung 1990

Calließ, J. (Hg.): Getrennte Vergangenheit – Gemeinsame Geschichte. Zur historischen Orientierung im Einigungsprozeß. Loccumer Protokolle 65/1991

Ecker, A.: „Forschendes Lernen" – Zur Dialektik der „Oral History" in Schule und Erwachsenenbildung. In: Ehalt, H.Ch. (Hg.): Geschichte von unten. Wien u.a. 1984

Geissler, K.A.: Anfangssituationen. Was man tun und besser lassen sollte. Weinheim/Basel 1991

Glanz, D.: Wissenschaftlich tätige Senioren in Altersprojekten. Lernen und Handeln. In: Symposiumbericht „Bildung und Senioren: Märkte und Möglichkeiten". Maastricht 1995

Grenz-Erfahrungen. Erlebtes Europa – Europa erleben. Ein internationales Modellprojekt zur Seniorenkulturarbeit. Köln 1995

Jurgovsky, M./Bompke, H. (Hg.): Biographische Arbeit in der Erwachsenenbildung. Bonn 1997 (im Druck)

Kade, S.: Arbeitsplananalyse Altersbildung. Frankfurt/M. 1992

Kade, S.: Individualisierung und Älterwerden. Bad Heilbrunn 1994

Kade, S.: Memoiren eines Großbetriebes. Selbsterforschung einer Betriebsgeschichte durch ehemalige Werksangehörige. In: Jurgovsky/Bompke 1997

Kestenberg, J.: Spätfolgen bei verfolgten Kindern. In: Psyche 8/1993

Knopf, D.: „Erfahrungswissen älterer Menschen nutzen" – Gerontologische Implikationen einer sozialpolitischen Programmatik. In: Knopf u.a.: Produktivität des Alters. Berlin: Deutsches Zentrum für Altersfragen (DZA) 1990

Knopf, D.: Die soziale Relevanz des Alters – Fiktion oder reale Utopie. Vortragsmanuskript, Symposium Wittlich 1994

Kohli, M.: Antizipation, Bilanzierung, Irreversibilität – Dimensionen der Auseinandersetzung mit Problemen im mittleren Erwachsenenalter. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 1/1986

Kohli, M.: Altern in soziologischer Perspektive. In: Baltes/Mittelstrass 1992

Kohli, M./Freter, H.-J. u.a.: Engagement im Ruhestand. Rentner zwischen Erwerb, Ehrenamt und Hobby. Opladen 1993

Kohli, M./Wolf, J.: Altersgrenzen im Schnittpunkt von betrieblichen Interessen und individueller Lebensplanung. Das Beispiel des Vorruhestandes. In: Soziale Welt 1/1987

Kondratowitz, H.-J. (Hg.): Die zukünftige Dominanz prekärer „Normalitäten". Zur gesellschaftlichen Gestaltbarkeit von Lebens- und Altersverläufen. In: Kondratowitz (Hg.) Die gesellschaftliche Gestaltbarkeit von Altersverläufen. Berlin 1994

Küchler, F. v./Kade, S. (Hg.): Erwachsenenbildung im Übergang. Deutsch-deutsche Dialogversuche. Fankfurt/M.: PAS/DVV 1992

Kulke, Ch./Kopp-Degethoff, H./Ramming, J. (Hg.): Wider das schlichte Vergessen. Der deutsch-deutsche Einigungsprozeß: Frauen im Dialog. Berlin 1992

Mader, W.: Emotionalität und Individualität im Alter. In: Kade 1994

Maier, Ch.: Gemeinsames Voneinander-Lernen aus der persönlichen Lebensgeschichte. In: Buschmeyer, H./Behrens-Cobet, H.: Biographisches Lernen. Soest 1990

Meinel, M.: Frauengesprächskreise: Konzeptionen und Veranstaltungsbeispiele. Frankfurt/M.: DIE 1994

Messerschmidt, A./Sept-Hubrich, G.: Mancher Abschied ist schön. (Hrsg. v. DEAE) Karlsruhe 1994

Messerschmidt, A./Sept-Hubrich, G.: Umständliches Denken oder: Könnte es sein, daß die Biographien stören? In: Jurgovsky/Bompke 1997

Mitscherlich, M.: Was können wir aus der Vergangenheit lernen? In: Psyche 8/1995

Müller-Hohagen, J.: Geschichte in uns. München 1994

Nacke, B. (Hg.): Engagement durch Bildung – Bildung durch Engagement. Materialien zum Projekt „Aktiver Vorruhestand". Abschlußbericht der wissenschaftlichen Begleitforschung. (Herausgegeben im Auftrag der KBE.) Bonn 1996

Nagel, J.: Plaste und Elaste. Die DDR-Alltagskultur kommt ins Museum. In: Frankfurter Rundschau vom 13.1.1996

Naegele, G.: Bildungs- und Freizeitmodelle für Frührentner. In: Karl, F./Tokarski, W. (Hg.): Bildung und Freizeit im Alter. Bern u.a. 1992

Perbandt-Brun, H.: Projekt „Erfahrungswissen älterer Menschen nutzen". In: Unfreiwillig in den vorzeitigen Ruhestand – kann Weiterbildung helfen? (Hg. BMBW.) Bonn 1994

Puch, H.-J.: Inszenierte Gemeinschaften – Gruppenangebote in der Moderne. In: neue praxis 1/1991

Reichel, P.: Politik der Erinnerung. München 1995

Schachtner, Ch.: Störfall Alter. Für ein Recht auf Eigensinn. Frankfurt/M. 1988

Schäuble, G.: Sozialisation und Bildung der jungen Alten vor und nach der Berufsaufgabe. Stuttgart 1995

Sill, O.: Zerbrochene Spiegel. Studien zur Theorie und Praxis modernen autobiographischen Erzählens. Berlin u.a. 1991

Strauss, A.: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. München 1994

Teipen, Ch.: „DDR-Veteranen" und Westgewerkschaften. Fallstudie einer Begegnung zweier Welten. In Wolf/Kohli 1995

Tews, H.P.: Bildung im Strukturwandel des Alters. In: Schlutz, E./Tews, H.P. u.a: Perspektiven zur Bildung Älterer. Frankfurt/M.: PAS/DVV 1992

Tietgens, H.: Zur Verarbeitung lebensgeschichtlicher Erfahrungen. In: Schlutz, E./Tews, H.P. u.a: Perspektiven zur Bildung Älterer. Frankfurt/M.: PAS/DVV 1992

Wolf, J.: Die „soziale Logik“ von Entberuflichungsstrategien im Vergleich der alten und neuen Bundesländer. In: Kondratowitz 1994

Wolf, J./Kohli, M. (Hg.): Alter und gewerkschaftliche Politik. Köln 1995

Zahn, L.: Die akademische Seniorenbildung. Weinheim 1993

Ostdeutschland im Umbruch

Bäcker, G.: Im Übergang vom Erwerbsleben in den Ruhestand. Beschäftigungsperspektiven zwischen demographischem Wandel und anhaltender Arbeitslosigkeit. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zu „Das Parlament“ 44/1993

Bansemir, G./Kuhlmey, A.: Zur Situation älterer Arbeitnehmer und die Aufgabe der Berufstätigkeit: Vorruhestand. In: Schütz, R.-M./Kuhlmey, A./Tews, H.P.: Altern in Deutschland. Berlin 1992

Bertram, B.: Zur Entwicklung der sozialen Geschlechterverhältnisse in den neuen Bundesländern. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zu „Das Parlament“ 6/1993

Bertram, H./Hradil, S./Kleinhenz, G. (Hg.): Sozialer und demographischer Wandel in den neuen Bundesländern. Berlin 1995

Böhm, M.: Nur noch jedes dritte Mitglied arbeitet in den industriellen Kernen. In: Frankfurter Rundschau vom 2.5.1996

Büchner, G.: Die Auswirkungen der Vereinigung auf die zwischenmenschlichen Beziehungen. In: Gruppendynamik 3/1992

Ernst, J.: Frühverrentung in Ostdeutschland. Frankfurt/M. 1995

Ernst, J.: Die soziale Lage im Vorruhestand und einige Folgen für die Bildungsarbeit mit Älteren. In: Küchler/Kade 1993

Ferchland, R./Ulrich, R.: Junge Alte in den neuen Bundesländern – eine Generation in der Krise. In: Sydow u.a. 1995

Fooken, I. (Hg.): Alter(n) aus Frauensicht. Essen 1995

Gabriel, O.W.: Institutionenvertrauen im vereinigten Deutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zu „Das Parlament“ 43/1993

Gather, C./Gerhard, U./Prinz, K./Veil, M. (Hg.): Frauenalterssicherung. Lebensläufe von Frauen und ihre Benachteiligung im Alter. Berlin 1991

Geißler, T.: Die ostdeutsche Sozialstruktur unter Modernisierungsdruck. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zu „Das Parlament“ 29-30/1992

Genz, M.: Retrospektive Biographien älterer Frauen in der ehemaligen DDR. In: Gather u.a. 1991

Höppner, R.: Die Gnadenlosigkeit der Politik macht die Demokratie kaputt. In: Frankfurter Rundschau vom 8.12.1995

Honningfort, B.: Vom Stahlofen zum Gemischtwarenladen. In: Frankfurter Rundschau vom 1.11.1995

Hradil, S.: Epochaler Umbruch oder ganz normaler Wandel? In: Umbrüche in der Industriegesellschaft. Herausforderungen für die politische Bildung. Bonn 1990

Huinink, J./Mayer, K.U.: Lebensverläufe im Wandel der DDR-Gesellschaft. Frankfurt/M. 1993

Jakob, G./Olk, Th.: Die Statuspassage des Vorruhestands im Transformationsprozeß Ostdeutschlands. In: Löw, M./Meister, D./Sander, U. (Hg.): Pädagogik im Umbruch. Kontinuität und Wandel in den neuen Bundesländern. Opladen 1995

Joas, H./Kohli, M. (Hg.): Der Zusammenbruch in der DDR. Soziologische Analysen. Frankfurt/M. 1993

Kade, S.: Altersbildung. Bd. 1: Lebenssituation und Lernbedarf. Bd. 2: Ziele und Konzepte. Frankfurt/M.: DIE 1994

Kaelble, H./Kocka, J./Zwahr, H.: Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart 1994

Koch, R.: Lebensweise und Wertewandel. Langfristige Veränderungen und aktuelle Krisenerscheinungen im Alltag der DDR. In: Strunk, G. u.a.: Wiederbegegnung. Frankfurt/M.: PAS/DVV 1990

Kohli, M. u.a.: Je früher – desto besser? Die Verkürzung des Arbeitslebens am Beispiel des Vorruhestandes in der chemischen Industrie. Berlin 1989

Kohli, M./Wolf, J.: Altersgrenzen im Schnittpunkt von betrieblichen Interessen und individueller Lebensplanung. In: Soziale Welt 1/1987

Kondratowitz, H.-J. (Hg.): Die gesellschaftliche Gestaltbarkeit von Altersverläufen. Berlin 1994

Kraetsch, D. u.a.: Senioren in Rostock. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung. In: Widersprüche 48/1993 (Thema: Alte Menschen zwischen Norm und Selbstbestimmung)

Kretzschmar, A. u.a.: Vorruhestand in Ostdeutschland. In: Biss-publik (Berliner Institut für Sozialwissenschaftliche Studien) 9/1992

Küchler, F. von/Kade, S. (Hg.): Erwachsenenbildung im Übergang. Frankfurt/M.: PAS/DVV 1992

Kuhlmey, A.: Die Zeit danach – freiwilliges Engagement und Frühverrentung. In: Fooken 1995

Kuhlmey, A./Oehlert, A.: Das Alter ist weiblich. Zur Situation alter und älterer Frauen in der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik. In: Gather u.a. 1991

Link, F.J.: Die ostdeutsche Industrie im strukturellen Wandel. In: iw-trends 1/1994

Lüdtke, A. (Hg.): Alltagsgeschichte. Frankfurt/M. 1989

Marz, L.: Dispositionskosten des Transformationsprozesses. Werden mentale Orientierungsnöte zum wirtschaftlichen Problem? In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zu „Das Parlament" 24/1992

Mohr, G. (Hg.): Ausgezählt. Theoretische und empirische Beiträge zur Psychologie der Frauenerwerbslosigkeit, Bd. 6. Weinheim 1993

Nacke, B. (Hg.): Engagement durch Bildung – Bildung und Engagement. Materialien zum Projekt „Aktiver Vorruhestand". Abschlußbericht der wissenschaftlichen Begleitforschung. (Herausgegeben im Auftrag der KBE.) Bonn 1996

Nacke, B./Grossmann, D./Toonen, R. (Hg.): Bildungsinitiative für eine ungewöhnliche Zielgruppe. Materialien zum Projekt „Aktiver Ruhestand". Gesamtbericht und Perspektiven. (Herausgegeben im Auftrag der KBE.) Bonn 1996

Naegele, G.: Frühverrentete zwischen „neuen Alten" (West) und „neuen Armen" (Ost)? In: Kondratowitz 1994

Niethammer, L.: Annäherung an den Wandel. Auf der Suche nach der volkseigenen Erfahrung in der Industrieprovinz der DDR. In: Lüdtke 1989

Pollack, D.: Das Ende der Organisationsgesellschaft. In: Zeitschrift für Soziologie 4/1990

Priller, C.: Vorzeitiger Ausstieg aus dem Erwerbsleben in den neuen Bundesländern und subjektive Auswirkungen. In: Kondratowitz 1994

Roloff, J.: Alternde Gesellschaft in Deutschland. Eine bevölkerungsstatistische Analyse. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zu „Das Parlament" 35/1996

Rosenow, J./Naschold, F. u.a.: Die Altersgrenzenpolitik von Unternehmen und Staat in der Bundesrepublik Deutschland. Zur Regelungslogik der Nutzung älterer Arbeitskräfte. Berlin 1994

Sydow, H. u.a. (Hg.): Chancen und Risiken im Lebenslauf. Beiträge zum gesellschaftlichen Wandel in Ostdeutschland. Berlin 1995

Schmid, K.-P.: Im Osten zu wenig Neues. Der Versuch, industrielle Kerne zu retten, ist bis auf wenige Ausnahmen gescheitert. In: Die Zeit vom 14.2.1997

Schwitzer, K.P.: Zur sozialen Lage der AltersrentnerInnen in der DDR vor der Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion. In: WSI-Mitteilungen 8/1990

Schwitzer, K.P.: Ältere Menschen in den neuen Bundesländern. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zu „Das Parlament" 29-30/1992

Schwitzer, K.P./Winkler, G. (Hg.): Altenreport 1992. Zur sozialen Lage und Lebensweise älterer Menschen in den neuen Bundesländern. Berlin 1993

Stephan, H./Wiedemann, E.: Lohnstruktur und Lohndifferenzierung in der DDR. In: Mitteilungen zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (MAB) 4/1990

Tews, H.-P.: Berufsaufgabe: „Gravitationszentrum" des Strukturwandels des Alters. In: Soziologische Revue 13/1990

Tews, H.-P.: Altern Ost – Altern West. In: Naegele, G./Tews, H.-P.: Lebenslagen im Strukturwandel des Alters. Opladen 1992

Verheugen, G. (Hg.): 60 plus. Die wachsende Macht der Älteren. Köln 1994

Voskamp, U./Wittke, V.: Aus Modernisierungsblockaden werden Abwärtsspiralen. Zur Reorganisation von Betrieben und Kombinaten der DDR. In: Berliner Journal für Soziologie 1/1991

Weber, H.: DDR – Grundriß der Geschichte 1949 – 1990. Hannover 1991

Weihrich, M.: Wenn der Betrieb schließt. Über alltägliche Lebensführung von Industriearbeitern im ostdeutschen Transformationsprozeß. In: Bios 2/1993

Wetzel, P.: Von der Chemiemetropole zur Vorruhestandsregion: Der Industriestandort Leuna/Merseburg im Umbruch. In: Kondratowitz 1994

Winkler, G.: Das andere deutsche Alter. Lebenslagen und Lebensweisen älterer Menschen in den neuen Bundesländern. In: Verheugen 1994

Winkler, G.: Frauenreport '90. Berlin (Ost) 1990

Wolf, J.: Die Vergesellschaftungslücke. Der Vorruhestand in den neuen Bundesländern. In: Zeitschrift für Sozialreform 11-12/1991

Wolf, J.: Die „soziale Logik" von Entberuflichungsstrategien im Vergleich der alten und neuen Bundesländer. In: Kondratowitz 1994

Wollny, K./Gadowsky, U./Kuhlmey, A.: „Sei froh, daß du dich abgesetzt hast." Individuelle und soziale Folgen des Vorruhestandes für Frauen. Vortragsmanuskript, Humboldt-Universität, 13.12.1991

Wüpper, Th.: Fünf Jahre danach – die Kluft zwischen den Gewinnern und Verlierern wächst. In: Frankfurter Rundschau vom 30.9.1995

Ziller, P.: Nur jeder Dritte geht gesund in Rente. In: Frankfurter Rundschau vom 24.4.1992

Alltagsgeschichte und Biographie

Arbeitsgruppe Literatur und Erfahrung: Oral History. Geschichte von unten. 10/1982

Assmann, A.: Zur Metaphorik der Erinnerung. In: Assmann/Harth 1991

Assmann, A./Harth, D. (Hg.): Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung. Frankfurt/M. 1991

Bahrmann, H./Links, Ch.: Wir sind das Volk. Die DDR zwischen 7. Oktober und 17. Dezember 1989. Eine Chronik. Berlin und Weimar 1990

Behnken, I./Schmid, P.: Arbeitsbericht. Sozialisation in Frauentagebüchern. Diaristinnen im Generationenvergleich. In: Schneider 1995

Beier, R./Biedermann, B. (Hg.): Lebensstationen in Deutschland 1903-1993. (Katalog der Ausstellung 1993 im Zeughaus Berlin.) Berlin 1993

Belgrad, J./Melenk, H. (Hg.): Literarisches Verstehen – literarisches Schreiben. Positionen und Modelle zur Literaturkritik. Hohengehren 1996

Bergmann, K./Schörken, R. (Hg.): Geschichte im Alltag – Alltag in der Geschichte. Düsseldorf 1982

Bertaux, D./Bertaux-Wiame, I.: Biographie des frischen Brotes: Studien über das Bäckerhandwerk in Frankreich. Paris 1978

Bertels, L./Herlyn, M. (Hg.) Lebenslauf und Raumerfahrung. Opladen 1990

Blimlinger, E. u.a.: Lebensgeschichten. Biographiearbeit mit alten Menschen. Hannover 1994

Bockhorn, O. (Hg.): Die andere Kultur. Wien u.a. 1982

Breckner, R.: Von den „Zeitzeugen“ zu den „Biographen“ In: Jurgovsky 1997

Brose, H.-G./Hildenbrand, B. (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen 1988

Brüggemeier, F.-J.: Aneignung vergangener Wirklichkeit. Der Beitrag der Oral History. In: Voges 1987

Burke, P.: Geschichte als soziales Gedächtnis. In: Assmann/Harth 1993

Clemens, P.: „Geschichte von unten“ in der DDR? In: Ergebnisse Geschichtswerkstatt 24/1991

Diewald, M./Mayer, K.U. (Hg.): Zwischenbilanz der Wiedervereinigung. Strukturwandel und Mobilität im Transformationsprozeß. Leverkusen 1995

Dittmer, L./Siegried, D. (Hg.): Ost-West-Geschichten. Schüler schreiben über Deutschland. München 1996

Dittmer, L./Siegfried, D. (Hg.): Spurensuche. Ein Praxisbuch für historische Projektarbeit. Weinheim/Basel 1997

Dölling, J./Kulmey-Oehlert, A./Seibt, G.: Unsere Haut. Tagebücher von Frauen. Berlin 1992

Ehalt, H.Ch. (Hg.): Geschichte von unten. Wien u.a. 1984

Ehalt, H.Ch.: Geschichte von unten. Umgang mit Geschichte zwischen Wissenschaft, politischer Bildung und politischer Aktivierung. In: Ehalt 1984

Ehalt, H.Ch. u.a. (Hg.): Geschichtswerkstatt, Stadtteilarbeit, Aktionsforschung. Wien 1984

Ehalt, H.Ch.: Situation und Perspektiven gegenwärtiger Kulturarbeit. In: Ehalt u.a. 1984

Erpenbeck, J./Weinberg, J.: Menschenbild und Menschenbildung. Münster/New York 1993

Fingerhut, K./Tuschi, C.: Begriffsgesteuerte und bildgeleitete Phantasie. Interpretation und Verfilmung von Franz Kafkas Erzählung „Ein Landarzt“. In: Belgrad/Melenk 1996

Fischer, G.: Autobiographische Texte als historische Quelle. In: Ehalt 1984

Fischer, W./Kohli, M.: Biographieforschung. In: Voges 1987

Folkers, H.: Die gerettete Geschichte. In: Assmann/Harth 1991

Frauenalltag und Frauenbewegung 1890 – 1980. Ausstellungskatalog, Historisches Museum Frankfurt. Frankfurt/M. 1981

Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt/M. 1987

Geibel, Ch.: Darstellung und Dokumentation. In: Dittmer/Siegfried 1997

Giegel, H.-J.: Konventionelle und reflexive Steuerung der eigenen Lebensgeschichte. In: Brose, H.-G./Hildenbrand, B. (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen 1988

Gößwald, U./Thamm, L. (Hg.): Erinnerungsstücke. Das Museum als soziales Gedächtnis. Berlin 1992

Halbwachs, M.: Das kollektive Gedächtnis. Frankfurt/M. 1991

Helling, V.: Bausteine berufsbiographischer Sozialisation. In: Bios 1/1996

Hey, B./Mayer, U. u.a.: Umgang mit Geschichte. Geschichte erforschen und darstellen – Geschichte erarbeiten und begreifen. Stuttgart 1992

Kade, S.: Erinnerung: Zur Gegenwart des Holocaust in Deutschland-Ost. Ein Tagungsbericht. In: Literatur und Forschungsreport Weiterbildung 29/1992

Kade, S.: Deutungsblockaden – Verständnisbarrieren im innerdeutschen Dialog. In: Nuissl, E. u.a.: Verunsicherungen in der politische Bildung. Bad Heilbrunn 1992

Kinter, J. u.a.: Spuren suchen. Leitfaden zur Erkundung der eigenen Geschichte. Hamburg 1985

Kocka, J./Sabrow, M. (Hg.): Die DDR als Geschichte. Fragen – Hypothesen – Perspektiven. Berlin 1994

Kohli, M.: Normalbiographie und Individualität: Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes. In: Brose/Hildenbrand 1988

Konrad, H.: Neue Wege in der Forschung und Vermittlung von Geschichte. In: Ehalt 1984

Koselleck, R./Mommsen, W.J. u.a. (Hg.): Objektivität und Parteilichkeit. München 1977

Kreisvolkshochschule Plön (Hg.): Spurensuche III. Kindheit in der Probstei. Plön 1992

Kuczynski, J.: Lügen, Verfälschungen, Auslassungen, Ehrlichkeit und Wahrheit. Fünf verschiedene und für den Historiker gleich wertvolle Elemente in Autobiographien. In: Alheit, P./Hoerning, E. (Hg.): Biographisches Wissen. Frankfurt/M. 1989

Kuhn, Annette (Hg.): Die Chronik der Frauen. Dortmund 1992

Lindner, B.: Biographische Forschung in Ostdeutschland. In: Bios 2/1991

Lindquist, S.: Grabe, wo du stehst. In: Ehalt u.a. 1984

Lüdtke, A. (Hg.): Alltagsgeschichte. Frankfurt/M. 1989

Lüdtke, A.: Historische Fotos. Die Wirklichkeit der Bilder. In: Dittmer/Siegfried 1997

Lührmann, S.: ...und fand eine Wunde. Echos aus Eisenach. In: Dittmer, L./Siegfried, D.: Ost-West-Geschichten. München 1996

Mader, W.: Emotionalität und Verständigung. Zur Rolle emotionaler Kultur in Generationenbeziehungen, Geschlechterdifferenzen und Lebensstilen. In: Landesverband der Volkshochschulen Niedersachsens (Hg.): Lebensweisen im Wechselblick. Hannover 1993

Mast, C. (Hg.): ABC des Journalismus. Ein Leitfaden für die Redaktionsarbeit. Konstanz 1994

Minister für Arbeit, Gesundheit und Sozialordnung des Saarlandes (Hg.): Projekt: Zeitzeugen der ersten Jahrhunderthälfte. Köln 1989

Mitterauer, M.: Aber arm wollte ich nicht sein. Ein Rundfunkprojekt über die Lebensverhältnisse ländlicher Unterschichten. In: Ehalt 1984

Müller-Hohagen, J.: Geschichte in uns. München 1994

Mutz, G.: Das Problem der Versprachlichung von Arbeitslosigkeit in West- und Ostdeutschland. In: Bios 1/1996

Nagel, J.: Plaste und Elaste. Die DDR-Alltagskultur kommt ins Museum. In: Frankfurter Rundschau vom 13.1.1996

Niethammer, L: Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History. In: Niethammer/Plato 1985

Niethammer, L./Plato, A. von (Hg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten..." Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd 3.) Berlin/Bonn 1985

Niethammer, L./Plato, A. von (Hg.): „Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist". (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd 2.) Bonn 1995

Platt, K./Dabag, M./Heil, S. (Hg.): Generation und Gedächtnis. Leverkusen 1995

Reichel, P.: Politik der Erinnerung. München 1995

Reutter, G.: Unterschiedliche Sprachen – unterschiedliche Beratung. Vortragsmanuskript, Bamberg 1995

Rosenthal, G.: Geschichte in der Lebensgeschichte. In: Bios 2/1988

Roshani, A./Schnibben, C.: Des Kanzlers kleine Helden. In: Der Spiegel 46/1996

Rusinek, B.-A. u.a. (Hg.): Einführung in die Interpretation historischer Quellen. Paderborn u.a. 1992

Rytz, P.: Durch Bilder neu sehen und sprechen lernen. Frankfurt/M.: DIE 1994

Schneider, I.: Weltanschauliche Erziehung in der DDR. Normen – Praxis – Opposition. Eine kommentierte Dokumentation. Opladen 1995

Schlegelmilch, C.: Generationen im Gespräch. Handreichungen für die neuen Bundesländer. (Unter Mitarbeit von Maud Meinel.) Frankfurt/M.: DIE 1994

Schweitzer, C.C. u.a. (Hg.): Lebensläufe hüben und drüben. Opladen 1993

Siegfried, D.: Ergebnisse des Schülerwettbewerbs Deutsche Geschichte: Ost-West, West-Ost-Geschichten. In: Bios 2/1995

Simon, D.: Wem gehört die Geschichte? In: Wochenpost vom 11.4.1996

Steinbach, L.: Bewußtseinsgeschichte und Geschichtsbewußtsein. Reflexionen über das Verhältnis von autobiographischer Geschichtserfahrung und Oral History. In: Bios 1/1995

Strauss, A.: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. München 1994

Vargas Llosa, M.: Dinosaurier in schwierigen Zeiten. In: Frankfurter Rundschau vom 7.10.1996

Voges, W.: Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen 1987

Voigt, J.: Auf dem Möbelmarkt für Liebhaber der untergegangenen DDR. In: Wochenpost vom 18.2.1993

Vorländer, H. (Hg.): Oral History. Göttingen 1990

Werner, G.: Fräulein Mutter und andere Heldinnen. Das neue Museum für Arbeit in Hamburg zeigt den Alltag in Küche, Kinderstube und Fischfabrik. In: Die Zeit vom 24.1.1997

Chronik der DDR: Von der SBZ bis zur Nachwendenzeit 1945-1993 (Entwurf: Sylvia Kade, Textgestaltung: Andrea Mader)

Jahr	Alltag	Kultur	Bildung	Wirtschaft	Politik
1945	ZERSTREUUNG DER FAMILIEN Kriegsende: 6 Mio in Kriegsgefangenschaft 2 Mio Invalide 12 Mio Flüchtlinge 7,5 Mio obdachlos „TRÜMMERFRAUEN“ Sowj. Zone: 2,1 v. 5 Mio Wohnungen zerstört	„KULTURBUND“, Präs. J. R. Becher: „Einheitsfront der deutschen Geistesarbeiter“ Zeitschrift „Aufbau“ „Defa“	HOFFNUNG AUF EIN BESSERES DEUTSCHLAND „antifaschistisch-demokratische Übergangsperiode“ „Deutsche Zentralverwaltung f. Volksbildung“ Vs. P. Wandel „UMERZIEHUNG“	August: „POTSDAMER ABKOMMEN“, Dezentralisierung d. Wirtschaft, Demontagen Aussiedlung Deutscher aus Osteuropa BODENREFORM durch Enteignung, 3.9. in sowjetisch besetzter Zone (SBZ)	„KONFERENZ IN JALTA“: Teilung Dt. in 4 Sektoren, Kontrollrat, 4.2. 8.5. KRIEGSENDE KAPITULATION „Alliierter Kontrollrat“ 14.7. „Antifa-Block“:KPD, SPD, CDU und LDPD in Sowjetzone (SMAD)
1946	LEBENSMITTEL-RATIONIERUNG „Marmeladenbemmen“ v. Sowjetbesatzern für Kinder Wärmestuben Volksküchen	Kunst „dem Inhalt nach sozialistisch, der Form nach realistisch“ Staudte „Die Mörder sind unter uns“	2/3 der NS-Lehrer ausgetauscht, es fehlen in SBZ 40.000 Lehrer Gesetz über „Einheitsschule“ (8 Jahre) „Freie Deutsche Jugend“ FDJ (14-25 Jahre)	„Kohlenklau“ wg. Kälte „Hamsterfahrten“ ARBEITSPFLICHT	21.4. VEREINIGUNGS-PARTEITAG der SED = KPD + SPD „Gesetz zur Demokratisierung“
1947	HUNGERWINTER Kürzung der Lebensmittelrationen „Zigarettenwährung“	1. gesamtdeutscher Schriftstellerkongreß: Vielfalt der Kultur und Bündnis mit bürgerlicher Intelligenz	„Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes VVN“ (-1953)	Stillstand der Industrie wg. Kälte SCHWARZMARKT	1.1. BIZONE: Wirtschaftseinheit der brit. u. amerik. Zonen II. Parteitag SED 20.-24.9.: Zwangskollektivierung/ Aufbau Schwerindustrie

Jahr	Alltag	Kultur	Bildung	Wirtschaft	Politik
1948	UNTERERNÄHRUNG 4 von 5 Deutschen „Kopfquote“ 40.- DM in Westzonen Bergmann Adolf Henneke Held der Arbeit	„Junge Pioniere“ (6-10 J.) Kampagne gegen „Formalismus“ (Dymschitz) „Sinn und Form“ (Becher/Huchel) E. Engel: „Affaire Blum“	„Einheit von Ökonomie und Bildung“ zur Bedarfssteuerung	WÄHRUNGSREFORM 18.6. West/20.7. Ost „Vereinigung volkseigener Betriebe“ (VVB) 28.6. Luftbrücke West-Berlin (USA/GB)	16.4. Marshall-Plan Westzonen 23./24.6. BERLIN-BLOCKADE 2.12. Spaltung Berlins Kasernierte Volkspolizei
1949	Rückkehr Kriegsgefangene/Flüchtlinge NOTUNTERKÜNFTE	KULTURKAMPF: Gegen Kosmopolitismus („national wurzellos“) und Dekadenz Hymne: „Stalin, Freund, Genosse" (ab 1956 tabu)	„Arbeiter- und Bauernfakultäten“ (-1963) Nationalhymne: „Auferstanden aus Ruinen" v. Eisler/Becher	AUFSTIEG der Machtelite v. Widerstandskämpfern, „Aktivisten der ersten Stunde“ aus Antifalagern und Exil RGW/COMECON, April	Verfassung BRD 24.5./DDR 29.5. 7.10. Gründung DEUTSCHE DEMOKRATISCHE REPUBLIK 10.10. W. Pieck MP
1950	HO-Läden Versorgungsengpässe 53,6 % VEB, 40,6 % Privatbesitz	29.4. Schauprozeß Herwegen/Brundert 24.8. SÄUBERUNG in SED-Führung Parteilied: „Die Partei hat immer recht"	10-KLASSEN-SCHULE Deutschlandtreffen FDJ Volljährigkeit 18 J.	PLANWIRTSCHAFT 1. Fünfjahrplan jede 2. Frau ist erwerbstätig	8.2. „Ministerium für Staatssicherheit“ (MfS) 20.-24.7. III. Parteitag der SED
1951	ÜBERLASTUNG DER FRAUEN „Gesetz über Mutter- und Kinderschutz“	„Weltjugendfestspiele“ Berlin ZK: „Kampf gegen Formalismus“: Verbot Barlach-Ausstellung,	ZWEITE HOCHSCHULREFORM Einheitl. Studienpläne ML-Grundstud. Pflicht	rascher „AUFBAU DES SOZIALISMUS“ Auflösung VVB	Interzonen-Handelsabkommen zw. DDR/BRD 1. Fünfjahrplan: „Aus Stahl wird Brot“

Jahr	Alltag	Kultur	Bildung	Wirtschaft	Politik
	1. sozialistische Stadt: Stalinstadt	Verband bildender Künstler (VBK)/Schriftstellerverband (SV), Vs. A. Seghers		VEB Eisenhüttenstadt Gründungswelle Kombinate = Zentralisierung	
1952	Telefonverbindung zum Westen abgebrochen tägliche Stromsperren 200.000 fliehen „Nationales Aufbauwerk“: Stalinallee	Kunst folgt „Marschrichtung des politischen Kampfes“, MP Grotewohl Kurs gegen „Wühltätigkeit antisozialist. Elemente“ „Fritz, der Traktorist" Lied zum Aufbau	„Gesellschaft für Sport und Technik“ - paramilit. Jugendorganisation	AUFBAUJAHRE Niedriglöhne, extreme Arbeitszeitbelastung VEB Leuna-Werke	„Stalin-Note“: Friedensvotum v. Westen abgelehnt, Bedingung „freie Wahlen“, 10.3. SPERRZONE 23.7. Auflösung der 5 Länder in 14 Bezirke, 217 Kreise
1953	1. Höhepunkt der Flüchtlingswelle: 120.000 verlassen SBZ „Neuer Kurs“: VERBESSERUNG DER LEBENSLAGE Umstellung auf Massenbedarfsgüter, Wohnungsbauprogramm, Mindestrente 75.- DM	Kirchenprotest gegen Repressalien („Junge Gemeinde“) Neuer Kurs: „Überzeugen statt staatl. Repressionen" 24./26.7. SÄUBERUNG im ZK: Zaisser, Fechner, Dahlem	Religionsunterricht an Schulen verboten	„Ministerium f. Arbeit“: Neuer Kurs „Stalinallee“-Streik der Bauarbeiter gegen Erhöhung der Arbeitsnormen (16.6.) Rücknahme der Zwangsenteignung	5.3. TOD STALINS 28.5. Auflösung SMAD (sowj. Militäradministration), Ende der Reparationen (1,5 Bio $) 17.6. VOLKSAUFSTAND von Sowjetarmee niedergeschlagen 26.7. ULBRICHT-ÄRA „Generalsekretär ZK“
1954	Lebensmittelversorgung bessert sich	„Ministerium f. Kultur“ J.R. Becher (-1958)	ENTTÄUSCHTE HOFFNUNG AUF „BESSERES DEUTSCHLAND“	Kurskorrektur: Schwerindustrie fördern	30.3.-6.4. IV. Parteitag SED

Jahr	Alltag	Kultur	Bildung	Wirtschaft	Politik
	„Industrialisierter Wohnungsbau“, IWB	Aufbau v. Klub- und Kulturhäusern, URANIA			
1955	34% der Kinder (3-6 J.) besuchen Kindergarten	Verdrängen der „bürgerlichen Wissenschaft“ Kritik an H. Mayer, A. Kantorowitcz	Hager: „Wissenschaftliche Weltanschauung“ DIAMAT/ML stärken	Anpassungsqualifizierung durch „produktionstechn. Schulung“	Beitritt BRD zur NATO 25.1./Beitritt DDR zu WARSCHAUER PAKT 14.5.
1956	KINDERKRIPPEN (1-3 J.) Finanz. Hilfen für alleinstehende Mütter	REPRESSIVE KULTURPOLITIK: „Übergangsphase im Kampf gegen Reaktion“ 29.11. W. Harich/W. Janka Zuchthausstrafen	„stalinistischer Antifaschismus“	ARBEITSKRAFTMANGEL Einbeziehung der Frauen in die Produktion 2. Fünfjahrplan (-1960)	18.1. Beschluß „Nationale Volksarmee“ UNGARNAUFSTAND XX. Parteitag KPdSU: Chruschtschow Geheimrede („Entstalinisierung“)
1957		Zwangsemeritierung Ernst Bloch K. Wolf: „Lissy“ u. „Sterne“	„Überflügeln der kapitalistischen Wissenschaft“	MASSENEINTRITT in „Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften“ (LPG) = 1/4 Nutzfläche	„Ausbluten der DDR“ ABWANDERUNG IN WESTEN v. 3 Mio (1949-1961) Sputnik, UDSSR
1958	GRUNDBEDARF gedeckt 2. sozialistische Stadt: Hoyerswerda „Chemie gibt Brot, Wohlstand und Schönheit“	ZK: „Überwinden von Kunst-Differenz zum Leben“ Tod J.R. Becher 3.2. Ausschluß ZK: Schirdewan/Wollweber Heiner Carow: „Amigo“	27.1. Pionierorganisation „Ernst Thälmann“ (10-13 J.) Lied „Pioniere voran" Entwicklung der Großchemie	29.5. Abschaffung v. Lebensmittelrationierung DEZENTRALISIERUNG Wiedereinführung VVB VEB Kohlekombinat „Schwarze Pumpe“	V. Parteitag SED 10.-16.7. „10 Gebote der sozialist. Moral" (Ulbricht)

Jahr	Alltag	Kultur	Bildung	Wirtschaft	Politik
1959	Arbeitertheater, „Zirkel“ schreibender Arbeiter	1. BITTERFELDER KONFERENZ, 4.4. „Greif zur Feder, Kumpel“ Brigitte Reimann	Neues Schulgesetz: „Polytechn. Oberschule“ (POS) = 10-Klassen-Schule	„Abitur in der Berufsausbildung“ BRIGADEN im „sozialist. Wettstreit“: Einholen, Überflügeln	10.1. Friedensvertrag UDSSR: West-Berlin „freie Stadt“, zwei deutsche Staaten Gesetz über LPG
1960	WOHNUNGSBAU-PROGRAMM Scheidungsquote 15%	„SOZIALISTISCHER FRÜHLING" Kulturelle Öffnung	„Hörsaal 40“ (Hans Mayer), Leipziger Universität	KOLLEKTIVIERUNG DER LANDWIRTSCHAFT BEENDET	Frauenkommission im ZK d. SED
1961	Abbruch der Kontakte zu Angehörigen im Westen	Kampagne gegen Westfernsehen (FDJ) „Ochsenköpfe“ beseitigt „Gesellschaft für Völkerfreundschaft“	Nachholen von Schulabschlüssen forciert	„Antifaschistischer Schutzwall“ gegen Abwanderung qualifizierter Arbeitskräfte	13.8. BAU DER MAUER Zonengrenze gesperrt GAGARIN, 1. Kosmonaut der UdSSR
1962	Ausbau Kinderbetreuungseinrichtungen Unterstützung berufstätiger Mütter	Lyrikabend „Akademie der Künste“ (AdK): V. Braun, W. Biermann, S. Kirsch Maetzig: „Das Kaninchen braucht Zeit“ (DEFA) Huchel entlassen	Einstellen d. Arbeiter- u. Bauernfakultäten (33.730 Absolventen)	AUSBAU FERN- UND ABENDSTUDIUM f. „technische Elite“	Gesetz „Allgemeine Wehrpflicht“ (18 Monate)
1963	17.12. Passierscheine f. Verwandtenbesuche im Osten	„Der geteilte Himmel", Chr. Wolf „Ole Bienenkopp", Strittmatter Kritik an Kunert, Hermlin, Huchel	3. Hochschulreform: Anwendungsforschung Kooperation mit Betrieben u. Ministerien, Grundlagenforschung marginalisiert	NEUES ÖKONOM. SYSTEM (NÖS) 11.7.	15.-21.1. VI. Parteitag SED Gesetz zum Schutz der Staatsgrenze, „Todesstreifen“

Jahr	Alltag	Kultur	Bildung	Wirtschaft	Politik
1964	RENTNERBESUCHE im Westen 4. sozialist. Stadt: Halle-West	Hager: „Parteilichkeit und Volksverbundenheit der Kultur“ „Die Aula", Herrmann Kant	50% ABITURIENTEN WEIBLICH	Industriereform „Mindestumtausch f. Westbesucher“ (Devisen) 39,9% Frauen erwerbstätig, 32,2% im Westen	Sturz Chruschtschows KUBA-KRISE Straffreiheit für Flüchtlinge vor d. Mauerbau
1965	Kampagne gegen Anglizismen Singebewegung, Oktoberklub	Absetzung Bentzien Gysi, KM Kritik an Biermann F. Beyer „Spur der Steine“ abgesetzt	„Gesetz über einheitliches sozialistisches Bildungssystem“ EINHEIT VON BILDUNG UND ERZIEHUNG		11. Plenum des ZK der SED „Schießbefehl“ an Mauer
1966	ABBAU SOZIALER DIFFERENZEN auf dem Land, zw. den Geschlechtern	Trennung der Literatur v. Parteiliteratur: neue Subjektivität	„Erweiterte Oberschule“ (EOS) 2 Jahre bis Abitur, Zulassungsbegrenzung	TECHNOKRATISCHE REFORMEN: materielle Anreize und „Prämiensystem“	
1967	58% der Neubauwohnungen Zentralheizung	Ch. Wolf von ZK-Kandidatenliste gestrichen	Förderung der Frauenausbildung in Sonderklassen an Fachschulen	Qualifizierung von FACHELITEN statt alter Machteliten	Neue Verfassung:„Sozialistischer Staat“ DDR 17.-22.4. VII. Parteitag der SED
1968	11% PKW/im Westen 45% 38% Waschmaschine/im Westen 61%			Kombinatsgründungswelle, Zentralisierung (1968-70) Aufgabe NÖS	Zerschlagung des „PRAGER FRÜHLINGS“ durch Sowjets 20./21.8.
1969	1,6 Mio Jugendliche in FDJ (85%)	Ablösung der Ostkirche („Bund d. evang. Kirchen d. DDR“)	Hoffnung auf „WANDEL DURCH ANNÄHERUNG“	VEB Chemiekombinat Bitterfeld (CKB) „Apotheke der DDR“	Mondlandung USA

Jahr	Alltag	Kultur	Bildung	Wirtschaft	Politik
		Kritik an Ch. Wolf „Nachdenken über Christa T.“	Konvergenz der Systeme		
1970	Wohnungsbauserie WBS 70: Großplattensiedlungen		Jahrgangsquote an EOS 11%: Arbeiteranteil und sozialpol. Engagement	Jahrgangsquote „Abitur in d. Berufsausbildung“ 5,6%	Spitzentreffen v. Stoph/ Brandt in Erfurt, danach Kassel
1971	FRÜHEHEN (Frauen 21 J./Männer 23 J.): Wohnungszuteilung Telefonverkehr zw. Ost- und Westberlin	ÖFFNUNG DER KULTUR: „Keine Tabus i. d. Kunst“ (Honecker) erweiterter Kulturbegriff: „Humanistisches Erbe" u. Massenunterhaltung	Hochschulen: Stärkung d. Grundlagenforschung, AUSLESE (Quoten) u. d. ideologischen Erziehung (ML)	Transitverkehr zw. Westberlin und BRD Visafreie Reisen nach Polen und CSSR	VIII. Parteitag der SED: Ulbricht abgesetzt 15.-19.6. ÄRA HONECKER: PRAGMATISMUS Verzicht auf Utopie
1972	Gesetz z. Abbruch d. Schwangerschaft Finanz. Mittel f. Mütter in Ausbildung	U. Plenzdorf: „Die neuen Leiden des jungen W.“ „Weite u. Vielfalt d. Kultur“	10klassige POS verallgemeinert	EINHEIT VON WIRTSCHAFTS- UND SOZIALPOLITIK	26.5. VIERMÄCHTE-VERTRAG: „Unverletzlichkeit der Grenzen“, Austausch von Botschaftern
1973	Arbeitsschutz für Frauen und Jugendliche WOHNUNGSBAU Priorität, Staatsausgaben höher als im Westen	F. Fühmann: „22 Tage...“ H. Carow: „Legende von Paul und Paula“	REPRODUKTION DER ELITEN: Abschluß der Intelligenz	WIRTSCHAFTL. KONSOLIDIERUNG Exporte ins sozialistische und „nichtsozialistische Wirtschaftsgebiet“ (NSW)	1.8. Tod Ulbrichts 18.9. UNO-Beitritt DDR Anerkennung der DDR durch GB u. Frankreich WELTWEITE ÖLKRISE
1974	Hohe Scheidungsrate (jede 3. Ehe geschieden)	FUNKTION D. LITERATUR ALS „ERSATZÖFFENTLICHKEIT“	Hochschulerfolg: ANTEIL WEIBL. STUDIERENDER 50%	Bezahlte Freistellung Alleinerziehender mit krankem Kind	7.5. Willy Brandt Rücktritt wg. Spionageaffäre Guillaume

Jahr	Alltag	Kultur	Bildung	Wirtschaft	Politik
		„Leipziger Schule“: Heisig, Mattheuer, Rink, Tübke			
1975	KINDERGELD: Unterstützung v. Kinderreichen u. Alleinerziehenden	Th. Brasch geht in Westen Ausschluß aus SV: Rainer Kunze F. Beyer: „Jakob d. Lügner“	POLITISCHE DISZIPLINIERUNG gegen „Abweichler“: Berufsverbote	50% d. 60-70jährigen u. jeder 3. d. 70-75jährigen Rentner erwerbstätig	KSZE-GIPFEL Helsinki: Gewaltverzicht, Bürgerrechte u. Freizügigkeit von Honecker unterzeichnet
1976	RÜCKZUG IN PRIVATE NISCHEN 1 Jahr bezahlte Freistellung nach 2. Kind Nach '76: EXODUS IN WESTEN: S. Kirsch, J. Becker, Th. Brasch, A.R. Penck, M. Krug, Nina Hagen u.a.	Selbstverbrennung v. Pfarrer Brüsewitz WOLF BIERMANN AUSGEBÜRGERT, 16.11. „Protestnote“: Regimekritiker Havemann Hausarrest, 26.11. Ch. Wolf: „Kindheitsmuster“	„MEISTERUNG DER WISS.-TECHNISCHEN REVOLUTION“	„ständige Weiterbildung im Beruf“ um Innovationsdefizite aufzuholen	IX. Parteitag der SED 18.-25.5.
1977		Verhaftung Rudolf Bahro (Ausreise '79)	ZK: Mikroelektronik fördern	10.000 Reiseanträge bedrohen Betriebe mit Arbeitskraftentzug	Honecker: „Keine generelle Reisefreiheit“
1978		SV-Boykott: Wolf, Fühmann, Kunert, Heym	Konzentration auf Forschung und Entwicklung (FuE) in Großprojekten	KOMBINATSBILDUNG (bis ’89) forciert (Mikroelektronik)	Weltraumflug „Sojus“ Sigmund Jähn, 1. Kosmonaut d. DDR
1979		SV-Ausschluß von 9 Autoren wg. Protestnote u.a. S. Heym	„Wehrkunde“ obligatorisch an EOS, Betriebsschulen und Universität	BEGINN DER WIRTSCHAFTSKRISE Wegfall VVB/Konzentration in Kombinaten	Einmarsch der Sowjets in AFGHANISTAN 27.12.

Jahr	Alltag	Kultur	Bildung	Wirtschaft	Politik
1980	Nutzung v. Sekundär-rohstoffen (SERO) Hausgemeinschaften: "Mach-mit"-Bewegung	Kirchen-Opposition: „SOZIALISMUS MIT MENSCHL. ANTLITZ“ U. Kolbe: „Hineingeboren“		MANGELWIRTSCHAFT provoziert Tauschhandel im RGW-Raum	Breschnew UdSSR Polen Streiks „SOLIDARNOSC“
1981	Reiseeinschränkung nach Polen	„Jeans sind eine Einstellung“ Uwe Kolbe: „Abschiede“	Aufstiegsqualifizierung durch Förderung von Initiative, Leistung und Innovation	STAGNATION Orientierung an „Schlüsseltechnologien“	X. Parteitag der SED 11.-16.4. Helmut Schmidt in DDR
1982	Unterstützung kinderreicher Familien	FRIEDENSBEWEGUNG „Friedensforum“ in Kreuzkirche, Dresden K. Wolf: „Solo Sunny“	Hochschule als Dienst-leistungszentrum, Anwendungsforschung	90% der „industriellen Warenproduktion“ (IWP) in Kombinaten	1981/82 zweite Ölkrise
1983	JEDE 2. EHE GESCHIEDEN = welthöchste Scheidungsrate	3.7. „Friedenswerkstatt“ Ost-Berlin - Festnahme v. B. Bohley u. U. Popp „Frauen f. d. Frieden“ Roland Jahn in Westen abgeschoben	Jürgen Kuczynski: „Dialog mit meinem Urenkel“ F. Fühmann: „Den Katzenartigen“	BRD-Kredit 1 Mrd. (F.J. Strauss)	
1984		WIRKUNG DER WESTL. GEGENKULTUR: Popgruppen, Folklore, Jazz, Teestuben	Sascha Anderson: „Waldmaschine“ Aussteiger-Vorbild der Jugend	950 Mio-Kredit (West) gegen Erleichterung des Grenzverkehrs i. Osten	Ausreise v. DDR-Flücht-lingen aus US-Botschaft Treffen Kohl/Honecker in Moskau anläßlich Beerdigung Andropow

Jahr	Alltag	Kultur	Bildung	Wirtschaft	Politik
1985	Unterstützung v. Lehrlingen und Studenten mit Kindern Kredite f. junge Ehen („abkindern“)	„Liedermacher-Bewegung“ Bert Papenfuß-Gorek: „arkdichtung 77“, Sprachexperimente		ENGPÄSSE in allen Funktionsbereichen: Überalterung d. Anlagen, Beschaffungslücken, geringe Arbeitsproduktivität	11.3. Michail Gorbatschow, Generalsekretär KPdSU PERESTROIKA GLASNOST
1986	8 v. 10 Kindern zw. 1-3 J. in Kinderkrippe, 95% Kinder zw. 3-6 J. in Kindergarten	SCHWINDEN DER HOFFNUNG AUF REFORMEN Beyer: „Der Aufenthalt“	1500 Klub- u. Kulturhäuser erreichen 48% d. Bevölkerung		XI. Parteitag der SED 17.-21.4.: Rede Gorbatschow TSCHERNOBYL
1987	VERSORGUNGS-MÄNGEL	Tumulte bei Rockkonzert am Reichstag, Westberlin 25.11. Verhaftung von Oppositionellen, Ost	91% d. Bevölkerung mit qualifiziertem Berufsabschluß	90% der Frauen erwerbstätig	17.7. Abschaffung Todesstrafe, Amnestie f. polit. Gefangene 7.-11.9. Besuch Honecker in BRD
1988	Jedes 3. Kind außerehelich Volker Koepp: „Märkische Ziegel“, DDR-Alltag	17.1. Festnahme von 100 Oppositionellen der Friedensbewegung Verbot der Zeitschrift „Sputnik“ u. des sowjet. Films „Die Kommissarin“	LEGITIMITÄTSKRISE bes. unter Jugendlichen und Hochqualifizierten	AUSREISEWELLE: Abwanderung v. qualifizierten Arbeitskräften trifft 221 Kombinate	13.2. Demo für MENSCHENRECHTE, Kreuzkirche Dresden MASSAKER in Peking „Platz des himmlischen Friedens“
1989	13.3. Demo in Leipzig v. Ausreisegewillten 100.000e besuchen nach Öffnung d. Mauer den Westen: „WIR SIND EIN VOLK“	1.10. „Neues Forum“ 9.10. Montags-Demo v. 70.000 in Leipzig: „WIR SIND DAS VOLK“ 10.10. Versprechen des ZK zum „Dialog“	FRIEDLICHE REVOLUTION geht v. oppositioneller Intelligenz aus	Massenhafte Abwanderung in Westen	2.5. Öffnung d. ungar. Grenze zu Österreich 7.7. Besetzung der Botschaft in Budapest 6.10. 40. JAHRESTAG DDR

Jahr	Alltag	Kultur	Bildung	Wirtschaft	Politik
	19% der Kinder in Ein-Eltern-Familien/ 11% im Westen	7.12. „RUNDER TISCH“ 16./17.12. Sonderparteitag der SED, G. Gysi, PV 1,8 Mio Parteimitglieder in SED			„Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben“ (Gorbatschow) 18.10. RÜCKTRITT HONECKER/E. Krenz 9.11. MAUERÖFFNUNG IN BERLIN = „WENDE“ IN DDR (Modrow) H. Modrow 13.11. 6.12. Amtsaufgabe Krenz
1990	Nach GELDUMTAUSCH „Kaufrausch“ und Westreisen	WIEDERVEREINIGUNG ALS KULTURSCHOCK H.J. Maaz: „Der Gefühlsstau“	Schulreform nach Westvorbild/Überprüfung und Abwicklung „staatsnaher“ Hochschul- und Schulfunktionäre	Leitungsfunktionen „abgewickelt“/„Vorruhestand“ ca. 800.000 über 50jährige 1.7. WIRTSCHAFTS-, WÄHRUNGS- UND SOZIALUNION	18.3. Freie Wahl, Sieg d. CDU, de Maiziere, MP 31.8. Einigungsvertrag 3.10. BEITRITT DDR ZUR BRD
1991	„Trabis“ gegen Westautos ausgetauscht	„Wessis“ besetzen Stellen in Forschung, Verwaltung und Kultur	Austausch Ost- gegen Westintelligenz	Treuhand: „Rückgabe vor Entschädigung“ PRIVATISIERUNG	Jugoslawien Bürgerkrieg, Golfkrieg
1992	Alt- u. Neubausubstanz sanierungsbedürftig SOZIALABBAU	STASI-DEBATTE 438.000 Asylbewerber, verschärfter Rechtsruck	Ellbogenmentalität	82% d. Arbeitslosen in NBL Frauen Bau- und Sanierungs-Boom	Anschläge auf Ausländer in Mölln und Rostock
1993	Debatte um Pflegeversicherung Geburtenrate seit 1989 halbiert	80% Jugendliche im Osten fühlen sich als "Menschen 2. Klasse"		ABM-Stellen, 15% der 20-25j. arbeitslos (Ost)	Asyl-Gesetz, 1.7. Bürgerkrieg in Bosnien

Geschichtswerkstatt



Betriebsstruktur der Volkseigenen Betriebe (VEB)

L = Leitung

gleichberechtigte Fachdirektoren

Ö = Direktor Ökonomie	**R** = Direktor Rechnungsführung	**K** = Direktor kaufm. Verwaltung	**T** = Direktor Technik	**F** = Direktor Forschung und Entwicklung	**I** = Direktor Investitionen	**Q** = Direktor Qualität	**B** = Direktor Kader und Bildung	**S** = Direktor Sozialwesen und Kultur
Direktor und stellvertretender Leiter Zuweisung von Leistungen nach „Kennziffern/Plan“ („bilanzieren“) „Fertigwaren“ nach Planvorgaben erzeugen staatl. Vorgaben für: • Produktionsfaktoren • Beschaffung • Produktion • Zeit • Absatz	Finanzkontrolle von Plan, Realisierung und Produktion Zugang zu Betriebsdaten **–> Rechenschaft Ministerium für Finanzen**	Koordination von Beschaffung, Absatz Nutzungsdauer der „Grundmittel“ festgelegt **–> Exporte**	Rationalisierung des technischen Ablaufs Funktionserhaltung der Anlagen und Delegation von Instanderhaltungsarbeiten **–> externe Betriebe für Instandhaltung**	Innovationen entwickeln u. Verfahren verbessern Abgaben an Akademie der Wissenschaften **–> Anbindung an Akademie der Wissenschaften**	Investitionen in Anlagen (seit 80er Jahren)	Qualitätskontrolle Standards überprüfen	Ausbildung Weiterbildung „Betriebsakademie“ Kaderleitung Zugang zu Personalakten externe Fortbildung der Leitungskader **–> Zentralinstitut für sozialistische Wirtschaftsführung** **–> Stasi** **–> Kaderleiter Mitglied in Kreisparteikontrollkommission**	Versorgung, Kantine Arbeiterversicherung „Leistungsfonds“ abhängig von Ertragsprämien „Sozialfonds“ festgelegt: • Betreuung/Krippen • Ferienanlagen • „Jugendweihe“ • Betriebssport • Ambulatorium • „Betriebskulturhaus“ für Brigadenfeste und Feierabend-„Zirkel“ • „Sonderbrigaden“ (Straftäter/Alkoholiker/Behinderte) **–> Stasi**

(Nach: Rottenburg 1991)

Der Betrieb als soziale Welt

„Der Betrieb war immer dabei, war eine Heimat für den Menschen", so oder ähnlich lautet die Bilanz von Ostdeutschen, wenn sie den Unterschied zur Nachwendenzeit erklären wollen (vgl. Göttler 1994: 93). Vergesellschaftung vollzog sich in der DDR über den Großbetrieb. Bis in die 80er Jahre hatte in der DDR überdauert, was im Westen bereits seit den 60er Jahren am Zerfallen war, die Kultur der Arbeiter, die ihre Basis im Produzentenstolz fand. Der Industriearbeiter hat sich mit der kollektiven Leistung im Großbetrieb identifiziert. Zwar war der einzelne Kumpel nur ein Rädchen im arbeitsteiligen Getriebe, aber gemeinsam war man stark, „standen alle Räder still, wenn das Kollektiv es will". Gegen das Verwertungsinteresse hielt man das Leistungsinteresse hoch und beharrte darauf, daß gesellschaftlich notwendige Gebrauchs- und nicht nur Tauschwerte geschaffen wurden.

Solange die Produktion noch wesentlich auf Handarbeit und der tayloristischen Arbeitsteilung beruhte, lebte auch die alte Arbeiterkultur weiter. Doch setzte auch in der DDR bereits seit den 60er Jahren die Auflösung des traditionellen Arbeitermilieus ein, wurde allmählich Kohle durch Öl, Metall durch Plaste und Elaste ersetzt (vgl. Hofmann/Rink 1993). Der allmähliche Deindustrialisierungsprozeß in der DDR vollzog sich nur langsamer als im Westen, weil man weiterhin aufgrund der Investitionsschwäche und geringeren Technisierung darauf angewiesen blieb, Technik durch intensiven Arbeitskrafteinsatz zu ersetzen. Der Bedeutungszuwachs der die Produktivität steigernden Kopfarbeit gegenüber der Handarbeit vollzog sich indessen auch in der DDR, um arbeitskraftsparende Rationalisierungsprozesse voranzubringen. Doch kam er zunächst der Arbeiterklasse selbst zugute, auch wenn er langfristig zu deren Selbstabschaffung beigetragen hat.

Es waren die Arbeiter, die massenhaft in Qualifizierungskampagnen der 60er Jahren zu – gesuchten – Facharbeitern und Ingenieuren umgeschult wurden, während die bürgerliche Intelligenz einen massiven Abstieg hinnehmen mußte. Ergebnis der sozialen Deklassierungs- und Aufstiegsprozesse waren die enormen Aufstiegschancen der im Arbeiter- und Bauernstaat geförderten Werktätigen. Die in mittlere Leitungskader aufgestiegenen Arbeiter trugen wesentlich zur Stabilität des Gesamtsystems bei. Doch leisteten sie als Zwischenklasse zwischen den Apparatschiks und den einfachen Produktionsarbeitern nun ihrerseits Widerstand gegen die – in den 70er und 80er Jahren verstärkt geforderten – Rationalisierungsprozesse und blockierten Veränderungen in der Produktion, die von der Basis in der Produktion nicht mitgetragen worden wären (vgl. Pirker u.a. 1995).

Die Macht der Arbeiter war im Staat der Werktätigen in der Tat groß und behauptete sich erfolgreich gegen die Zumutungen von Planerfüllungsnormen,

die in immer neuen Leistungskampagnen gesichert werden sollten (vgl. Schmidt 1995). Die Gegenmacht der Arbeiter nach 1953 wurde auch im späteren Arbeitsgesetzbuch festgeschrieben, das nur wenige Verpflichtungen, aber zahlreiche Leistungsansprüche der Werktätigen festhielt. Der Betriebsleitung aller Hierarchiestufen, der weder das Motivierungsmittel einer leistungsdifferenzierten Entlohnung noch das Druckmittel der Entlassung zur Verfügung stand, waren damit die Hände gebunden. Die Dauermobilisierung der Arbeitsbrigaden durch staatliche Kampagnen zur Leistungssteigerung fruchteten deshalb nur wenig, solange die Löhne niedrig und die Arbeitsplätze unkündbar waren. Doch bedeutete die Arbeitsplatzsicherheit zugleich einen wesentlichen Grund für das Stillhalteabkommen zwischen der Arbeiterklasse und dem Staat (vgl. Belwe 1989; Schmidt, W. 1995; Zimmermann 1994).

Konstitutiv für die traditionelle Arbeiterbewegung war ehedem der gemeinsame Klassenkampf gegen das Kapital. Im staatssozialistischen volkseigenen Betrieb entfiel indessen das Klassenkampfmotiv und damit der Motor der Arbeiterbewegung, deren Akteure nur noch ritualisiert zum 1. Mai zusammenkamen. Eine autonome Arbeiterbewegung war abgeschafft, auch wenn deren Organisationen, die Gewerkschaften und betrieblichen Interessenvertretungen, überlebt hatten. Doch gerade ihre staatliche Aufwertung – ihre Anerkennung als „verstaatlichte Arbeiterbewegung" (Kleßmann 1995) – zog ihr den Stachel, nahm ihr die Autonomie. Während sich im Westen die Arbeiterbewegung im Zuge des verallgemeinerten Wohlstandes nach und nach auflöste, zerfiel sie im Osten durch Verstaatlichung. Die Traditionen der Arbeiter wurden vielmehr zur Legitimationsbasis der ganzen Gesellschaft und durchzogen als Wertebasis alle Lebensbereiche in der DDR. Die gesellschaftlichen Massenorganisationen der Partei, des FDGB und der FDJ fungierten als Transmissionsriemen und Bindemittel zwischen dem Staat und den Massen – ihr organisatorischer Kern war der Betrieb.

Der Großbetrieb war nicht nur Kern der politischen Instanzen, über die vermittelt die Einheit von Politik und Ökonomie in der zentralistischen Planwirtschaft gesichert wurde. Er war auch Vergesellschaftungskern des auf sozialer Verteilungsgerechtigkeit basierenden Versorgungsstaates. Anrechte der Werktätigen auf Wohnungen, Ferienreisen, Trabis und Kleingärten sowie die Versorgung mit den immer mangelnden Bedarfsgütern für den alltäglichen Gebrauch wurden über den Betrieb reguliert. Der Großbetrieb fungierte als zentrale Verteilungsinstanz innerhalb der Region. Doch auch die innerbetrieblichen Nutzungsrechte von Kindergärten, Kulturhäusern, Ferienobjekten und Betriebsakademien, von Sport- und Gesundheitszentren, die je nach Sozialstatus und politischem Wohlverhalten zugeteilt oder vorenthalten werden konnten, hingen von der sozialen Verteilungslogik ab.

Dennoch trifft der auf die Zentralwirtschaft bezogene Begriff der „Kommandowirtschaft" die realen Funktionsabläufe im Großbetrieb und im Wirtschafts-

system der DDR nicht. Zwar wurde dem offiziellen Selbstverständnis der DDR gemäß die Übereinstimmung von gesellschaftlichen Erfordernissen und kollektiven Interessen als ein in der Planwirtschaft bereits verwirklichter Anspruch unterstellt. Doch setzte sich mit dem chronifizierten Auseinanderklaffen von Planungsanspruch und Mangelwirtschaft quasi hinter dem Rücken des Plansystems de facto eine „Doppelstruktur" gesellschaftlichen Handelns durch (vgl. Pirker u.a. 1995). Plan und Wirklichkeit stimmten nicht mehr überein. Trotz der juristischen Autonomie der Großbetriebe ließ die Einheitsdoktrin der Zentralwirtschaft ein eigenständiges Wirtschaften der Betriebe nicht zu. Stets kam den – oft willkürlichen – politischen Entscheidungen Vorrang vor ökonomischen Rationalitätskriterien folgenden wirtschaftlichen Entscheidungen zu. Außerwirtschaftliche Kriterien bestimmten letztlich das Handeln im Betrieb auf allen Funktionsebenen: Wer befördert wurde, wer durch Prämien ausgezeichnet oder durch Privilegien begünstigt wurde, hing weniger von Leistungskriterien als von sozialen Maßstäben ab. Welche Zuteilungen von Materialien und Grundstoffen den Betrieb wann erreichten, war nicht primär von innerbetrieblichen Produktionsabläufen, sondern von bürokratisch organisierten Verteilungskreisläufen abhängig. Ob für den Eigenbedarf der Region produziert wurde oder dem Export Vorrang zukam, hing von devisenrelevanten Aufträgen, nicht von der gesellschaftlichen Güternachfrage ab.

Gegen das System setzte sich schließlich in den Großbetrieben eine „Doppelstruktur" quer zu allen Funktionsabläufen und Hierarchiestufen durch, in der die zentralistisch gesteuerten formellen Planvorgaben und die gegenläufig organisierten, informell regulierten Beziehungsnetze auseinanderdrifteten (vgl. Heidenreich 1991). Die „Kreisläufe des Mangels" konnten im Betrieb nur durch flexibles Umsteuern der Systemvorgaben durchbrochen und unterwandert werden. Um den Betrieb überhaupt am Laufen zu halten, waren „Seilschaften" auf allen Hierarchiestufen notwendig. Ohne das selbstorganisierte informelle Netzwerk aus innerbetrieblichen Beziehungen („Vitamin B") und außer- sowie überbetrieblichen Seilschaften wären das starre System langfristiger staatlicher Planvorgaben und die Mangelbewirtschaftung der Betriebe vermutlich weit eher eingestürzt (vgl. Rottenburg 1991). Das Überleben der Betriebe hing letztlich von der – systemangemessenen – Vernunft des Hortens, Tauschens und Organisierens ab, die aus der Not eine Tugend machte. Die soziale Welt des Großbetriebes erwies sich als partiell lernfähig, das System war es nicht.

Nachdem sich die Doppelstruktur in der DDR etabliert hatte, verlor das Plansystem seine Orientierungssicherheit und seine Weisungskompetenz, die nicht mehr an der ökonomischen Wirklichkeit, sondern an beschönigten Berichten und Bilanzen orientiert war. Planvorgaben waren längst von den realen Wirtschaftsprozessen abgekoppelt und wurden in den Betrieben nicht mehr ernstgenommen. Mit der Doppelstruktur des Handelns ging zugleich

eine Verdoppelung des Bewußtseinshorizontes einher: Man nahm anderes wahr als das, was man berichtete, man handelte anders als man argumentierte, Deutungsstrategien differierten je nachdem, ob Handlungsentscheidungen nach innen begründet oder nach außen gerechtfertigt wurden. Die Doppelstruktur des Bewußtseins entsprach der Spaltung von Betrieb und System. Insofern saßen vom Betriebsdirektor über die Leitungskader bis zu den einfachen Produktionsarbeitern „alle in einem Boot" und hielten gegen das System zusammen. Es gab ein gemeinsames praktisches Interesse des gegenüber dem Plansystem rechtfertigungspflichtigen Betriebes an einer beschönigten Bilanz, von der die Zuteilungen an Materialien und Investitionsmitteln abhingen. Daraus resultierte die in der sozialen Welt des Großbetriebes gering entwickelte Ungleichheit: Wo alle von allen abhingen, konnten sich keine starren Hierarchiebeziehungen behaupten.

Das das wirtschaftliche Handeln bestimmende Beziehungsnetz sicherte auch das Durchkommen der einzelnen und schuf die allseits wirksame und spürbare Solidarität der von der Mangelwirtschaft Abhängigen. Man half sich in allen Lebenslagen untereinander aus, weil man aufeinander angewiesen war. Der Betrieb als soziale Welt reichte deshalb in seiner Wirkungsmacht weit über seine Funktion als Produktionseinheit hinaus. Er war durch seine Moralökonomie legitimiert, soziale Gerechtigkeit bei der Verteilung von Chancen walten zu lassen und dabei nicht primär ökonomischen Rationalitätskriterien unterworfen zu sein. Der Großbetrieb ermöglichte Freistellungen von der Arbeit für die Weiterbildung und den Sport, für kulturelle Aktivitäten und politisches Engagement. Er verschaffte nur eingeschränkt Arbeitsfähigen einen Arbeitsplatz, entlastete Mütter, Ältere und Invalide durch reduzierte Arbeitszeiten. Ein Recht auf Arbeit war auch für jene garantiert, die – wie die „Alkis" oder „Assis" – nicht mehr voll in Arbeitsabläufe zu reintegrieren waren.

Arbeit umfaßte nicht nur die für den Betrieb produktiven Tätigkeiten, sondern immer auch gesellschaftliche Arbeitseinsätze für den Bezirk, die Region und das Territorium der DDR. Die Werktätigen übernahmen während der Arbeitszeit Patenschaften für Schulen, betreuten sozial Bedürftige, renovierten Wohnungen der Betriebsveteranen, bauten Kindergärten, Sportplätze und gesellschaftliche Anlagen in Sondereinsätzen. Sie nahmen an Wettbewerben der Arbeitsbrigaden teil, an politischen Schulungen und Versammlungen. Zu den gesellschaftlichen Gesamtaufgaben des Betriebes zählten auch der Ernteeinsatz auf dem Lande, das Aushelfen bei anderen Betrieben bei Engpässen in der Produktion oder die Delegation von Volksvertretern in die Volkskammer (vgl. Schmidt 1995). Die Vielfalt und Vielzahl gesellschaftlicher Aufgaben des Betriebes unterhöhlte zugleich seine ökonomische Effizienz durch außerökonomische Belastungen und Verpflichtungen. Weil die tatsächlich geleistete Arbeit in produktive Arbeit für den Betrieb und in gesellschaftlich nützliches, aber betrieblich unproduktives Engagement zerfiel, wurden die Arbeitsnormen

verzerrt. Deshalb blieb trotz der Leitformel von der an „wissenschaftlichen Gesetzmäßigkeiten“ und „gesellschaftlichen Erfordernissen“ orientierten Produktion deren ökonomische Rationalität gering. Aus dem gleichen Grunde läßt sich andererseits die Produktivität der Betriebe im sozialistischen Wirtschaftssystem kaum mit den im kapitalistischen Privatbetrieb geltenden Produktivitätsmaßstäben erfassen. Betriebliche Arbeit umschloß immer auch gesellschaftlich notwendige Arbeit in der DDR.

Gerade die außerökonomischen Leistungen werden heute von Ostdeutschen in ihrer moralischen Überlegenheit gegenüber den reinen Leistungs- und Verwertungsinteressen privatwirtschaftlicher Betriebe geltend gemacht. Sie halten weiterhin an den Errungenschaften der sozialen Welt des Großbetriebes in der DDR fest, auch wenn die sozialen Leistungen der Betriebe letztlich zu deren ökonomischem Ruin mit beigetragen haben. Die sozialen Leistungen schufen die spezifische Loyalität gegenüber Betrieb und System, die häufig den Systemwechsel überdauert hat. Doch war die Disproportionalität von vorbildlichen Sozialleistungen der Betriebe und unzureichender Produktivität bereits in dem Begriff der Arbeit unter sozialistischen Produktionsverhältnissen angelegt, die letztlich nicht den Systemwechsel überdauert hat.

Das Konzept: Selbsterforschung eines Großbetriebes

Dem Großbetrieb kam in der DDR eine zentrale ökonomische Funktion zu: 90% der industriellen Warenproduktion wurden in Kombinaten erzeugt. Er war zugleich sozialer Ort, der politische, soziale und kulturelle Aufgaben übernahm und die Generationen integrierte: Die Kinder besuchten den Werkskindergarten, die Schüler nahmen am polytechnischen Unterricht in den Betriebsschulen teil, die Lehrstelle wurde vom Vater über den Sohn weitergereicht. Ältere nahmen an den Betriebfesten teil. Der Betrieb als soziale Welt schuf die hohe Identifikation mit dem Werk, die nicht nur die Belegschaft, sondern auch deren Angehörige einschloß: Er war im Wortsinn „Familienbetrieb", so wie sich die Werksangehörigen als große „Betriebsfamilie" verstanden, die in guten wie schlechten Zeiten zusammenhielt.

Auszugehen war davon, daß die heutigen Vorruheständler und früheren Werksangehörigen, die seit Jahrzehnten im Großbetrieb tätig waren, schon aufgrund ihrer umfassenden sozialen Einbindung in den Betrieb über ein genaues Bild von der sozialen Welt und Geschichte ihres Betriebes verfügten.

Ziel der Geschichtswerkstatt sollte deshalb die Selbsterforschung der im kollektiven Gedächtnis verankerten sozialen Welt eines Großbetriebes durch ehemalige Werksangehörige sein, die heute im Vorruhestand sind. Die Vorruheständler verloren mit der Wende nicht nur ihren Arbeitsplatz, sondern auch den Ort ihrer sozialen Integration. Sie waren zugleich mit dem „Umsonst ihres Tuns" in der Vergangenheit wie mit den fehlenden sozialen Teilhabechancen in der Gegenwart konfrontiert. Mit der Abwicklung der Großbetriebe war nicht nur ihre Arbeits- und Lebensleistung in Frage gestellt. Auch die Berechtigung, sich endlich nach vollbrachter Leistung auszuruhen, verlor ihre Basis.

Adressaten der Geschichtswerkstatt sollten die zwischen 1925 und 1940 geborenen Generationen der Gründer und Aufbauer sein, die am stärksten mit der Aufbauleistung des sozialistischen Wirtschaftssystems identifiziert waren, eben deshalb aber auch als erste nach der Wende für das wirtschaftliche Fiasko der DDR-Großbetriebe verantwortlich gemacht wurden (vgl. Huinink/Mayer 1993). Nach der Wende erhöhte sich der biographische Rechtfertigungsdruck für die Generation der Älteren im gleichen Maße, wie sich die soziale Welt des Großbetriebes auflöste, die einen Rückhalt hätte geben können. Ohne Auffangmilieus unter gleichaltrigen Betriebsangehörigen war nun jedem selbst überlassen, den berufsbiographischen Bruch und den Systemumbruch individuell zu bewältigen. Mit der historischen Last alleingelassen, fanden die Älteren kaum noch Gelegenheit, sich bewußt und selbstbewußt mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen. Das ehemalige Kollektiv driftete auseinander und zerfiel in zwei Klassen: in jene, die noch einen Arbeitsplatz haben und sich wegen der Arbeitsbelastung zurückzogen, und die anderen, die sich

schämen, „Verlierer" der Wende zu sein. Während die einen die Straßenseite aus Groll über jene wechseln, die nach der Wende nur noch auf ihren eigenen Vorteil bedacht waren, weichen die anderen eben diesem Vorwurf aus. Gemeinsamkeiten zerfallen, nachdem jeder auf eigene Faust seine Haut zu retten versucht.

Der Geschichtswerkstatt kam in dieser Situation die Funktion zu, eine geschützte biographische Selbstvergewisserung zu ermöglichen, um sich die eigene Biographie und Geschichte mit dem Wissen von heute wieder anzueignen. Zugleich sollte mit der Selbsterforschung der Betriebschronik eine sozialintegrative Praxis angestoßen werden, die in einer öffentlichkeitswirksamen Präsentation dem Betriebskollektiv „seine Geschichte", sein Werk zurückgibt, indem es im Gedächtnis aufbewahrt wird. Anders als in den anderen Werkstätten sollte die Rekonstruktion der Betriebsgeschichte mit den Mitteln der Oral History dokumentiert und auf Tonband aufgezeichnet werden. Nicht die individuelle Biographie, sondern das gemeinsame Erzählen der Betriebsgeschichte sollte im Mittelpunkt der Gedächtnisarbeit stehen. Mit der thematischen Fokussierung auf den Betrieb war eine stärkere Eingrenzung verbunden, die methodische Strukturierung verlangte. Das Besondere der Betriebschronik lag in diesem Fall darin, daß sie nicht durch Wissenschaftler, sondern aus der Innensicht der Werksangehörigen entworfen werden sollte. Die Selbsterforschung der Betriebsgeschichte sollte erst in einem zweiten Schritt Gegenstand einer rekonstruktiven Auswertung der Dokumente durch das Projekt Spurensicherung sein, die dabei den von den Betriebsangehörigen erzeugten Sinnzusammenhängen folgt.

Um nicht die Pauschalabwertung der DDR-Betriebe als uneffektiv und unproduktiv fortzusetzen, sondern gegen die Deutungsübermacht der Westforschung ein differenzierteres Bild zu setzen, sollten die Werksangehörigen selbst zu Wort kommen. Es galt, ihnen eine Stimme zu verleihen, um den betrieblichen Zielen und Ansprüchen ebenso wie den Versäumnissen und Fehlentwicklungen aus der Sicht von unten zur Sprache zu verhelfen. Es ging deshalb bei der Spurensuche keineswegs darum, mit Hilfe archivalischer Methoden eine Quellensammlung objektivierter Daten und Fakten zusammenzutragen. Weder war eine Vollständigkeit der Datenerhebung noch eine methodisch abgesicherte Auswertung der Betriebsereignisse angestrebt – Aufgaben, die der historischen Forschung vorbehalten sind und Laienforscher überfordern würden. Es ging vielmehr um ein Wissen, das der Forschung prinzipiell verschlossen ist und das nur den Alltagsexperten selbst zugänglich sein kann, weil diese an der sozialen Welt im Betrieb beteiligt gewesen sind. Zugleich sollte mit der alltagsgeschichtlichen Rekonstruktion der Chronik von unten den „Erfolgsgeschichten" einer offiziellen Betriebschronik ausgewichen werden, die in der Regel ein beschönigendes Bild von der Betriebswirklichkeit wiedergeben. Die Selbstdarstellung von Großunternehmen gibt in Ost und

West nur wenig vom Alltag der Arbeitsabläufe wieder, sie ist auf Ergebnisse, auf die „Tonnenmoral" der Produktion, reduziert.

Von vornherein war indessen klar, daß die Alltagsperspektive auf den Betrieb Vor- und Nachteile mit sich bringen würde, die einer Gratwanderung gleichen: Einerseits verfügen die Werksangehörigen über eine intime Kenntnis der alltäglichen Abläufe in einem Großbetrieb. Andererseits ist die Erinnerung an Betriebsabläufe durch einen spezifischen Standort verengt, ist sie aufgrund der individuellen Funktion und Position in der Hierarchie immer nur ausschnitthaft zu haben. Doch kann die Fragmentarik der Erfahrung in einer Gruppe von Betriebsangehörigen durch gemeinsames Erzählen überwunden werden, sofern in dieser unterschiedliche Funktionsträger zu Wort kommen und eine Perspektivenverschränkung gesichert wird. Schwerer wiegen indessen Einschränkungen, die aus der widersprüchlichen Motivierung der Beteiligten selbst hervorgehen, an einer Geschichtswerkstatt teilzunehmen.

Die Doppelrolle als Betroffene und Laienforscher geht mit spezifischen Selbstwidersprüchen einher, deren Fallstricken nicht immer ausgewichen werden kann: Das berechtigte Interesse an einer Selbstverständigung unter Betroffenen, die sich mit ihrer eigenen Biographie offen auseinandersetzen wollen, gerät fast immer in Konflikt mit Loyalitätsverpflichtungen gegenüber dem Milieu oder Kollektiv, das erforscht werden soll. Die interne Selbstvergewisserung im geschützten Rahmen einer Gruppe von Alltagsexperten folgt einer anderen Logik als die Selbstdarstellung ihrer Ergebnisse im öffentlichen Raum. Sobald die Untersuchungsergebnisse der Laienforschung einer externen Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollen, entscheidet die soziale Akzeptanz der Ergebnisse über ihre Auswahl und Präsentation. Laienforscher in Geschichtswerkstätten sind generell einem „Parteilichkeitsgebot" verpflichtet, das aus der eigenen Verwicklung in die Geschichte resultiert und sich nicht von der sozialen Zugehörigkeit zum „Untersuchungsfeld" distanzieren will und kann. Zumal wenn das Publikum Teil der erforschten sozialen Welt ist und die Untersuchungsergebnisse auf ihre Richtigkeit und Berechtigung überprüfen kann, tritt die wirklichkeitsgerechte Darstellung hinter deren soziale Akzeptanz zurück. Schon deshalb muß den Laienforschern die selbstbestimmte Auswahl und Präsentation ihrer Ergebnisse zugesichert werden, damit der erwünschte Integrationseffekt ihrer Aktivität nicht in sein Gegenteil, in soziale Desintegration, umschlägt.

Doch ist auch die Wissenschaft keineswegs von Parteilichkeit und Betroffenheit frei; auch sie ist wert- und standortbezogen und dem Wertkonsens der Scientific Community verpflichtet. Wertfreie Wissenschaft gibt es nicht. Schlägt sie sich auf die Seite der internen Selbstdarstellung ihrer „Untersuchungsobjekte", gerät sie in Gefahr, in Widerspruch zu bereits gesicherten Befunden der Wissenschaft zu geraten und den Erkenntnisgewinn zugunsten der Parteilichkeit preiszugeben. Leugnet sie andererseits den Loyalitätskon-

flikt aus Gründen einer objektivierenden Erkenntnissuche, bleibt sie im Elfenbeinturm unter sich und folgenlos für die Praxis.

Um der – erwartbaren – ideologischen Debatte in der Gruppe der Laienforscher auszuweichen, war deshalb eine thematische Strukturvorgabe in der Geschichtswerkstatt vorgesehen, die den Alltagserfahrungen im Betrieb möglichst nahe kommen sollte.

Angestrebt war

– eine kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Berufsbiographie in Abhängigkeit von der Betriebsgeschichte;
– ein erweitertes Verständnis der Veränderungen im Betrieb im Verlaufe seiner Geschichte;
– die Erfahrungsweitergabe der Betriebschronik in Form einer öffentlichen Dokumentation.

Die Selbsterforschung eines Großbetriebes sollte in zehn als Strukturierungshilfe vorgegebenen Themenblöcken abgehandelt werden. Um eine Verständigung über persönliche Interessen und gemeinsame Gruppenziele einzuleiten, waren die Themenvorschläge nach eigenem Ermessen zu bewerten und zu gewichten:

Welche Themen sind aus meiner persönlichen Sicht besonders wichtig?
Welche Themen müssen unbedingt abgehandelt werden?
Was könnten andere von uns wissen wollen?

Die folgenden Themenvorschläge waren der Geschichtswerkstatt im Programmablauf vorgegeben:

1. Fundstücke aus der Berufsbiographie;
2. Standardbiographie: Zwischen Berufswahl und Berufslenkung;
3. Zeitgeschichte und Berufsbiographie: Welche Einflüsse wirkten auf unseren Berufsverlauf ein?
4. Betriebschronik: Historische Etappen im Betrieb;
5. Technikentwicklung: Veränderung der Arbeitsanforderungen, Technik und Produktion;
6. Stellung des Betriebes: Kooperation in der Region, im Territorium und im Ausland;
7. Arbeitsorganisation, Arbeitsalltag, Arbeitsnormen, Hierarchie und politische Kontrolle;
8. Betrieb als sozialer Ort: Brigaden, sozialistischer Wettbewerb, Kindergärten, Ferienheime, Kulturhäuser;
9. Persönlichkeitsförderung: Aus- und Weiterbildung, Aufstiegswege, Berufsverbote, Personalpolitik;
10. Wendengeschichten: Von der Planwirtschaft zur Privatisierung.

Ausgangspunkt ist das kollektive Erzählen der Betriebsgeschichte unter der Fragestellung: Was bedeuteten für uns der Beruf, der Alltag im Betrieb, die

Beziehungen zu den Kollegen, die technische Entwicklung und die sozialen Veränderungen im Großbetrieb?

Als Einstiegsimpuls sollten Fundstücke aus der Berufsbiographie als Erzählanlaß dienen, um ins Gespräch zu kommen und gemeinsam geteilte Erfahrungen auszutauschen. Die Fundstücke und die mit ihnen verbundenen Erinnerungen sollten zugleich ein Anknüpfungspunkt sein, um mit der ungewohnten Perspektive der Alltagsgeschichte vertraut zu machen, die auf Erfahrungsgeschichte, nicht auf die von subjektiven Sichtweisen bereinigte Ereignisgeschichte abzielt.

In der zweiten Sitzung waren die Standardbiographien der Werksangehörigen Thema, um den Zusammenhang zwischen der Zeitgeschichte und der Berufsbiographie herzustellen. Welche Gemeinsamkeiten der Berufsbiographie verbinden uns? Welche Berufschancen fanden wir im Betrieb vor? Welche Hindernisse wirkten auf den Berufsverlauf ein? Gab es historische Schlüsselereignisse, die den Berufsverlauf unserer Generation nachhaltig prägten? In welchem Verhältnis standen fremdbestimmte Vorgaben und selbstbestimmte Entscheidungen bei der Berufswahl und im Verlauf der beruflichen Entwicklung?

Erst in der dritten Sitzung sollte die Betriebschronik in ihren wichtigsten Stationen rekonstruiert werden. Das Ablaufschema der Betriebsgeschichte konnte dann als Erzählhorizont für alle weiteren Themen zum Betriebsalltag fungieren. Doch war von vornherein beabsichtigt, daß der Ablauf der Werkstattsitzungen jederzeit durch alternative Themenvorschläge korrigiert werden konnte und die Themengliederung lediglich als Strukturierungshilfe zum Einstieg dienen sollte.

Ablauf der Werkstatt an der VHS Magdeburg

„Was, du kennst SKET nicht?“ fragt eine Ostdeutsche die Westdeutsche und fügt hinzu, daß in der DDR jedes Kind den größten Schwermaschinenbaubetrieb der Republik kannte, genauer das „Schwermaschinenbau-Kombinat Ernst Thälmann“, kurz SKET genannt. Um den Merkwert zu erhöhen, fügt sie die Formel „Sehen – Kaufen – Einlagern – Tauschen“ hinzu, Prinzipien, die das wirtschaftliche Handeln im Großbetrieb und privat charakterisierten. Damit fiel die Entscheidung, die „Memoiren eines Großbetriebes“ in einer Geschichtswerkstatt in Magdeburg durchzuführen. Über bereits bestehende Arbeitskontakte zu einem westdeutschen Biographieforscher der Otto-von-Guericke-Universität in Magdeburg kann die ostdeutsche Pädagogin Monika Hering als Werkstattleiterin gewonnen werden. Mit dem Leiter der VHS Magdeburg, Klaus-Dieter Münch, werden 10 dreistündige Werkstattsitzungen vereinbart, die 14tägig an der Volkshochschule stattfinden sollen. Um die angesprochenen Laienforscher im Vorruhestand zu entlasten, wird eine ermäßigte Teilnahmegebühr vereinbart, die vom Projekt getragen wurde, da davon auszugehen war, daß eine Gebühr die Adressaten von einer Teilnahme an der Werkstatt abhalten könnte. Die Ankündigung der Werkstatt erfolgt in der Lokalpresse, in der „Magdeburger Volksstimme“ vom 2. März 1995, unter folgendem Wortlaut:

Dokumentation über das SKET
Mit der Geschichtswerkstatt an der Volkshochschule Magdeburg sind Frauen wie Männer, frühere Werksangehörige vom SKET im Vorruhestand und ältere Laienforscher – oder solche, die es werden wollen – angesprochen: Die gemeinsame Rekonstruktion einer Betriebsgeschichte von unten und mit den Mitteln der Oral History (Aufzeichnung mündlicher Erzählungen) ist das Ziel. Wie wirkte sich Zeitgeschichte auf die Betriebsgeschichte aus? Wie verbanden sich Lebensgeschichte und Betriebsgeschichte in der Berufsbiographie? Wie sah der Übergang vom „Werktätigen“ zum „Kollegen“ aus, wie die „Abwicklung“ nach der Wende? Die Erforschung der Werksgeschichte als konkreter Erfahrungszusammenhang kann eine entideologisierte Auseinandersetzung mit dem rapiden Umbruch nach der Wende erleichtern. Arbeitsorganisatorische und technische Entwicklungen, Veränderungen der sozialen Beziehungen und Leistungen im Großbetrieb werden als Facetten der Betriebsgeschichte und Zeitgeschichte zu untersuchen sein. Die Dokumentation der Memoiren eines Großbetriebes macht ein Stück Lokalgeschichte für die öffentliche Auseinandersetzung über den sozial-historischen Wandel zugänglich.

Auf den Aufruf hin melden sich sechs Männer und eine Frau, die ihr Interesse ankündigen. Erst im zweiten Anlauf kommt die Gruppe zustande. Im Juni 1995 findet ein erstes Informationstreffen statt, bei dem die Ziele der Ge-

schichtswerkstatt vorgestellt werden. Im Herbst 1995 beginnt die Werkstatt mit nunmehr 12 TeilnehmerInnen, darunter zwei Frauen, zu arbeiten. Die Werksangehörigen sind zwischen 55 und 81 Jahre alt. Bis auf die Älteste, die schon unter Krupp im Werk beschäftigt war, traten alle übrigen nach Kriegsende in den Betrieb ein. Die Mehrheit war über 40 Jahre im Werk beschäftigt. Bis auf einige Ältere, die 1989 schon verrentet waren, werden die Werksangehörigen durchweg unfreiwillig in den vorzeitigen Ruhestand abgedrängt oder in die Arbeitslosigkeit entlassen. Das Ende der DDR fällt mit dem Ende ihrer Berufslaufbahn zusammen.

Anders als erwartet kommt nur ein Arbeiter aus der Produktion, der beim zweiten Treffen wieder wegbleibt. Er fühlt sich unter den „Höhergestellten" und Akademikern nicht wohl. Die Werkstattleiterin spürt anfangs einigen Widerstand, „daß eine Frau uns gestandenen Männern war erzählen will". Doch kommt ihr zugute, daß sie, ähnlich wie die Thälmänner, in ihrer Familie von Arbeitslosigkeit betroffen ist. Später berichtet die Ehefrau eines Arbeitslosen: „Der hatte nur noch mich, bevor er in die Werkstatt kam".

Auch das Konzept des alltagsgeschichtlichen Zugangs zur Betriebsgeschichte trifft auf Skepsis, zumal die Werkstattleiterin Pädagogin, aber keine gelernte Historikerin ist. Doch vermag sie zu vermitteln, daß die Werksangehörigen in ihrer Rolle als „Alltagsexperten" gefragt sind, die besser als jeder von außen kommende Wissenschaftler „ihren Betrieb" und seine Geschichte kennen. Die gestandenen Werker sind als Experten nun ihrerseits nicht bereit, sich auf die Aufforderung einzulassen, persönliche Fundstücke mitzubringen, um diese als Erzählanlaß zu nutzen. Äußerst kritisch beurteilen sie die Perspektive der in der DDR ungewohnten Alltags- und Erfahrungsgeschichte, die von den subjektiven Erinnerungen ausgeht. „Wir sind erwachsen, keine Kinder mehr, sondern Großväter." Doch nachdem die ersten Widerstände überwunden sind, bringen die Werker nach und nach zahllose Fundstücke aus dem Betrieb mit, deren Geschichten sie bereitwillig erzählen. So kommen Brigadetagebücher, Zeugnisse, Orden und Urkunden, aber auch ein Werkstück aus der Lehrzeit – ein Amboß, der als Briefbeschwerer dient – und ein Rasenmäher zutage, der von einem der Beteiligten in den 50er Jahren entwikkelt worden ist. Einige der Fundstücke waren nach der Abwicklung ganzer Betriebsteile von SKET vor der Zerstörung gerettet worden, andere verschwanden im Müll. „Man wußte ja damals nicht, daß das mal interessant sein würde." Am ehesten waren die Frauen bereit, sich auf die Alltagsperspektive einzulassen, zogen dadurch aber auch allmählich die Männer mit.

Zwar wurde die Standard-Biographie zu Hause ausgefüllt, doch schien damit die Aufgabe erledigt. Die Aufforderung, sich in der Werkstatt in vergleichender Perspektive auf die Berufs- und Lebensverläufe einzulassen, wird mit der Bemerkung abgetan: „Wann kommen wir endlich zur Sache – wann geht es um den Betrieb?" Schon die aus Westsicht entworfenen Rubriken der Stan-

dardbiographie lösen Widerspruch aus. Die Frage, ob man halbtags oder zeitweilig gar nicht beschäftigt gewesen sei, wird durchweg abgewiesen: „Das gab es bei uns nicht". Doch zeigt sich bei einem Vergleich der anonym ausgefüllten Fragebögen, daß die Frauen in den Werkstätten durchweg für eine gewisse Zeit zugunsten der Kinder Berufspausen einlegten oder zeitreduziert gearbeitet haben. Auch die Frage, ob man auf eigenen Wunsch oder per Delegation an Weiterbildung teilnahm, wird als falsch gestellt abgewiesen oder mit dem Vermerk „Beides" versehen. Ungewohnt ist die Perspektive, die Fragen zur Berufsbiographie mit Fragen nach dem Familienalltag verbindet. Daß hierbei wichtige Informationen zur Gesamtbelastung durch Familien- und Berufsarbeit gewonnen werden können, zeigt sich bei der Auswertung: Einige der Thälmänner waren nicht nur durch Berufskrankheiten oder Invalidität belastet, sie mußten sich zusätzlich um zu pflegende Angehörige kümmern und Enkelkinder betreuen und neben der Berufsarbeit dem erwarteten gesellschaftlichen Engagement in FDJ, FDGB und Partei nachkommen.

Berufs- und Lebensverläufe: Die Generation der Aufsteiger

Die ehemaligen SKETler gehören durchweg der Gründer- und Aufbauergeneration an: Die zwischen 1919 und 1929 geborenen Gründer waren mit einem anderen Generationsschicksal konfrontiert als die zwischen 1929 und 1939 geborenen Aufbauer, deren Laufbahn mit Anfang und Ende der DDR zusammenfiel. Doch alle eint, daß Kindheit und Jugend durch den Nationalsozialismus geprägt waren und die Not der Kriegs- und Nachkriegsjahre tiefe Spuren hinterlassen hat. Zum Kriegsende sind einige in Kriegsgefangenschaft, wird eine bereits Witwe, sind Väter der Jüngeren gefallen, sitzt einer der Väter als kommunistischer Widerstandskämpfer eine Haftstrafe ab. Andere sind entwurzelt, müssen als Folge der Kriegswirren den Heimatort verlassen und den erlernten Beruf wechseln: Der Jungjurist erhält als Angehöriger der Nazijustiz Berufsverbot in der SBZ. Mit der neuen Wertordnung erfolgt eine Umwertung der Werte: Ein Napola-Schüler muß zum „Canossagang" antreten, um die höhere Schule im neuen System fortsetzen zu können. Ausbildungs- und Arbeitsplätze sind in den Gründerjahren Mangelgut. Hunger, Behelfsschulen und Trümmerelend bestimmen die Schulzeit in den 40er Jahren. Weil das nötige Schulgeld für die Oberschule fehlt, endet die Schulzeit der meisten mit der 8. Klasse. Drei von ihnen erreichen dennoch das Abitur. Doch die Tochter einer Kriegerwitwe muß in der Notzeit auf weitere Bildungsansprüche verzichten. Wer einen Schulgelderlaß erhält, hat Glück gehabt. Die Jugend bekommt nichts geschenkt. Die Junglehrer der Zukunft, die die alten Nazilehrer ablösen sollen, werden gerade erst ausgebildet.

Wer eine Lehrstelle im Großbetrieb gefunden hat, ist dankbar. Neigungen und Talente spielen kaum eine Rolle bei der Berufswahl, solange es darum

geht, überhaupt einen Ausbildungsplatz zu finden. Nur ausnahmsweise folgt die Ausbildung im Metallberuf einem Berufswunsch. Die Tradition wird vom Vater über den Sohn weitergereicht, der wie er im Werk seine Lehre macht. Der Zufall spielte mit, weil man nicht wußte, was man werden sollte, oder man geriet aufgrund günstiger Verdienstmöglichkeiten an die Lehrstelle. Im einen Fall reicht schon der Anspruch auf die „Lebensmittelkarte A" aus, um sich für die Lehre in der Metallindustrie zu entscheiden. Eine gezielte Berufswahllenkung durch Schule und Betrieb erreicht diese Generation noch nicht, sie wird erst die eigenen Kinder auf andere Weise in ihren Wahlmöglichkeiten einschränken.

Die Lehre bei Krupp folgt den traditionellen Arbeitstugenden der alten Meister, die auch noch zu Zeiten der Sowjetischen Aktiengesellschaft (SAG) ausbilden: Fleiß, Disziplin, Sauberkeit und Ordnung stehen obenan. Prügelstrafen sind in Elternhaus, Schule und Betrieb an der Tagesordnung. Dennoch werden die Lehrmeister als „Respektpersonen" anerkannt, die eine umfassende, fachgerechte Ausbildung vermittelt haben. Ihre Autorität sinkt erst in den 60er Jahren, nachdem ein gesuchter Facharbeiter mehr verdient als die entmachteten Meister. Die Mehrheit der Thälmänner schließt die Lehre mit dem Facharbeiter ab, Facharbeiter sind in den Aufbaujahren der DDR gesucht, nachdem viele von ihnen in den Westen abgewandert waren. Noch 1966 verfügen erst 20% der Arbeiter in der DDR über einen Facharbeiterabschluß. Vor dem Hintergrund der harten Jugend erscheint den Älteren die Ausbildung der Jüngeren seit den 60er Jahren als wenig qualifiziert, wird diese schließlich für die sich ausbreitende „Hängemattenmentalität" der Jüngeren verantwortlich gemacht.

Der Berufseinstieg der meisten fällt mit den Aufbaujahren unter sowjetischem Einfluß zusammen. Mit dem Ausbau der volkseigenen Betriebe in den 50er Jahren zählt der Schwermaschinenbau zu den „Schwerpunktbetrieben", die besser mit Grundstoffen ausgerüstet sind als andere, die höhere Löhne zahlen, bessere Weiterbildungsmöglichkeiten eröffnen und durch den erleichterten Zugang zu Bedarfsgütern privilegiert sind.

Den nach dem Mauerbau zurückgebliebenen Facharbeitern bietet sich eine später nie mehr erreichte Chance zum Aufstieg durch Weiterbildung, die nahezu alle Thälmänner und -frauen genutzt haben. Schon nach dem 17. Juni 1953 war man bemüht, „die guten Leute zu halten". Prämien, Einzelverträge förderten den Leistungswillen der einzelnen. Sieben von elf der Werksangehörigen absolvieren neben der Berufsarbeit in dieser Zeit ein Ingenieurstudium im Fern-, Direkt- oder Abendstudium, das der hohen Fachkräftenachfrage in der Schwerindustrie entsprach. Eine der beiden Frauen zählt noch zu den Pionierinnen, als sie Mitte der 50er Jahre ein Aufbaustudium als Maschinenbauingenieur absolviert. Unter großem persönlichen Einsatz an Kraft und Zeit haben es die meisten von ihnen geschafft, in mittlere Leitungsebenen aufzusteigen.

Es ist die Zeit, in der Arbeiterkinder massiv gefördert und im Aufbaustudium der Arbeiter- und Bauernakademien bevorzugt werden. Verbreitet ist die Förderung der jungen Thälmänner durch ältere Mentoren, die als Meister oder Brigadiere „Schieberfunktion" übernehmen und die Laufbahn der Jungen durch Arbeitsfreistellungen als Vorbild oder durch Ermutigung voranbringen. Eine Devise damals lautete: „Du mußt den Ingenieur machen, wenn du was werden willst". Die Hälfte der Westflüchtlinge gehörte den 30er-Jahrgängen an. Die, die geblieben waren und ihre Chancen nutzten, kamen voran. Der Sprung vom Arbeiterkind über den Facharbeiter und das Aufbaustudium zum Leitungskader gelingt nur dieser Generation. Fast alle Thälmänner rücken bis Ende der 60er Jahre in Leitungsfunktionen nach, werden zum Gruppen-, Fach-, Fachgebiets-, Abteilungs- und Hauptabteilungsleiter befördert.

Doch nicht alle bekommen eine Chance zum Neuanfang, nicht alle identifizieren sich mit dem neuen System: Wer politisch durch die NS-Zeit belastet ist oder wer nicht in die Partei eintritt – etwa die Hälfte der Werkstattgruppe -, ist auch mit beruflichen Hürden konfrontiert. Er hat nicht gleichermaßen an den Betriebsprivilegien teil wie die anderen, die von Werkswohnungen, Kindergartenplätzen, Reisekadervorrechten profitieren. Der Wunsch, in der Agitationsabteilung Schriftmaler zu werden, bleibt unerfüllt, weil der Produktion allemal Vorrang vor der Agitation zukam. Oder die Karriere eines anderen stagniert, als Nachrücker mit Parteibuch bevorzugt werden.

Mit dem Berufseinstieg fällt die Familiengründung der meisten zusammen. Mit 25 sind fast alle verheiratet, denn die Ehe ist das Sprungbrett, um angesichts der akuten Wohnungsnot in den 50er/60er Jahren ein Anrecht auf eine Wohnung zu erwerben. Zwar können einige der Thälmänner die Kinder im Betriebskindergarten unterbringen, doch sind die meisten noch immer auf die Kinderbetreuung durch Großmütter angewiesen. Erst in den 70er Jahren ändert sich das mit dem Ausbau der staatlichen Kindererziehung.

Mitte der 70er Jahre kommen den Thälmännern in den besten Jahren die Einkommenssteigerungen als Verbesserungen des Lebensstandards zugute. Die Sicherheit des Arbeitsplatzes im Kombinat kompensiert die langen Wartezeiten bei dem Erwerb einer Neubauwohnung, eines Trabis oder Kleingartens. Jeder weiß, irgendwann kommt auch er dran. Die Generationen der Thälmänner sind in bezug auf Weiterbildung, Aufstieg und Lebensstandard die eigentlichen Gewinner in der DDR. Sie danken es durch eine hohe Identifikation mit dem Werk und dem System. Sie werden nach der Wende die ersten Verlierer sein.

Dennoch trifft die Wende 1989 die nunmehr älteren Werksangehörigen völlig unerwartet, obwohl sich bereits seit den 80er Jahren die Wirtschaftskrise auch am Arbeitsplatz zunehmend abzeichnete. Die Hälfte unter ihnen ist mehr als 40 Jahre im Werk tätig gewesen. Nach der Wende sind sie nicht nur mit der Auflösung des Kombinats, sondern auch mit der Auflösung ihres Le-

benswerks konfrontiert. Damit Werk und Lebenswerk nicht spurenlos untergehen, haben die Thälmänner und -frauen die Memoiren eines Großbetriebes dokumentiert.

Herr H., Jahrgang 1936 (59 J.): „Aus einer sehr unpraktischen Angestelltenfamilie“

1942-1951	8-Klassen-Schule in Magdeburg, ein Jahr kriegsbedingte Unterbrechung (6-14 J.)
1951-1953	Ausbildung zum Maschinenschlosser nach Aufnahmeprüfung im Ernst-Thälmann-Werk (14-17 J.)
1953-1954	Berufseinstieg als Werkzeugmacher bei Thälmann (Verdienst 700 DM) (17 J.)
1954-1957	Weiterbildung im Direktstudium an Ingenieurschule für Schwermaschinenbau, Magdeburg, Abschluß: Maschinenbau-Ingenieur (Verdienst 470 DM) (18-21 J.)
1956-1961	Mitglied der Hockey-Nationalmannschaft, als Reisekader in England, Marokko, Ägypten (20-25 J.)
1961	Nach Mauerbau Verwarnung wegen Kritik, Androhung der Versetzung „in Betrieb 13“ (25 J.)
1957-1961	Aufstieg als Konstrukteur für Zementanlagen, Angebotsingenieur und Gruppenleiter (21-25 J.)
1961	Aufstieg als stellvertretender Abteilungsleiter der Abteilung Zerkleinerungstechnik (25-55 J.) Auszug aus Elternhaus wegen Eheschließung (25 J.)
1962	Geburt des 1. Kindes (26 J.)
1966	Geburt des 2. Kindes (30 J.)
1969	Geburt des 3. Kindes (33 J.), Engagement im Sport und Vorsitzender im Kleingartenverein
1980	Ende der Reisekaderprivilegien (44 J.)
1983	Auszug des 1. Kindes (47 J.)
1986/1988	Geburt von zwei Enkelkindern (50/52 J.)
1989	Nach der Wende Vertrauensmann, Betriebs- und Aufsichtsratsmitglied (53 J.)
1991	Betreuung von Mutter und Onkel (55 J.)
1991-1992	Leiter des Personaleinsatzbetriebes bei SKET, für ABM-Stellen etc.
1992	Berufsausstieg nach Altersübergangs-Regelung nach 41 Jahren bei SKET (56 J.)

Frau F., Jahrgang 1934 (61 J.): „Denen werde ich es schon zeigen“

1940-1941	Volksschule Stettin (6 J.)
1941	Vater gefallen (7 J.)

1942-1948	Umzug nach Schönebeck, bis zur 8. Klasse Besuch der „Mittelschule“ (8-14 J.)
1948-1950	Berufsvollschule für Wirtschaft und Verwaltung (frühere Handelsschule) (14-16 J.)
1950-1951	Berufseinstieg als Kontoristin in Molkerei (16-17 J.)
1951-1954	Stenotypistin im Rat des Kreises (17-20 J.)
1951-1954	Weiterbildung an Abendoberschule der VHS in Magdeburg, Abitur (17-20 J.)
1954-1960	Studium als eine von 5 Studentinnen an „Hochschule für Schwermaschinenbau“, Magdeburg, Ingenieur für Werkstoffkunde und Werkstoffprüfung (20-26 J.)
1960	Berufseinstieg als Diplomingenieur für Materialprüfung bei Thälmann, Auszug aus Elternhaus, Eheschließung und Übersiedlung in AWG-Wohnung, Geburt des 1. Kindes, Betreuung durch Großmutter (26 J.)
1961	Frauenfördermaßnahme, Aufstieg als Gruppenleiterin, gesellschaftliches Engagement in FDJ, FDGB (27 J.)
1965	Geburt des 2. Kindes (31 J.)
1970	Weiterbildung an Kombinats-Akademie: Lehrgang für Frauen in leitenden Funktionen (36 J.)
1971	Intensiv-Lehrgang für Datenverarbeitung an Technischer Hochschule in Magdeburg (37 J.)
1980-1983	Pflege der kranken Mutter (46-49 J.)
1984	Auszug des 1. Kindes (50 J.)
1986	Geburt des 1. Enkelkindes (52)
1988	Verwitwung (54)
1992	Nach 32 Jahren bei SKET Berufsausstieg nach Altersübergangs-Regelung (58 J.)
1994	Auszug der 2. Tochter (60 J.)
1992-1995	Weiterbildung „Studieren ab 50“, Seniorenstudium der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg (58-61 J.)

Oral History: Gemeinsames Erzählen einer Geschichte

Die Erzählungen der Thälmänner kommen ganz ohne Regeln aus. Sie halten sich an die Erzähldisziplin und beweisen nach und nach eine große Toleranz gegenüber den Andersdenkenden. Ihre Erzählungen werden ab der zweiten Sitzung auf Tonband festgehalten, im Projekt transkribiert und anonym dokumentiert. Monika Hering übernimmt im Gesprächsablauf eine „Hebammen“-Funktion, indem sie den Themenablauf regelt, dafür sorgt, daß auch die Schweiger zu Wort kommen, und sich auch nach den Sitzungen noch zu einem Gespräch bereit findet. Sie sorgt dafür, daß die Gruppe in den Insti-

tutsraum an der Universität umzieht, der einen persönlicheren Rahmen abgibt als die Schulräume der Volkshochschule. Wie Mutter Courage schleppt sie zu jedem Treffen prall mit Tellern, Tassen und belegten Brötchen gefüllte Taschen mit, eine Geste, die von den Älteren dankbar entgegengenommen wird. Sie fördert mit großer Sensibilität nach und nach ein Vertrauensverhältnis in der Gruppe, die anfangs durch scharfe politische Gegensätze gespalten ist. Dazu zählt auch, daß sie in der spannungsreichen Einstiegsphase die Wegbleibenden ermutigt, wiederzukommen. Ihr kommt als motivationsfördernd zugute, daß sie sich, auch nachdem das Werkstattprojekt der VHS abgelaufen ist, ein weiteres Halbjahr als Moderatorin der Gruppe unentgeltlich zur Verfügung stellt. Die Gruppe dankt es ihr, indem sie dabei bleibt. Über 200 Seiten des Werkstattablaufs sind dokumentiert. Die Geschichtswerkstatt war als Bildungsprojekt, nicht als Forschungsprojekt geplant. Doch entsprechen Ablauf und Ergebnis der Selbsterforschung eines Großbetriebes dem, was als forschendes Lernen bezeichnet wird:

1. Methodisch geleitetes Fremdverstehen ist den Verstehensprozeduren im Alltag nachgebildet. Im Alltag werden lediglich abkürzende Verfahren angewandt, die nicht primär auf Erkenntnisgewinn, sondern auf Entscheidungshilfen in einer Handlungspraxis abzielen. In beiden Fällen wird indessen eine bedeutungsvolle Realität vorgefunden, auf deren Grundlage gehandelt wird. Es ging in der Werkstatt darum, den Wert- und Handlungsorientierungen auf die Spur zu kommen: Wie haben wir den Betrieb wahrgenommen und in ihm gehandelt? Was bedeutete uns die soziale Welt im Großbetrieb? Wie im Alltag auch ist das Ergebnis Resultat einer gemeinsamen Aushandlung von Situationsdefinitionen, auf die man sich einigen kann. Wie im Alltag sind die Laienforscher Teil des Untersuchungsfeldes, in das sie deutend eingreifen.
2. Anders als im Alltag nehmen die Laienforscher jedoch systematisch eine ethnographische Haltung ein, indem sie ihr Alltagsverständnis und ihre selbstverständlichen Vorannahmen wechselseitig in Frage stellen. Sie tun dabei so, als ob der Betriebsalltag ihnen fremd und unbekannt wäre. Dabei kommt der von außen hinzugekommenen Werkstattleiterin eine wichtige Rolle zu, denn dieser muß der Alltag erklärt werden, das Erzählte plausibel und verständlich sein. Anders als im Alltag werden aufgetretene Widersprüche nicht überspielt – und dadurch normalisiert –, sondern auf den Tisch gebracht. Ausgangsfragen der Fremdheitshaltung sind: Was haben wir gesehen, was übersehen? Was wußten wir, was hätten wir wissen können? Wie haben wir das, was wir sahen und wußten, bewertet? Wie bewerten wir heute, was damals geschah? Deutlich wird nach und nach, daß die Wissensbestände über den Betrieb standort- und wertabhängig sind – und damit der Annahme des zu DDR-Zeiten vermittelten Geschichtsverständnisses einer eindeutig objektivierbaren Wahrheit widersprechen. Erwartet

worden war zunächst, daß die Leiterin der Werkstatt vorgibt, „wo es lang geht", und als Wissenvermittlerin aktiv wird. Nun mußte die Gruppe selbstverantwortlich im kollektiven Erzählen die Wahrheit zutage bringen. Für die Offenheit der Erzählenden im Gesprächsablauf war indessen entscheidend, daß die Werkstattleiterin als Ostdeutsche zumindest die Hintergrundüberzeugungen und Erfahrungen aus dem DDR-Alltag mit ihnen teilt.

3. Anders als im Alltag orientiert sich der Gesprächsablauf an einem eingegrenzten Ausschnitt der Wirklichkeit – dem Betrieb als Fall –, während im Alltag das Gespräch „von Fall zu Fall" springen kann. Den Laienforschern war die soziale Welt des Großbetriebes in ihrer thematischen Abfolge als Untersuchungsrahmen vorgegeben. Doch entschied sich die Gruppe für ein strikt chronologisches Ablaufschema der Erzählungen, das den wechselnden Eigentumsformen und Systemwechseln entsprach: von Krupp-Gruson über Krupp zur SAG, vom Ernst-Thälmann-Werk zum Großkombinat SKET bis zur Nachwendenzeit. Daß tatsächlich das Spektrum möglicher Erfahrungen im Betrieb zur Sprache kam, dafür bürgte bereits die heterogene Zusammensetzung der Gruppe, deren Mitglieder in unterschiedlichen Betriebsteilen, Funktionen und Positionen in der Hierarchie tätig waren. Doch quer zu den Erfahrungsdifferenzen aufgrund unterschiedlicher Standorte im Betrieb setzten sich zusätzlich Deutungsdifferenzen aufgrund unterschiedlicher Werthorizonte und Bewertungsmaßstäbe durch.
4. Der vergleichende Themenfokus änderte fortwährend im Untersuchungsgang, in dessen Verlauf neue Fragen entstanden: Was war der Horizont gegebener Handlungsmöglichkeiten für die Planung und den Ablauf der Berufsbiographie? Auf welche Weise wurden berufsbiographische Vorgaben genutzt, gefördert oder behindert? Später: Was war der Wert der im Großbetrieb geleisteten Arbeit? Wie wurde die Arbeitsmotivation gefördert, prämiert, sanktioniert oder geschwächt? Wie wurde Verantwortung geteilt, delegiert oder abgeschoben? Welche formellen Hierarchien und informellen Kanäle, welche Konkurrenzbeziehungen zwischen Abteilungen und Betrieben in der Region bestimmten die realen Arbeitsabläufe? Erst als die Fragen allgemeine Produktions- und Verteilungsprobleme im Plansystem ansprachen, setzte sich die grundlegende Frage durch: Woran ist letztlich das System gescheitert? Wer wird für das wirtschaftliche Scheitern verantwortlich gemacht?
5. Es geht in der Werkstatt nicht primär um das, was wirklich geschah, um die effektive Erhebung objektiver Tatsachen. Ziel ist vielmehr, aus Sicht der Werksangehörigen eine Vielzahl möglicher Deutungsperspektiven zu produzieren, „wie es gewesen sein könnte". Dabei sind alle möglichen Lesarten als gleichwertig zugelassen, um den Erfahrungshorizont in seiner möglichen Reichweite zu differenzieren. Die Werkstattleiterin übernimmt die Aufgabe, Fragestellungen für neue, auch abweichende Interpretationen

offenzuhalten und die Deutungsangebote nicht durch Wertungen vorzeitig einzuengen oder zu verwerfen. Dennoch bildeten sich in der Gruppe Ansätze zu Deutungsmonopolen von Meinungsführern aus, die sich in der Regel auf das jeweilige Thema in der Gruppe vorbereiteten, Materialien und Notizen mitbrachten. Doch anders als erwartbar kommt den Deutungsfraktionen für das kollektive Gedächtnis der Gruppe eine wichtige evaluierende Funktion zu: Gegenüber den in der DDR geringen Deutungsspielräumen stellen der Deutungspluralismus und die offene Polarisierung an sich schon einen Lernschritt dar. Die Grenze des früher Sagbaren wird überschritten und für neue, differenziertere Sichtweisen durchlässig.

6. Dennoch müssen in der Gruppe die Interpretationen durch andere in ihrer Plausibilität, ihrem Wirklichkeitsgehalt bestätigt werden. Den „Systemloyalen" und den „Systemkritikern" kommt dabei die Funktion zu, die Spannweite überhaupt möglicher Lesarten im Großbetrieb der DDR zu repräsentieren. Auch das zunächst Ausgeklammerte, Nicht-Erzählte kommt schließlich doch zur Sprache, weil sich stets ein Kontrahent nicht an die in der Gruppe wirksame Gruppensolidarität der Werksangehörigen hält. Doch löst sich damit auch die in der DDR unterstellte Wir-Gemeinschaft auf. Das Erinnern in der Werkstatt ist den sich wandelnden Legitimationsansprüchen in drei Zeitdimensionen konfrontiert: Es pendelt zwischen einem in der DDR unterstellten, gegenwärtig neu auszuhandelnden und vermutlich in der Zukunft überdauernden Grundbestand gemeinsam geteilter Bedeutungen. Die Behandlung der Grundfrage: „Was haben wir geleistet?" ist ein Beispiel für die Dynamik in der Gruppe, die äußerst kritisch mit Relativierungsversuchen und Beschönigungen umgeht, zugleich aber unter dem Rechtfertigungsdruck gegenüber dem Westen steht. Der Einwand gegen die Behauptung, daß nach dem Mauerbau auch die „Mittelmäßigen" eine Chance zum Aufstieg bekamen, wird nicht akzeptiert.

   B.: Selbst die aus der zweiten Reihe, die waren schon noch gut, das waren teilweise Respektpersonen, und auch Leute, die ein hohes Fachwissen hatten.

   S.: Für uns! Für uns gesehen! [B.: Für uns] Naja, du mußt mal sehen, dann ist der eene, der mittelmäßig ist, schon der Größte. [W.: Nein!]

   B.: Naja, das hat sich leider nachher auch etwas verwässert, da spielte im Zuge der personellen Entwicklung nicht in jedem Fall mehr – um es höflich auszudrücken – das Fachwissen 'ne Rolle.

   R.: Sondern deine „Abstammung".

   B.: So isses.

Die Ausstellung: Selbstdarstellung nach außen

Ziel der im kollektiven Erzählen hervorgebrachten Betriebsgeschichte war die Dokumentation der Chronik in einer Ausstellung an der VHS Magdeburg. Mit diesem letzten Schritt einer Vergegenständlichung der Erfahrungen der Werksangehörigen vom SKET gibt die Geschichtswerkstatt nicht nur sich selbst, sondern auch der Region einen Teil ihrer Geschichte zurück. Die Präsentation der SKET-Geschichte in der Ausstellung erfolgte ohne jede finanzielle Förderung durch andere, in eigener Regie und mit einem erheblichen Kraftaufwand an Zeit und Arbeit. Die Dokumentation sollte nicht nur den Thälmännern selbst, sondern auch Außenstehenden anschaulich darstellen, was der Großbetrieb in der DDR geleistet und bedeutet hat. Die Ausstellung vollzog die Erzähllogik der Werkstatt nach und folgte den Stationen der Betriebschronik von Gruson bis heute.

Die Gruppe sammelte eigene Fundstücke in großer Anzahl – wie Brigadetagebücher, Fotos, Fahnen und auch der Rasenmäher –, die in einer Inventarliste erfaßt wurden. Hinzu kamen Großfotos von SKET aus allen Etappen seiner Geschichte, die aus dem Betriebsarchiv entliehen wurden. Jeder der Laienforscher übernahm in der Vorbereitungsphase die ihm gemäßen Aufgaben. So war einer für die handgemalten Überschriften zu den Etappen der Chronik zuständig, während ein anderer die sorgfältig recherchierten Ereignisdaten zur Kombinatsgeschichte sammelte, die wiederum ein anderer auf dem Computer erfaßte und ausdruckte. Andere organisierten die Präsentation in Nachtarbeit, erfanden für schwere Glasrahmen Aufhänger aus Fahrradspeichen, die sich als stabil erwiesen haben. Der Raum in der VHS und das Foyer wurden durch Stellwände unterteilt, die der chronologischen Gliederung folgten. In der Mitte des Raumes lagen auf kreisförmig angeordneten Tischen Fotoalben, zahllose Hefte der Betriebszeitung „Der Aktivist“ sowie Brigadetagebücher aus, in die sich das Publikum vertiefen konnte. Im Foyer empfing die Besucher eine schriftliche Vorbemerkung über die Werkstatt und ihre Geschichte, ihre Ziele und die Beteiligten. Vor dem Eingang zur Ausstellung lag ein Gästebuch aus, in dem das Publikum seine Eindrükke hinterließ und in der Regel den Initiatoren der Ausstellung große Anerkennung zollte.

Der Leiter der VHS hatte Kommunalpolitiker, Magdeburger Vorruhestandsorganisationen, Schulen in großer Zahl und die Presse zur Ausstellungseröffnung am 2.11.1996 eingeladen. Die Ausstellung fiel praktisch mit dem bundesweiten Aufsehen über die am 15.10.1996 erzwungene Anmeldung der Gesamtvollstreckung von SKET zusammen, ohne daß dieser Ablauf geplant oder vorhersehbar gewesen wäre. Das Echo in der Presse war entsprechend groß. Jeweils zwei der Beteiligten an der Werkstatt sollten die Aufsicht in der einwöchigen Ausstellung übernehmen und zugleich als Ansprechpartner zur

Verfügung stehen. Der überwältigende Erfolg motivierte indessen die Gruppe derart, daß nahezu alle täglich abwechselnd anwesend waren.

Die Ausstellung besuchten innerhalb einer Woche 1.200 BesucherInnen: Es kamen Schüler im Klassenverband, Thälmänner und deren Familien, Historiker, Gewerkschaftler und Vorruheständler, junge und ältere Magdeburger. Der Ausstellungsraum war stets überfüllt und von intensiven Gesprächen erfüllt. Die Resonanz beim Publikum bestätigte das Konzept: Die lebendige Veranschaulichung der Betriebschronik von SKET und lebende Begleitung durch die Zeitzeugen löste bei dem lokalen Publikum ein Wiedererkennen ihrer eigenen Geschichte und zugleich ein Wiedersehen aus, das viele alte Thälmänner erstmals wieder zusammenbrachte. Die alten Werker in Schirmmütze umarmten sich, lachten und weinten zugleich, als sie Namen, Gesichter, Daten wiedererkannten. „Kuck mal, der Walter!" sagt einer und meint Ulbricht auf Besuch im Werk. Es wurden Geschichten aus dem Werk ausgetauscht und nachdenklich Bilanzen gezogen. Andere boten weitere Fundstükke aus eigenen Beständen an oder erzählten den Jüngeren Episoden aus der Werksgeschichte. Es fand das statt, was sonst nur Appell bleibt: ein Lernen aus der Geschichte.

Die Gruppe will weiter zusammenbleiben, plant einen Stammtisch der Thälmänner. Einige der Mitglieder werben über den SKET-Verein für die Übernahme der Ausstellung in eine ständige Museumspräsentation. Mit der Auflösung von SKET ist nicht einmal gesichert, daß das umfangreiche SKET-Archiv zur Werksgeschichte überlebt. Die Aussichten sind nicht erfolgversprechend, denn die Verantwortlichen aus der Poliik wollen das unrühmliche Ende von SKET eher vergessen. Daß die im Kollektivgedächtnis aufbewahrte Erinnerung nicht vollends verloren geht, dazu hat die Werkstattgruppe selbstorganisiert das Ihre beigetragen.

Stimmen aus dem Gästebuch:
Ausstellung Spurensuche SKET vom 2.11.1996

... Welch große Dokumentation. Wieviel Arbeit, Fleiß und Können steckt dahinter. Dank den Initiatoren, die es dem Vergessen entrissen haben und der breiten Öffentlichkeit so anschaulich dargestellt haben ...

... Die Spurensicherung ist gelungen. Es ist gut, die Vergangenheit aufzuarbeiten, um die Zukunft zu gestalten ...

... Die Ausstellung Spurensicherung des SKET ist eine gelungene Dokumentation über den Aufstieg und Niedergang eines Industriebetriebes. Vor allem die Darstellung der Menschen im Prozeß dieser Entwicklung ist gut gelungen ...

... menschlich und wissenswert. Mit viel Mühe erarbeitet: anerkennenswert

... Viele Erinnerungen werden wach, gute und weniger gute. Man muß beides bewahren ...

... Mich beeindruckt die hohe Identifikation: Die Ausstellung ist – abgesehen von den Biographien – objektive Betriebsgeschichte, das heißt, daß die objektive Geschichte als Repräsentation auch der eigenen Geschichte gesehen wird ...

... Fast 40 Jahre in einer „Bude" wie SKET gearbeitet zu haben, bedeutet fast ein ganzes Arbeitsleben. Da tut es schon weh, wenn „mein Werk" den Bach runtergeht ...

... SKET gehört zur Region, zu den Menschen und zu den historischen Verhältnissen. Der Betrieb ist Träger der Identität für Generationen und sollte trotz aller wirtschaftlichen Zwänge erhalten bleiben. Die Frage bleibt offen, ob alle Verantwortlichen ihr Mögliches getan haben ...

... Weshalb hat sich der Oberbürgermeister Polte noch nicht sehen lassen?

... Trotz aller berechtigten Verbitterung darüber, was mit SKET geschieht, gibt die gelungene Ausstellung Grund, mit Stolz auf das zurückzublicken, was in Jahrzehnten im Thälmann-Werk geleistet wurde. Besonders, wenn man selbst einen Teil dazu beigetragen hat. Den Organisatoren ein herzliches Dankeschön!

... Es ist wohl eine große Tragödie dieser Zeit, daß auch eine große Geschichte eines Unternehmens keine Chance für die Zukunft eröffnet. Die Ausstellung zeigt wohl deutlich, daß neben Mängeln und Irrtümern auch manches zur Geschichte wurde, auf das stolz zu sein durchaus berechtigt ist ...

... Erinnerungen gehören zum Leben eines Menschen – allein deshalb müssen sie bewahrt werden! Ein Stück Geschichte – Werksgeschichte und Geschichten – zusammengetragen zu haben, ist das Verdienst einer kleinen Gruppe ehemaliger Betriebsangehöriger des Magdeburger SKET. Die hohe Besucherzahl, die interessanten und unvergeßlichen Gespräche und das vielfältige Echo in Funk und Presse sind der große Blumenstrauß für die Frauen und Männer der Forschungsgruppe ...

(Städtische VHS Madgeburg, Klaus Dieter Münch)

FIRMENGESCHICHTE

Als Nachruf ist die „Spurensuche“ von Magdeburg nicht gedacht

Ehemalige Thälmannwerker stellten eine ganz persönliche Ausstellung zusammen – Politiker zeigen kein Interesse

Von unserer Redakteurin Irina Steinmann

Magdeburg/MZ. „Thälmannwerker – das war schon was“ steht in fetten Lettern über der Tafel mit den bunten Werbefotos von einst. Sie zeigen riesige Fabrikeinrichtungen, gebaut in Magdeburg und exportiert in 40 Herren Länder. Damals beschäftigte das größte Unternehmen des Schwermaschinenbaus der DDR um die 13.000 Mitarbeiter. Die Rede ist, natürlich, von Sket: Sket, dessen Schicksal heute am seidenen Faden hängt, Sket, das für die Männer und Frauen, die dort Jahrzehnte ihres Arbeitslebens verbrachten, viel mehr war als nur ein Brötchengeber.

Zehn von ihnen, Vorruheständler und Rentner, Techniker und Verwaltungsangestellte, Laboranten und Handwerker zwischen 55 und 82 Jahren, haben seit Juni 1995 auf Initiative des Deutschen Institutes für Erwachsenenbildung Frankfurt (Main) zusammengetragen, was Sket für sie bedeutete. Herausgekommen ist eine Ausstellung mit dem Titel „Spurensuche“. Eine, bei der die Macher selbst die Exponate erläutern, und eine, die über mangelnden Zuspruch nicht klagen kann: Die „Thälmannwerker“ treffen sich in diesen Tagen zu Hunderten im Ausstellungsraum Volkshochschule. Zum Plaudern, zum Erinnern, zum Gedenken an einen Mythos.

„Nee, um Gottes willen“, hebt Edgar Siebach die Hände, ein Nachruf auf Sket soll die „Spurensuche“ keineswegs sein. Der 55jährige Maler mit fast 30jähriger Sket-Vergangenheit hofft im Gegenteil, daß die Ausstellung dazu beiträgt, „die, die das Sagen haben“, wachzurütteln. So sieht es auch Projektleiterin Monika Hering: „Wir wünschen uns, daß man der Sket-Problematik die Bedeutung zumißt, die ihr zukommt.“

Jenseits dieser Hoffnungen hat die gemeinsame Arbeit längst Früchte getragen. Sie hat Handwerker wie Siebach und einen ehemaligen leitenden Verwaltungsangestellten zusammengebracht. Was sich am Anfang, dies betonen alle Beteiligten, ziemlich schwierig gestaltete. „50 Prozent waren Genossen, die anderen 50 nicht“, bringt Hering den Konflikt auf den Punkt. Schnell sollte sich herausstellen, daß die „politische Situation nicht außer acht gelassen werden konnte“. Die Gruppe „fetzte“ sich gelegentlich. Bis man schließlich lernte, „sich gegenseitig zu tolerieren“.

„Die Entwicklung unseres Unternehmens ist vor allem und zuerst die Geschichte der Menschen“, heißt es versöhnlich in der Einführung zur Ausstellung, die keine Wissenschaftlichkeit anstrebt, sondern persönliche Erinnerungen dokumentieren will. Dokumente und Fotos aus dem Archiv des über

140jährigen Unternehmens werden ergänzt durch Exponate aus dem Privatbesitz der Ausstellungsmacher. Da finden sich neben diversen Orden und einem Gesellenstück aus dem Jahre 1948, einem stählernen Briefbeschwerer mit eingebautem Kalender, auch Konsumgüter wie Eislaufschuhe und der Rasenmäher namens „Trolli". Und das rote Brigadetagebuch der Gruppe „FVAS3 – Kabel- und Drahtseilmaschinen" aus dem Jahre 1985, liebevoll aufgemacht und so unterschiedlichen Themen wie dem Bombenhagel auf Magdeburg, dem Ferienbeginn und dem Tod Tschernenkos gewidmet.

Parolen wie „Wir hatten untereinander noch Solidarität" und „Wir haben auch manches Schöne gemacht" künden von den Zeiten, als die Thälmannwerker noch „so 'ne richtig verschworene und zusammengewachsene Gemeinschaft" („Nicht-Sketlerin" Monika Hering) waren. Vorbei, vorbei. Für Ausstellungsbesucher Friedrich Müller ist Sket bereits seit 1991 Vergangenheit. Der ehemalige Montagemeister, der 1947 als Lehrling angefangen hatte, verspürt keine Wut, keine Trauer – „jetzt nicht mehr". Es sei aber, sagt er, „interessant zu sehen, woran man damals beteiligt war".

Die Lehrerin einer Magdeburger Sekundarschule ist mit ihrer Klasse in die Ausstellung gekommen, weil es „wahrscheinlich das letzte Mal ist, daß wir von diesem Betrieb etwas hören". Kurzgeschorene Schüler blättern in den Betriebszeitungen aus der Zeit, als Sket noch Krupp-Gruson-Werk hieß. „Sieht noch gut aus für 1929", sagt einer und fragt seinen Kumpel: „Wann war eigentlich der Zweite Weltkrieg, 1935?" ...

Daß sich zur Eröffnung am vergangenen Sonnabend keine Politprominenz blicken ließ, hat die Ausstellungsmacher ein wenig enttäuscht. „Wir warten", sagt Edgar Siebach fordernd. Und fügt leise hinzu: „Aber lange können wir nicht mehr warten." Er meint die Ausstellung. Sie läuft nur noch bis Samstag und steht täglich zwischen elf und 17 Uhr auch Politikern offen.

(Aus: Mitteldeutsche Zeitung vom 5.11.1996)

Betriebschronik: SKET aus Sicht der Werksangehörigen

Sonderstellung von SKET in der Region: „Thälmann-Werker, das war schon was“

Das Thälmann-Werk in Magdeburg war „Schwerpunktbetrieb“ in der Region. Es wurde 1968 Stammwerk der zum Kombinat vereinigten 18 SKET-Betriebe: Im „Schwermaschinenbau-Kombinat Ernst Thälmann“ waren unter der Leitung der Generaldirektoren E. Hoberg (1960-1978) und E. Heße (1978-1990) zuletzt ca. 30.000 Beschäftigte vereinigt (vgl. Herbst/Ranke 1994). Dem Werks- und Generaldirektor kam stets eine Sonderrolle zu, er unterhielt zunächst einen *„heißen Draht“* zum Chef der VVB und konnte später *„selbst den Minister warten lassen“.*

Ende der 80er Jahre arbeiteten in Magdeburg insgesamt 56.000 Beschäftigte in den die Region bestimmenden Maschinenbaubetrieben. Davon waren allein im Thälmann-Werk 13.000 Beschäftigte konzentriert. Wie zuvor bei den „Kruppianern“ des früheren Krupp-Werks setzte sich auch bei den „Thälmann-Werkern“ der Betriebsstolz fort. Die den Bezirk beherrschende Stellung des Werks färbte auf den Status der Kumpel ab: *„Thälmann-Werker, das war schon was“.* Kein Spaziergang eines Werksangehörigen, ohne auf andere Thälmänner zu treffen: Jeder 25. Magdeburger war bei Thälmann beschäftigt.

Ein Ausbildungsplatz im Werk war begehrt. Das Werk war die zentrale Ausbildungsstätte in der Region. Es unterhielt zahlreiche Lehrwerkstätten, eine Betriebsberufsschule und Betriebsakademie, die Ausbildungs- und Weiterbildungsfunktionen für das Werk und die Region übernahmen. Viele nutzten die Ausbildung zum Sprung vom Dorf in die Stadt: Als Stift bei Thälmann anzufangen, *„das ist eben schon was Besseres gewesen, der brauchte nämlich nicht in der LPG zu arbeiten und konnte sich weiterentwickeln“.*

Privilegien verschaffte auch die „Arbeiterversorgung“ im Betrieb: Die bevorzugte Versorgung mit Lebensmitteln und Hauswirtschaftsbedarfsgütern zum Selbstkostenpreis, mit billigen Genossenschaftswohnungen, Ferienplätzen und Trabis gehörte zu den Vorrechten der Thälmänner.

Das Thälmann-Werk zählte zu den Schwerpunktbetrieben im Schwermaschinenbau, das aufgrund der für den Export wichtigen Produktion von *„Haupterzeugnisgruppen“* bei der Materialbewirtschaftung durch die Planwirtschaft bevorzugt wurde. Haupterzeugnisse des Werks waren Walzwerke, Kabel- und Verseilmaschinen, Krananlagen und Zementwerksausrüstungen. Die günstige Materialversorgung brachte es mit sich, daß die kleineren unselbständigen SKET-Betriebe in Kamenz, Stendal, Salzwedel auf die Mitversorgung durch das Werk angewiesen waren: *„Die hingen an unserer Materialwirtschaft och mit dran. Wir waren die größten, ha'm wir die mitversorgt. Was die nicht kriegten, wurde über SKET gemacht“.*

Die Einbindung des Werks in der Region war umfassend. Es gab Kooperationsbeziehungen zu kleineren Privatbetrieben, die als *„Hoflieferanten"* Zuliefererfunktionen übernahmen: *„Die Kleenen haben natürlich och profitiert".* Schüler kamen zum polytechnischen Unterricht ins Werk und halfen bei betrieblichen Engpässen in freiwilligen Arbeitseinsätzen aus. Es gab einen Informationsaustausch mit der Universität. Und Thälmänner übernahmen gesellschaftliche Gesamtaufgaben bei dem Bau von Spielplätzen oder Sportstätten: *„Daß jeder bloß für sich wirtschaftet, also das kannten wir eigentlich ganz anders!"*

Von Gruson zu Krupp-Gruson 1893-1946: „Kruppianer, die waren 'ne Kaste für sich"

Das Thälmann-Werk hatte Vorgänger: Das 1855 von Hermann Gruson gegründete Werk war aus der Entwicklung des Gußeisens hervorgegangen. Gruson hatte das Hartgußverfahren entwickelt, dessen Anwendung mit dem Ausbau der Eisenbahnlinien eine stürmische Entwicklung nahm. Als *„willkommener Nebenerfolg"* kamen die Kriegsproduktion und der Export von Zuckerrohrwalzwerken und Mühlen zur Zerkleinerung von Zuckerrohr in den neueroberten Kolonien hinzu. Bereits 1893 ging der Maschinenbaubetrieb Gruson eine Fusion mit Krupp ein. Seit dem Bauboom der Gründerjahre wurde die Produktion auf Walzwerke, Krananlagen und schließlich Zementwerksausrüstungen ausgedehnt. Schon im Ersten Weltkrieg machte Krupp-Gruson *„Riesenprofite"* mit der Rüstungsproduktion von Granaten und Panzern.

Das Krupp-Gruson-Werk hatte, wie das Stammwerk in Essen auch, in Magdeburg vorbildliche soziale Einrichtungen geschaffen, die „dem Wohl der Werksangehörigen" zugute kamen, zugleich aber der Bindung der Werksangehörigen an den Betrieb dienten. Kruppianer zu sein bedeutete, eine privilegierte Stellung einzunehmen*: „Die waren 'ne Kaste für sich".* Das Werk unterstützte die Beschaffung billiger Wohnungen über den Bau- und Sparverein. In der Konsumanstalt konnten Werksangehörige Gegenstände des täglichen Bedarfs preiswert einkaufen oder gegen Gutscheine direkt vom Lohn abbuchen lassen. Auch für die Freizeit war gesorgt. Der Belehrung und Unterhaltung dienten die Bücherei mit 40.000 Bänden sowie die Werkszeitschrift „Nach der Schicht". Hinzu kamen Erholungsheime, Kassen, Stiftungen und Studienstipendien für die Werksangehörigen.

Sonderrechte unter den Werksangehörigen genossen hingegen die *„Krupp'schen Beamten",* die Grundstücke und Kredite zu niedrigen Zinsen erwerben konnten: *„Ein Krupp'scher Beamter war schon was".* Symbol der zwei Klassen unter den Werksangehörigen war das mit Polsterstühlen versehene „Beamtenkasino", das den Höhergestellten vorbehalten blieb, während der einfache Arbeiter in der Kantine auf Holzstühle verwiesen war. Eine Angestellte der Krupp-Phase: *„Diese Standesunterschiede, die gab es schon, also*

wurde auch sehr, sehr streng abgegrenzt". Auch nach 1945 setzte sich die Zweiteilung von Kasino und Kantine als soziales Unterscheidungsmerkmal fort: *„Ich bin mal ganz schön angepfiffen worden, als ich im Kasino gegessen habe: ‚Ja, wer sind Sie denn hier? Was haben Sie hier zu suchen?' Jawohl, so war's nämlich auch noch im Kasino beim Thälmann-Werk".*

Kriegszeit und Nachkriegsjahre: „Es gab einen ungeheuren Aufbauwillen"

Das Krupp-Werk war *„Kriegsgewinnler"* in zwei Weltkriegen. Krupp machte mit der Rüstungsproduktion *„höchste Profite".*

Über die Kriegszeit selbst können die Werksangehörigen nur vom Hörensagen berichten, fast alle waren im Feld oder noch zu jung. Die unzureichenden Schutzvorrichtungen des Betriebes waren den einheimischen Werkern vorbehalten. Die „Fremdarbeiter" der Außenlager mußten draußen bleiben. Während der Luftangriffe von 1944 auf die Hauptverwaltung des Werks kamen zahlreiche Maschinenarbeiter um. Am Ende des Krieges war das Werk zu 80% zerstört.

Am 18.5.1945 nahm das Werk aufgrund eines Befehls der amerikanischen Besatzungsmacht den Betrieb wieder auf. Die Arbeitsbedingungen in dem funktionsunfähigen Betrieb waren extrem: *„Wir haben zum Teil unter freiem Himmel gearbeitet".*

Trotz der Mühsal gab es *„einen ungeheuren Aufbauwillen".* Die Bombardements überlebt zu haben war zunächst genug. Daß es nach dem Kriegsende *„kaum etwas zu knabbern gab",* schmälerte nicht den Aufbauwillen in dem Trümmerelend: *„Es wurde überwunden und es wurde an allen Ecken und Enden zugefaßt".* Zur freiwilligen Aufbauarbeit meldeten sich vor allem Frauen und Jugendliche, die gerade ihre Lehre begannen. Alle anderen waren noch in Gefangenschaft, versehrt oder auf dem Rückmarsch in die Heimat. Trümmerfrauen sammelten sich zu Aufräumarbeiten *„am Wochenende, da haben wir unsere Freizeit geopfert".* Von Hand freigeputze Ziegel wurden für die ersten Neubauten verwandt. Noch heute findet sich auf dem Torbogen eines Neubaus in der Behrstraße die Inschrift: „Hier begann im Jahr 1951 der Neuaufbau". Auch Lehrlinge meldeten sich freiwillig, um am Wiederaufbau von Gemeinschaftsbauten, Lehrlingsunterkünften und Sportplätzen teilzunehmen: *„Da hat keiner gemurrt, das war für uns selbstverständlich!"*

SAG (1946-1954) in den Gründerjahren: „Das wurde übergestülpt, genau wie jetzt"

Trotz Zerstörungen, Demontagen und immenser Reparationsforderungen der Sowjetischen Militäradministration (SMAD) in der sowjetisch besetzten Zone (SBZ) erscheinen die Gründerjahre der späteren DDR in der unmittelbaren Nachkriegszeit als Aufbruchszeit: Viele glaubten nach 1945 an den Aufbau einer neuen, gerechteren Wirtschaftsordnung.

Man verübelte deshalb den amerikanischen Alliierten, daß diese direkt nach Kriegsende *„lastwagenweise"* nicht nur einen großen Teil technisch relevanter Unterlagen und Konstruktionszeichnungen des Krupp-Werks abfuhren, sondern auch einen Teil der technischen Elite des Werks mit in den Westen nahmen.

Nachdem Krupp als Kriegsverbrecher verhaftet war, erfolgte 1946 bereits die Enteignung des Kriegs- und Rüstungsbetriebes: Am 1.8.1946 wurde die juristische Trennung des Krupp-Werks in Magdeburg vom Stammbetrieb in Essen vollzogen. Mit der Inbetriebnahme des Werks als „Sowjetische Aktiengesellschaft" (SAG) wurde das alte Geschäftsstellen-System des Krupp-Werks durch das neue hierarchisch-bürokratische Leitungssystem der Sowjets ersetzt: *„Das wurde übergestülpt, genau wie jetzt uns dieses andere System übergestülpt wird".* Dennoch wurde auch unter SAG-Leitung das Firmensymbol der drei Krupp-Ringe bis zur Umbenennung des Werks in „Thälmann-Werk" im Jahr 1951 beibehalten. Auch die an die Sowjetunion (SU) gelieferten Jagdgewehre trugen weiterhin das Markenzeichen der drei Ringe: Krupp'sche Qualität wurde auch in der SU geschätzt.

In umgekehrter Richtung kam es weiterhin während der SAG-Phase zu Tauschgeschäften im kleinen Grenzverkehr mit dem Westen, wurde Stahl aus Essen für die Suhler Betriebe in Harpke an der Grenze der britisch besetzten Zone verladen. Auch dabei wurden Jagdgewehre als Schmiermittel erfolgreich bei den britischen Offizieren eingesetzt.

Während der SAG-Phase von November 1946 bis Ende Dezember 1953 kam dem Werk die Hauptaufgabe zu, Zementfabriken als Reparationsleistungen an die Sowjetunion zu liefern. Weit stärker als die Westzonen waren die Gründerjahre der späteren DDR durch Demontagen und immense Reparationszahlungen im Gesamtwert von 80 Mrd. Mark bis 1954 wirtschaftlich belastet (vgl. Merkel/Wahl 1991). Doch blieb die SU auch danach Hauptexportpartner des seit 1954 als Volkseigener Betrieb (VEB) in DDR-Eigentum übergegangenen Thälmann-Werks (ETW).

17. Juni 1953: „Da war ja ganz oben der Schreck von '53"

Nach dem II. Parteitag der SED (9.-12.7.1952) kam mit dem Ziel, den „Sozialismus planmäßig aufzubauen", das „Nationale Aufbauwerk" in Gang, die Ostberliner Stalinallee war dessen nationales Symbol. Der von den Ostberliner Bauarbeitern ausgelöste Juni-Aufstand an der Stalinallee antwortete auf die von der Partei beschlossenen verschärften Maßnahmen einer zehnprozentigen Normerhöhung bei gleichbleibenden Niedriglöhnen und angekündigten Preissteigerungen (vgl. Friedrich-Ebert-Stiftung 1995). Die Versorgungslage war schlecht, die Unzufriedenheit allgemein groß. Der Beschluß, *„die Normen administrativ zu erhöhen",* ohne die Belegschaft einzubeziehen, provozierte nationale Proteste. Der allgemeine Volksaufstand griff auch auf Mag-

deburg und das Thälmann-Werk über. Doch haben die Thälmänner den Aufstand aus unterschiedlichen Perspektiven erlebt. Einige waren noch Schüler, andere schon im Werk beschäftigt. Wieder anders erfährt die junge Mutter den Aufstand, die sich um ihr Kind sorgt. Die Bewertung ist bis heute unterschiedlich: Was für die einen eine *„Freiheitsbewegung"* war, ist für andere Ergebnis *„konterrevolutionärer Unterwanderung"* der Arbeiter durch den Westen. Fest steht: Dem Aufstand vom 17. Juni wurde durch sowjetische Panzer gewaltsam ein Ende gemacht.

Ein junger Werktätiger, der an den Demonstrationen bei Thälmann teilnahm, sich später aber „abgesetzt" hat: *„Viele wurden mit Gewalt aus den Abteilungen geholt und gezwungen, an der Demonstration teilzunehmen. Also das wollten wir nicht. Wir wollten Normen senken, wir wollten die Verbesserung der Lebenslage. Aber was sich dort abgespielt hat, mit Brandschatzung, Plünderungen, bis zur Freilassung von Gefangenen in Neustadt, das waren so die Begleiterscheinungen dieser sogenannten Freiheitsdemonstration".* Vor dem Werk fuhren die Panzer auf, zogen erst nach zwei Tagen wieder ab.

In Magdeburg sind der Vandalismus des Aufstandes und dessen Unterdrükkung durch den sowjetischen Panzeraufmarsch kaum zu übersehen, obwohl die Schüler nach Hause geschickt werden und am Abend Ausgehverbot herrscht. Ein ehemaliger Schüler erinnert sich, *„daß wir ziemlich früh schulfrei bekamen, mit der Anweisung, nach Hause zu gehen. Kein Mensch wußte so richtig, was war, auf der Straße. In Neustadt, da flogen aber aus der Werkzeugmaschinenfabrik schon Schreibtische auf die Straße. Und da fuhren am Nachmittag schon die Panzer auf. Und da war ja denn auch Ausgangssperre, also wir durften ab acht Uhr nicht mehr aus dem Fenster sehen. Ja, wir wußten nicht, worum es ging. Wir waren noch zu jung. Aber wir waren eben empört, weil wir wohl gelernt hatten, man muß miteinander sprechen".*

Eine damals junge Werksangehörige äußert ihre Angst: *„Ich hatte ausgerechnet an dem Tag meinen Haushaltstag und bin in Richtung Stadt gegangen. Da flog alles raus aus dem Fenster: Bilder, Schreibmaschinen, alles runter. Und da hab' ich's natürlich mit der Angst gekriegt. Hab' ich nur an meinen Jungen gedacht, der hier im Werk in der Schule war. Und dann, da war dasselbe: Aus allen Fenstern flog alles raus. Und da fuhren dann die Panzer auf, die ganze Beimstraße stand voll, die ganze Nacht".*

Mit dem Zug zur Stadt unterwegs, erlebt einer gewalttätige Übergriffe auf Uniformierte und Repräsentanten der Staatspartei. Von der gewaltsamen Unterdrückung des Aufstandes weiß er jedoch nur vom Hörensagen: *„Daß hier der mit'm Parteiabzeichen aus'm Zug gestiegen ist, erst mal Schläge gekriegt hat. Wer 'ne Uniform angehabt hat, den haben se aus dem Zug rausgeholt, obwohl der gar nicht aussteigen wollte. Da hab' ich gemacht, daß ich wegkam. Wo die Panzer gekommen sind, haben die 'n paarmal in die Luft ge-*

schossen. Sie haben auch paar getroffen. Ich weeß das von meinen, die dann nachher nach der Bundesrepublik rübergegangen sind, die da verletzt worden sind. Also es ist nicht bloß oben drüber geschossen worden".

Obwohl in dem Jahr von Stalins Tod (März 1953) auf Empfehlung der Sowjets bereits ein „Neuer Kurs" zur Hebung des Lebensstandards am 9. Juni 1953 beschlossen wurde, kam dieser erst nach dem 17.-Juni-Aufstand zur Wirkung: Die Preis- und Normerhöhungen wurden zurückgenommen. Bis 1954 folgte die Aufhebung der Reparationszahlungen an die Sowjetunion und die Übergabe der SAG-Betriebe in Volkseigentum.

Aufbau in den 50ern: Der „neuen Zeit" einen „neuen Namen" geben

Der Aufbau der DDR in den 50er Jahren steht unter sowjetischem Einfluß auch nach der Staatsgründung 1949. Die Aufbauer sind doppelt belastet durch den „Kalten Krieg" zwischen Ost und West. Anfängliche Wiedervereinigungsbestrebungen werden nach dem Parteitagsbeschluß von 1952, „den Sozialismus aufzubauen", fallengelassen. Werkskontakte zwischen *„hüben und drüben"* bestehen dennoch weiter bis zum Mauerbau.

Die Umbenennung des SAG-Werks in „Ernst-Thälmann-Werk" erfolgt am 30.4.1951. Das Werk trennt sich von der *„unglückseligen"* Tradition des Wirtschafts- und Rüstungsimperiums. Die *„neue Zeit"* wird mit einem *„neuen Namen verbunden".* Doch kann bis Ende der 50er nicht auf das Wissen und Können eines Teils der alten „Kruppianer" verzichtet werden, die weiterhin in Leitungsfunktionen tätig sind. Neu kommen die Masseninitiativen der Aktivistenbewegung hinzu, mit denen die Produktivität der Betriebe durch kollektive Leistungssteigerung erhöht werden soll.

Der Leistungssteigerung sind Grenzen gesetzt aufgrund der schlechten Versorgungslage und der Niedrigstlöhne der Bevölkerung. Dem Aufbau der Schwer- und Grundstoffindustrie kam in den ersten staatlichen Wirtschaftsplänen Priorität vor der Versorgung mit Bedarfsgütern zu.

Zwar sind Anfang der 50er Jahre die Kosten für den Lebensunterhalt – für Miete, Straßenbahn und Porto – extrem niedrig. Doch müssen alle rechnen, *„um über die Runden zu kommen".* Der Lehrling erhält 80 Mark (Ost) Anfangslohn, zahlt für den Schlag Eintopf in der Werkskantine aber auch nur 30 Pfennige. Lebensmittel werden bis 1958 weiterhin rationiert. Bevorzugt waren einzelne Berufsgruppen nach ihrem Stellenwert für die gesellschaftliche Produktion. Kohle- und Metallarbeiter – vornean die Stahlgießer – kamen am besten weg bei dem Bezug von Lebensmittelkarten: *„Die in der Stahlgießerei, die hatten ein recht sonniges Leben, die haben am besten gelebt zu der Zeit".* Jeder mußte sparen, um bis zum Monatsende durchzukommen. Doch soweit es voranging, auch wenn alle gleich wenig zum Leben hatten, hat man die Zeit in keiner schlechten Erinnerung. Fleischmarken werden aufgespart: *„Am Monatsende gab's dann mal eine größere Wurst".* Die *„Rolle Drops"* von der

HO, Karamelbonbons aus geschmolzenem Zucker sind ebenso unvergessen wie die aufgespießten Kippen von der Straße. Alle waren auf den Eigenanbau – selbst von Hopfen und Tabak – im Garten angewiesen. Viele gelangten Ende der 50er an die Neubauwohnung durch Eigenarbeit, durch *„Aufbaustunden"* für die Wohnungsbaugenossenschaft. *„Jedes Wochenende waren wir da. Und denn nachher Stunden angeschrieben".* Nach Einführung der Plattenbauweise war die *„Rumbuddelei"* überflüssig geworden, erwarb man die Wohnung im Großblock als *„Selbstzahler"* und stotterte ab.

Die „Aufbauer" der DDR waren hochbelastet durch ein immenses Arbeitspensum. Einige nahmen neben der Berufs- und Alltagsarbeit noch zusätzlich eine Weiterqualifizierung am Abend auf, um im Beruf weiterzukommen. Finanziell zahlte sich die Qualifizierung nicht aus (vgl. Szydlik 1992). In den 50er Jahren differierten die Löhne zwischen 350 Mark (Ost) Anfangsgehalt für den Stahlbauschlosser und 750 Mark (Ost) für den Juristen mit vier Kindern. Leistung lohnte nicht: Noch Ende der 50er bezog ein Fachschul-Ingenieur 640 Mark (Ost), ein Hochschul-Ingenieur 780 Mark (Ost) am Monatsende. Nur einige wenige – die Elite der Intelligenzler oder die Werksleitung – kamen auf 4000 Mark (Ost) im Monat. Doch wurde das benachteiligende Gehalt der Hochqualifizierten seit 1951 durch „Intelligenzkarten" für Lebensmittel aufgebessert.

Die späten 50er sind die Zeit der Mobilmachung aller Arbeitskraftreserven zur Verbesserung der Lebenslage der Arbeiter durch eigene Leistung. Nach dem Schock von 1953 ist die Losung der „Hockauf-Bewegung": „So wie wir heute arbeiten, wird morgen unser Leben sein". Erst Ende der 50er Jahre, nach dem V. Parteitag von 1958 – sollte nun auch die Überlegenheit des Sozialismus über die westliche Konsumgesellschaft durch die „Brigaden der sozialistischen Arbeit" bewiesen werden. Die Losung der legendären Brigade „Nikolai Mamai" lautete: „Auf sozialistische Weise arbeiten, leben und lernen" (1959).

Lehr- und Ausbildungszeiten: „Der erste Lohn betrug 'ne Mark vierzehn"

Von Gruson über Krupp bis zum Thälmann-Werk war das Werk ein Traditionsbetrieb, in dem Generationen von Metallern ausgebildet wurden und das Anrecht auf eine Lehrstelle vom Großvater an den Vater, von diesem an den Sohn weitergereicht wurde. Der *„Erziehungsfaktor"* ging vom Betrieb auf die Familie über. Wenn der Lehrling nicht parierte, *„dann kriegte der am Abend die Dresche daheim und nicht von seinem Ausbilder".*

In den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts mußte für die vierjährige Ausbildung noch Lehrgeld entrichtet werden. Nicht jeder konnte sich die Ausbildung leisten. Gehorsam stand im Gruson-Werk ganz obenan.

Im Krupp-Werk setzten sich die strengen Sitten fort. Das Werk verfügte über Lehrwerkstätten und eine reich ausgestattete Werkschule sowie über eine

„Selbstbedienungswerkstatt". Mit Turn- und Sportangeboten förderte der Betrieb „die körperliche Ertüchtigung der Jugend" (Jubiläumsschrift von 1929).

Während des Krieges setzte die paramilitärische Ausbildung bereits im Betrieb ein. *„Strammstehen"* war auch beim Gang zur Toilette gefordert: *„Hin zum Lehrherrn, anstehen: ‚Lehrling B. meldet sich zur Toilette'. Und dann guckte der mich an: ‚Warste heute schon, warste noch nicht?' Ganz klar, und in 10 Minuten haste wiederzukommen, und wenn nicht, dann gibt's noch die Prügelstrafe. Haste eins hinter die Löffel bekommen".*

In den Gründerjahren der DDR herrschten aufgrund der zerstörten Produktionsanlagen und geringen Investitionsmittel noch für lange Zeit Lehrstellenmangel und Arbeitslosigkeit: *„In den Kollektiven, wo wir Stifte ringekommen sind, da hat eben noch jeder Wert auf 'n Arbeitsplatz gelegt. Das war nicht natürlich. Och 'n Lehrplatz war nicht natürlich! Einen Platz im Stahlbau gekriegt als Stahlbauschlosser, da war die Einstellung noch anders".* Auch im SAG-Betrieb nach 1946 herrschte ein rauher Umgangston zwischen Meister und Stift. Bereits 1947 wurde in der SBZ der „Kampf gegen das Bummelantentum" (SMAD-Befehl) aufgenommen und die „Aktivistenbewegung" in Gang gebracht, um die Arbeitsmotivation trotz der Niedrigstlöhne zu erhöhen. Lehrlinge, die Ende der 40er/Anfang der 50er Jahre eine Lehrstelle bei Krupp-Gruson antraten, waren dankbar, einen Ausbildungsplatz gefunden zu haben: *„Arbeitsbummelei und Sauferei, das gab's im Prinzip überhaupt nicht. Das hat sich zuerst in den 50ern/60ern entwickelt, wo die Alten, die aus der Gefangenschaft gekommen sind, praktisch ausgeschieden sind.*" In der Lehre wurde wenig erklärt, aber viel gebrüllt, wurde selten gelobt und häufig mit Rausschmiß gedroht: *„Mein Ausbildungsmeister war ein mundloser Mann, wenn der seine Klappe aufmachte und brüllte: ‚Das H-Lineal raus!', um's auf mein gefeiltes Werkstück zu legen, (dann hieß es:) ‚Na, du wirst nie ein Schlosser!', hab' ich nachts ins Kissen geweint, zuhause".* Die Angst reichte aus, um Disziplin durchzusetzen. Dennoch war für die ehemaligen Stifte die Ausbildung zur damaligen Zeit umfassend und fachgerecht, waren die älteren Ausbildungsmeister noch *„Respektpersonen".*

An die Niedrigstlöhne zum Ende der Ausbildung als Facharbeiter erinnern sich alle noch: Der erste Lohn als Schlosser betrug *„'ne Mark vierzehn",* als Anreißer bekam man *„20 Pfennige mehr".*

Prämien zur Leistungssteigerung nach 1953: Naturalien, „Verdienter Aktivist" und Qualitätsplaketten

Noch vor Gründung der DDR kam 1948 die Aktivistenbewegung in Gang, deren erster „Held der Arbeit" Adolf Hennecke (1947) war. Chronischer Arbeitskräftemangel machte es erforderlich, die Arbeitsmotivation durch Kollektiverziehung zu erhöhen und über symbolische wie materielle Entschädigungen zu fördern. Das individuelle Konkurrenz- und Leistungsprinzip des Kapi-

talismus wurde duch kollektiven Wettstreit der Werksbrigaden und durch individuelle Vorbilder wie Adolf Hennecke ersetzt.

Das Prämiensystem setzte bereits kurz nach Kriegsende ein. In der Zeit des größten Mangels gab es *„Sonderzuteilungen"* in Naturalienform. Dazu zählten u.a. Rauchwaren, Lebensmittel und Stoffzuteilungen. Eine Werksangestellte nähte aus gummiertem Mantelstoff für sich und ihr Kind Regenmäntel, ein Werktätiger kam so zu einem Anzug: *„Meine größte Auszeichnung war drei Meter Kleiderstoff, '48. Das war mehr wert als mein ‚verdienter Aktivist'".* Als „verdienter Aktivist" ausgezeichnet zu werden erfüllte mit Stolz. Für die Auszeichnung als „verdienter Metallarbeiter" gab es soziale Quotenvorgaben: *„Dann mußte das 'n Arbeiter in Schichten sein, nach Möglichkeit in Schichtarbeit und noch 'n paar Kinder haben".* Zuletzt waren zwei Drittel der Beschäftigten in der DDR mindestens einmal als „Aktivist" ausgezeichnet worden. Die Prämienvergabe erfolgte zunehmend nach dem *„Gießkannenprinzip"* (vgl. Zimmermann 1994).

Folgte die Leistungsauszeichnung in den 50er Jahren noch rein quantitativen Maßstäben („Tonnenmoral"), wurden die Leistungskontrollen schließlich durch Qualitätsprüfungen ergänzt. Ausgezeichnete Produkte waren mit dem Gütesiegel „Q" (Qualität) gekennzeichnet: *„Wenn die dann das Gütezeichen ‚Q' hatten, dann war'n die vielleicht 'n paar Pfennige teurer, aber die waren wirklich gut.* Um an die begehrten Qualitätsplaketten in Bronze, Silber und Gold zu gelangen, wurden schließlich auch Selbstverständlichkeiten mit dem Gütesiegel versehen. Der Sinn der Motivationssteigerung durch das Wettbewerbssystem verkehrte sich allmählich in sein Gegenteil: Unter dem Druck, das Plansoll „übererfüllen" zu müssen, nahmen die Werksangehörigen Qualitätsmängel in Kauf, wurden die Zeitnormen gedrückt, hielten die Kollektive die Anforderungen niedrig und gegen Kontrollen zusammen.

Seit der „Neuererbewegung" war an der Basis der betrieblichen Produktion das Mitdenken der Werktätigen herausgefordert, die dazu aufgerufen waren, Verbesserungsvorschläge an die Leitung weiterzugeben. Unter dem ständigen Erfolgs- und Bilanzierungsdruck wurden indessen die Bilanzen geschönt, wofür ein hoher Zeitaufwand in den Konstruktionsbüros erforderlich war. Wenn die „Titelverteidigung" der Brigaden anstand, mußte so oft wochenlang *„jearbeitet, jestrichen und Fenster jeputzt"* werden, um der Qualitätsüberprüfung standzuhalten.

Mauerbau 1961: „Wenn es sie selber betroffen hat, dann war'n se betroffen"

Der Mauerbau 1961 spaltete die DDR-Bevölkerung: Es gab die Verbitterten, die von ihren Angehörigen im Westen nunmehr getrennt waren, die Enttäuschten, die sich in Nischen zurückzogen, und es gab eine Vielzahl der mit dem Mauerbau Identifizierten, die darauf hofften, daß durch den „antifaschisti-

schen Schutzwall" dem Ausbluten der Bevölkerung durch Wegzug der jungen qualifizierten Fachkräfte ein Ende bereitet würde.

Im Thälmann-Werk prägten unterschiedliche Schicksale die Entscheidung zur Flucht oder zum Bleiben. Es gab den jungen Mann, der zufällig im August 1961 zum Verwandtenbesuch im Westen war und schließlich bei Krupp in Essen eine neue Chance bekam. Anders entschied sich eine junge Frau, die aus Verantwortungsgefühl wegen der persönlichen Bindung zu einer älteren Person aus dem Westen zurückgekommen ist. Andere waren in den 50er Jahren in die DDR umgesiedelt, in der Hoffnung, das „bessere Deutschland" gewählt zu haben. Wieder andere kamen aus dem Westen zurück wie der Kinderreiche, der im Westen nach der Flucht nicht Fuß fassen konnte: *„Und hier hat er Kindergeld gekriegt, dem ging's hier besser".*

Die Entscheidung, zu gehen oder zu bleiben, hing von komplexen Lebensbedingungen, nicht nur von Berufschancen ab. Generell war das Vorrecht, in das „nicht-sozialistische Wirtschaftsgebiet" (NSW) reisen zu können, mit der richtigen politischen Überzeugung verbunden. Doch blieb die Handhabung willkürlich: Es gab den Werksangehörigen, der zunächst reisen durfte, den dann aber ein Ausreiseverdikt traf, weil er vielleicht *„an irgendeiner falschen Stelle gelacht"* hatte. Die Mauer blieb ein „Stein des Anstoßes". Parteilose bekamen ebenso wie Genossen Ausreiseverbote, waren verärgert, wenn selbst die Reise zur Beerdigung der Mutter nicht möglich war: *„Wenn es sie selber betroffen hat, dann war'n se betroffen".* Andere durften trotz Parteilosigkeit reisen, weil sie aufgrund besonderer Leistungen – im Sport oder im Beruf – privilegiert wurden. Pech hatten die, die im Ausland die Flucht eines Republikflüchtlings nicht verhindert hatten. Sie traf fortan ein Reiseverbot. Glück hatten schließlich jene, die keine Verwandten im Westen hatten und deshalb in den Westen reisen durften.

Neues Ökonomisches System (NÖS) 1963: „Einheit von Planung, Vertrag und Bilanz"

Mit dem 1963 durch Günter Mittag eingeführten Neuen Ökonomischen System sollte die Rentabilität der Betriebe durch wirtschaftliche Rechnungsführung und die „Bündelung der Kräfte" erhöht werden. Die Eigenverantwortung der Einzelbetriebe für die Planerfüllung nahm zu, ohne daß die gesamtwirtschaftlichen Voraussetzungen des Verkehrs, der Materialwirtschaft und der staatlichen Planungsorgane verbessert wurden. Indessen wuchs der Verwaltungsaufwand als Folge der Dezentralisierung innerbetrieblich und zwischen Staat und Betrieben an. Das zwischenbetriebliche Vertragssystem wurde ausgebaut. Mit diesem häuften sich Reklamationen wegen der Nichteinhaltung von Lieferterminen und Qualitätsmaßstäben. Umgekehrt konnte die Eigenverantwortung von der Betriebsleitung an die Gerichte *„delegiert"* werden, die über Materiallieferung, Liefertermine etc. per Vertragsstrafen schließlich entschieden.

Teil des NÖS war die Auslagerung unrentabler Betriebsteile, beispielsweise wurden die Zementwerksanlagen des Stammwerks in den ZAB Dessau verlegt, der nicht mehr mit Naßverfahren, sondern mit den auf dem Weltmarkt bevorzugten Trockenverfahren arbeitete. Die Konzentration der Betriebe auf spezielle Erzeugnisgruppen sowie die zwischenbetriebliche Arbeitsteilung wurden forciert. Eingestellt wurden ab 1960 die seit Kruppzeiten produzierten Teeroller und Zuckerrohrwalzwerke.

Mit dem Verwaltungsaufwand wuchsen die Stabsorgane an, die die „Einheit von Planung, Vertrag und Bilanz" zu garantieren hatten: Statt die Arbeitsorganisation selbst zu verbessern, erzwang indessen die Verwaltung des Mangels eine Aufblähung des Apparates als Folge des Verteilungskampfes. Die Versorgungsmängel der Betriebe mit Grundstoffen und Material führten zur Einführung von Dringlichkeitslisten: Liste 1 stand für die Lieferung an Schwerpunktbetriebe, Liste 2 für den Export usw., während der *„kleine Inlandskunde"* zuletzt kam und bescheiden anfragte: *„Liefern se denn überhaupt noch an uns?"*

Nach dem 11. Plenum des ZK *„mußten die zentralen Leute unten wieder in der Praxis weitermachen".* Dies bedeutete eine Stärkung der staatlichen Kontroll- und Lenkungsorgane. Leitungskader wurden an die Basis versetzt und von oben in die Betriebe delegiert. Im Gegensatz zu den Leitungskadern der 50er Jahre, *„die von der Pike auf gedient hatten",* kamen jetzt auch Fachfremde und Betriebsfremde in Leitungspositionen, die als „inkompetent" galten und den Betrieb autokratisch leiteten. In der zentralistischen Planwirtschaft waren aber *„Luschen in der Auswirkung schlimmer als drüben".* Durch den *„aufgeblähten Verwaltungsapparat"* geriet das Ganze aus den Augen, und die Koordinationsaufgaben wuchsen übermäßig an: *„Was das Übel war, was unrentabel war, waren diese sogenannten Planabsprachen".* Der Betrieb war auf Erfolgsmeldungen gegenüber dem staatlichen Plansystem angewiesen, wenn die Bilanzierung stimmen sollte: Nur diese brachte eine ausreichende Versorgung mit Rohstoffen und Materialien. Folglich wurden von Anfang an die Bilanzen geschönt und *„nicht wahrheitsgemäß weitergemeldet".* In dieser Hinsicht saßen alle – vom Betriebsdirektor bis zum einfachen Kumpel – in einem Boot, machte jeder das Spiel mit den schöngefärbten Bilanzen mit.

Materialengpässe und Lagerbestände: „Diese Verwaltung des Mangels"

Die Materialengpässe waren seit den 50er Jahren ein chronisches Problem des Betriebes, das nicht grundlegend überwunden, sondern schließlich nur noch informell durch die Eigeninitiative der Belegschaften unterwandert wurde. Die Engpässe durchzogen den gesamten ökonomischen Kreislauf, waren Ursache der ineffektiven Arbeitsorganisation und der geringen Produktivität der Arbeitskräfte, weil die Arbeitsabläufe von der Arbeitsvorbereitung bis zur Endfertigung ständig ins Stocken gerieten. Zahlreiche Qualitätsmängel (z.B. der Mon-

tage) waren Folge einer in letzter Minute unter Zeitdruck arbeitenden Endfertigung, *„dann wurden die Schrauben nicht richtig festgemacht."* Improvisationen unter Lieferdruck waren schließlich die Folge der unzureichenden Verteilungspolitik und mangelhaften Arbeitsorganisation.

Wurde der Eigenbedarf nicht mehr gedeckt und fehlten die Devisen für Importe, ging man im Betrieb dazu über, in arbeits- und kostenintensiver Eigenarbeit benötigte Teile selbst anzufertigen. *„Selbermachen"* war die Devise, um Devisen zu sparen. Insbesondere fehlende Ersatzteile für Importgüter, z.B. der fehlende Schweißdraht für einen aus Westdeutschland importierten Schweißautomaten, wurden, so gut es ging, selbst hergestellt. Eine verbreitete Strategie, um den chronischen Materialmangel auszugleichen, war das Horten von Material, das noch einmal gebraucht werden könnte. Vorratslagerung und unrentable Lagerhaltung verknappten wiederum die lieferbaren Materialien und Güter: *„Wir haben tonnenweise NSW-Kugellager gehabt".*

Als *„wilde Idee von Mittag"* galt folglich die an westlichen Marktmechanismen orientierte Forderung, *„die Lager alle abzusperren und grundsätzlich innerhalb von 14 Tagen das Material anzuliefern".* Unter chronischen Materialengpässen erschien die Forderung, „von der Hand in den Mund zu leben", als illusorisch. Andererseits blieb man schließlich auf den veralteten oder nicht mehr nachgefragten Lagerbeständen sitzen: *„Zum Teil haben wir dann die überbleibenden Bestände weggeschmissen".*

Privilegien- und Tauschsystem: „Jeder hatte Beziehungen zu jedem, es war alles möglich"

Mit dem Mangel der Materialversorgung und der Versorgung mit Bedarfsgütern ging eine sich ausweitende informelle Schattenwirtschaft einher. Innerhalb dieser Netzwerke an Beziehungen war für *„Pfiffige"* im Prinzip *„alles zu haben",* während der offizielle *„Durchfluß"* an Materialien und Gütern immer zähflüssiger wurde. Das Prinzip „Wie du mir, so ich dir" durchzog alle Hierarchiestufen im Werk. Die *„Höhergestellten"* machten es vor, und der Arbeiter an der Werkbank machte es nach: *„Ich könnte doch auch mal".*

Aber auch das Netzwerk zwischen Partnerbetrieben in der Region, in der Republik und im sozialistischen Ausland folgte den gleichen Konditionen einer nicht über Geldäquivalente organisierten Tauschwirtschaft wechselseitiger Leistungen. Diese waren eben deshalb auf der Werksebene formeller Arbeitsbeziehungen und auf der Systemebene der Planwirtschaft wenig berechenbar, kontrollierbar und zu korrigieren.

Das Privilegiensystem wurde zunächst gezielt in der Notwirtschaft der Nachkriegsjahre eingesetzt, indem Schwerpunktbetriebe der Schwerindustrie wie das Thälmann-Werk bevorzugt mit Konsumgütern, Lebensmittelkarten, *„Intelligenzkarten"* versorgt wurden. Aber auch dauerhafte Konsumgüter wie Gasherde oder die von Anwartschaften auf Listenplätzen abhängigen Genos-

senschaftswohnungen, die Trabis oder Ferienplätze wurden zunächst formell und schließlich unter der Hand zugeteilt. Mit der Zuweisung von Privilegien sicherte sich der Betrieb nicht nur Loyalität, sondern oft auch die Verpflichtung zu besonderen Leistungen, wenn in der Produktion Engpässe eintraten. Dazu zählten saisonal abhängige Ernteeinsätze, die Bewältigung der *„Gemüseschwemme",* der durch Lieferdruck bedingte Arbeitseinsatz an Wochenenden oder zum Jahreswechsel.

Eine andere Form der Tauschbeziehungen als Folge der Materialengpässe setzte sich schließlich durch. Nicht das formell gesteuerte „System der Privilegien", sondern das informell regulierte „Organisieren" beherrschte die betrieblichen Beziehungen wie die informelle Versorgung mit Gütern, Ersatzteilen und Materialien (vgl. Diewald 1995). Das individuelle wie das betriebliche Horten von tauschbaren Gütern war die Voraussetzung dafür, um überhaupt im Betrieb wie im Alltagsleben handlungsfähig zu sein. Innerhalb des Betriebes wurden vom Drechsler auch Dinge für den Privatgebrauch (z.B. Etageren, Holzvasen oder Kraniche) hergestellt, aber auch Holzfuhren für den Bau von Bücherregalen oder den Bungalowbau *„abgezweigt".* Aus dem Ausland brachte man begehrte Güter als Tauschgut mit: *„Bringste mir 'ne Vorlegewelle, dann kriegste 'ne Seilrolle, weil ich die uff'm Bau brauchte".*

Um an Ersatzteile zu kommen, brachten Werktätige wie Kleinbetriebe als „Schmiermittel" ungewöhnliche Einsätze. Ersatzteile wurden gegen *„erzgebirgische Stollen"* getauscht oder bereits *„abgezogene Kaninchen"* gegen einen Posten Stacheldraht, dringend benötiger *„Stahl gegen einen Karton Würstchen"* angeboten. Systemangemessenes Handeln setzte das Nutzen der „goldenen Türklinke" voraus.

Kombinatsgründung 1968: Die „Macht der Generäle" und der Bürokratie

Das in der Sowjetunion praktizierte bürokratisch-hierarchische Leitungssystem wurde bereits 1946 auf die Organisation des SAG-Betriebes übertragen. Spätestens seit der Eingliederung des Thälmann-Werks in die „Vereinigung Volkseigener Betriebe (VVB) für Schwerindustrie und Betriebebau" 1958 war das Werk in diesem Bereich ein Schwerpunktbetrieb. Der Hauptdirektor der VVB war zwar dem Werksdirektor übergeordnet, unterhielt jedoch *„ein ganz besonderes Verhältnis"* zu diesem: *„Wenn beim Thälmann-Werk der Plan nicht erfüllt wurde, war der ganze VVB im Eimer".*

Spitzenfunktionäre bezogen zur „Zeit der offenen Grenze" Höchsteinkommen (ca. 10.000 Ost-Mark), um ihre Abwanderung in den Westen zu verhindern: *„Man wollte die Leute halten".* Das System der materiellen Anreize wurde vor dem Mauerbau auch auf gesuchte Fachkräfte ausgeweitet. Gemischte Gefühle der Werktätigen begleiteten die Privilegien der *„Höhergestellten".* Doch war Anfang der 60er Jahre das Bankvermögen des Werksdirektors

kaum etwas wert: *„Der hatte 100.000 Mark auf der Bank. Der hat aber nüscht davon gehabt. Was konnte er denn viel machen mit dem Geld?“*

Nach der Kombinatsgründung von 1968 kam zunächst noch dem Werksdirektor, der zugleich Generaldirektor von SKET war und damit fast 30.000 Beschäftigten vorstand, eine nahezu uneingeschränkte Macht zu. Die „Generäle“ Hoberg (1968-1978) und Heße (1979-1990) wußten gegenüber den Ministern ihre Sonderstellung zu behaupten, die dem Werk mit 11.000 bis 13.000 Beschäftigten zukam: *„Der hat gesagt: ‚Nu‘ laß den Minister mal kommen, aber heute kann ich nicht‘, so ungefähr.“* Doch schwächte sich Anfang der 70er Jahre unter dem Ministerium von Günter Mittag als Folge der Zentralisierung die „Macht der Generäle“ ab (vgl. Cornelsen 1990).

Im umgekehrten Verhältnis nahmen Privilegien der Spitzenfunktionäre zu. Zum Jubiläum der Direktoren kursierten *„Geschenklisten“* und das geflügelte Wort: *„Ha‘m soundsoviele LKW‘s hingeschickt, damit die Geschenke abgeholt werden“.* Ein betriebseigener Tennisplatz kam unter Hoberg dazu: *„Hoberg sein Hobby war eben Tennis! Das war so ‘ne Art von Privatklub von ihm“.*

Mit der Kombinatsbildung wuchs indessen auch die Bürokratie bei SKET an, wurden „Querschnittsbereiche“ zur Koordinierung der immer komplexeren inner- und zwischenbetrieblichen Abläufe erforderlich (vgl. Deppe/Hoß 1980). Damit nahm die Anzahl der Direktoren und der *„Staatstrompeter-Einheiten“* zu, die als Meldeeinheiten zwischen dem Betrieb und dem Plansystem zu vermitteln hatten.

Der „Vorteil der Planwirtschaft“, auf Formen der Führung und Lenkung der Wirtschaft einwirken zu können, indem Rahmenbedingungen abgesteckt wurden, verkehrte sich mit der Zeit in sein Gegenteil: Leitungskader mischten sich *„bis in die letzte Abteilung, bis in die letzte Schraube“* ein. Waren Anfang der 60er Jahre bei Auftragsannahmegesprächen noch vier Personen ausreichend – je einer vom Absatz, von der Planung, von der Produktionsleitung und von der Produktion – saßen zuletzt 32 Mitarbeiter in den Gremien: *„Da war selbst dann der Stücklisten-Chefarbeiter des Computerdings dabei“.*

Betriebliche Aus- und Weiterbildung: „Es war ja das Wissen mehr oder weniger Allgemeingut“

In der Nachkriegszeit herrschte ein großer Nachholbedarf im Bildungsbereich. Das Bildungs- und Ausbildungsniveau der Bevölkerungsmehrheit war gering, die Schulzeit umfaßte nicht mehr als acht Jahre. Der Lehrermangel nach der Entnazifizierung konnte in der SBZ erst nach der massenhaften Ausbildung von „Junglehrern“ behoben werden, die eine verbesserte Grundbildung für alle ermöglichte.

In den Betrieben fehlten nach den Kriegsverlusten und der Massenabwanderung von Fachkräften in den Westen qualifizierte Facharbeiter und Führungskräfte in allen Produktionsbereichen. Mit den Bildungsreformen der 60er

Jahre wurden massenhaft das Nachholen von Schulabschlüssen sowie eine berufsqualifizierende Weiterbildung in betrieblichen Lehrgängen oder im Aufbau- oder Fernstudium ermöglicht (vgl. Siebert 1994). Großzügige, bezahlte Arbeitsfreistellungen förderten das berufsbegleitende Weiterlernen der Jungen wie der Älteren. Insbesondere weibliche Jugendliche profitierten von den Bildungsreformen der 60er Jahre. Der Betrieb förderte nicht nur im Polytechnischen Unterricht die handwerklichen Fähigkeiten, sondern ermutigte junge Frauen auch dazu, einen technisch-wissenschaftlichen Beruf zu erlernen.

Der Aufstieg vom Schlosserlehrling zum Ingenieur war Ende der 60er/Anfang der 70er Jahre keine Seltenheit. Werksangehörige der 30er-Jahrgänge profitierten von dem Fachkräftebedarf und den Bildungsreformen. Sie nutzten die eröffneten Aufstiegschancen unter großem persönlichen Einsatz von Zeit und Kraft. Doch schränkten staatliche Bedarfslenkung, betriebliche und universitäre Zulassungsquoten den Zugang zu Produktionszweigen und Berufsfeldern zwischen 1970 und 1980 wieder ein. Die jüngere Generation war hierdurch in ihren Aufstiegschancen deutlich beeinträchtigt (vgl. Haase u.a. 1983). Anfang der 60er Jahre wurden bei SKET z.B. zahlreiche Lehrlinge als Werkstoffprüfer ausgebildet. Doch nach der Sättigung des Bedarfs wurde der Grundlehrgang eingestellt und durch eine bedarfsbezogene Qualifizierung am Arbeitsplatz ersetzt, sobald Nachwuchs fehlte.

Aufgrund der chronischen Nachfrage nach qualifizierten Arbeitskräften blieben dennoch gewisse Spielräume bei der Berufswahl erhalten. Ein Wechsel des Arbeitsplatzes oder Betriebes, das Umschulen in einen anderen Beruf waren keineswegs die Ausnahme. 1989 verfügte immerhin der Durchschnitt der männlichen Beschäftigten in der DDR über mehr als zwei Ausbildungsphasen (vgl. Kohli 1994). Auch Werksangehörige von SKET haben vielfach eine nachholende oder weiterführende Ausbildung nach der Erstausbildung abgeschlossen.

Das Werk bot vom Sprachkundelehrgang bis zur Mikroelektronik in den 80er Jahren ein breites Spektrum von betriebsbezogenen Lehrgängen zur Weiterbildung an. Lehrgänge zur politischen Schulung, zu Arbeitsschutzbestimmungen und zum Arbeitsrecht kamen hinzu. Werksbrigaden nahmen an Schulungslehrgängen in Betriebsferienheimen, aber auch am Erfahrungsaustausch mit Partnerstädten oder im Ausland als Delegierte teil. Im Bezirk Magdeburg gab es einen regen Informationsaustausch sowohl unter Fachleuten des Thälmann-Werks als auch mit der Universität und mit anderen Betrieben, die unter sozialistischen Produktionsbedingungen nicht gegeneinander konkurrieren mußten: *„Daß jeder bloß für sich wirtschaftet, also das kannten wir ja ganz anders“.* Nachdem *„das Wissen mehr oder weniger Allgemeingut“* geworden war, behielten die Kollegen ihr Wissen nicht mehr als *„Kapital“* für sich – wie noch zu Krupp-Zeiten oder nach der Wende – sondern gaben es an andere weiter, die es brauchten.

Forschung und Entwicklung (FuE): „Wir haben auch manches Schöne gemacht!"

Mit der Konzeption, *„alles unter einem Dach"* zu vereinen, ging seit 1969 auch der Ausbau von Forschungs- und Entwicklungsabteilungen im Kombinat einher, die durch die eigenständige Entwicklung von Produktionsverfahren und Produkten von den devisenabhängigen Importen unabhängig machen und die Produktion nach wissenschaftlichen Kriterien organisieren sollten (vgl. Brocke 1990).

Es fehlten jedoch zunehmend Investitionsmittel, um Forschung und Entwicklung auf dem neuesten Stand zu halten. 80% der Nettogewinne des Betriebes mußten an den Staat abgeführt werden. Die Betriebe waren bemüht, den Investitionsmangel durch Qualitätskontrollen, Prämiensysteme und zwischenbetriebliche Kampagnen aus eigener Kraft auszugleichen. Die Forschungsabteilungen des Großbetriebes waren indessen nur allzu oft überfordert, wenn sowohl das innerbetriebliche Know-how als auch die nötigen Investitionsmittel fehlten, um die umfangreichen Entwicklungsaufgaben zu erfüllen. Der Aufwand der Entwicklungsarbeit verursachte letztlich für den Betrieb mehr Kosten, als er Erträge einbrachte. Ein Beispiel dafür war die *„Ägyptenpresse"*: *„Da ist soviel dran geprüft und geändert worden, daß wir nachher gesagt haben, dafür haben wir praktisch zwei Pressen geliefert".*

Als gelungenes Beispiel der unter eingeschränkten Bedingungen geleisteten Entwicklungsarbeit gilt das *„Induktionshärten"* von Walzen im Betrieb: *„Wir haben auch manches Schöne gemacht".* Doch verweist die Entwicklungsarbeit des Härteprüfverfahrens zugleich auf immense Schwierigkeiten, die zu bewältigen waren. Es ging um die Entwicklung exakter Prüfmethoden der Härtetests von Walzen. In der Materialpüfungsanstalt verfügte man zunächst über Prüfmaschinen aus dem Baujahr 1937/38 und *„vorsintflutliche"* Prüfmethoden. Tragbare Härtemeßgeräte fehlten völlig. Immer wieder waren folglich die einer extremen Spannung ausgesetzten Walzen *„noch in der Verpackung geplatzt".* Deshalb wurden sie zunächst ausgelagert, bevor sie ausgeliefert wurden, um die *„natürliche Alterung"* zu beobachten. Erst nach und nach gelang es im Betrieb, Einhärtetiefen mit einem hohen Entwicklungsaufwand sicher zu bestimmen.

Einige der Probleme im Entwicklungsbereich waren andererseits der unzureichenden Arbeitsteilung zwischen Kombinatsbetrieben zuzuschreiben. Bei dem „Finnland-Auftrag" waren im Werk in Einzelanfertigung gefräste Zähne der Zahnkränze von 6 Meter Durchmesser verfräst worden, während im Kombinatsbetrieb ZAB Dessau längst geeignetere Abwälzverfahren eingeführt waren, mit denen Zahnkränze hergestellt werden konnten, die *„einwandfrei liefen".* Derartige *„Havariefälle"* waren besonders folgenreich, wenn devisenträchtige Folgeaufträge im Ausland damit verbunden waren.

Gesellschaftliche Arbeit im Betrieb: „Die Moral der damaligen Zeit"

Der Begriff der „sozialistischen Arbeit" war in der DDR weiter gefaßt als der in der Privatwirtschaft geltende Arbeitsbegriff (vgl. Schmidt 1995). Er umschloß auch „gesellschaftliche Gesamtaufgaben" des Betriebes, die zwangsläufig die ökonomische Produktivität reduzieren mußten. Anders als in der Marktwirtschaft war der Betrieb nicht primär an ökonomischen Effizienz- und Rentabilitätsprinzipien, sondern an Prinzipien der Verteilungsgerechtigkeit orientiert.

Zu den Gesamtaufgaben zählte die Beschäftigung und Betreuung von Personengruppen, die über eine nur eingeschränkte Leistungsfähigkeit verfügten, wie die älteren Werktätigen, Behinderten oder Haftentlassenen, deren unrentable Beschäftigung zu den sozialen Aufgaben des Betriebes gehörte. Von Arbeit teilweise oder vollständig freigestellt wurden zunehmend mehr Betriebsangehörige, *„die nicht produktiv verwendet wurden, sondern den Betrieb belastet haben".* Dazu zählten politische Schulungsgruppen, die zu Lehrgängen von Partei- und Gewerkschaftsschulen delegiert wurden. Der Betrieb stellte nicht nur Schöffen, sondern auch Abgeordnete der Volkskammer, Funktionäre des FDGB und der FDJ gemäß dem Grundsatz der „Einheit von Politik und Ökonomie". Soweit die berufliche Weiterbildung nicht während der Arbeitszeit in beruflichen Lehrgängen stattfand, konnten Werksangehörige zu Weiterbildungszwecken großzügig freigestellt werden, ohne den Arbeitsplatz zu verlieren. Es lag im Betriebsinteresse, aufgrund des chronischen Mangels an qualifizierten Fachkräften möglichst vielen eine Aufstiegsqualifizierung, aber auch die Anpassung an veränderte Produktionsbedingungen zu ermöglichen. Ältere oder Leistungsgeminderte wurden umgeschult. Neben der berufsbezogenen Fortbildung gab es ein umfangreiches Kulturangebot. Der Bildungs- und Kulturarbeit kam eine hohe Bedeutung bei der Erziehung zur „sozialistischen Persönlichkeit" zu.

Auch die zwischenbetrieblichen Wettbewerbsverpflichtungen der Brigaden, die trotz der *„Selbstverpflichtung"* der Erfüllung des Plansolls dienten, zählten zu den gesellschaftlichen Aufgaben. Vorbereitung und Auswertung der Wettbewerbe fanden während der Arbeitszeit statt, der „Sieger" stand aufgrund sozialer Quotenvorgaben *„oft schon vorher fest".* Andererseits diente die gezielte Förderung ganz oder teilweise freigestellter Spitzensportler in Trainingslehrgängen dem nationalen Prestige im internationalen Wettbewerb.

Über den Betrieb hinaus übernahmen Thälmann-Werker nicht nur den Polytechnischen Unterricht für Schulen, sondern auch *„Patenschaftsaufgaben"* bei der Berufsberatung und -vorbereitung. Den Paten oblagen die persönliche Betreuung von Haftentlassenen, Hilfen bei der Wohnungsbeschaffung oder Kontrollen der Einhaltung von Arbeitszeiten.

Zusätzlich zu den vielfältigen individuellen Freistellungen hatten Thälmann-Werker als Kollektiv Verpflichtungen im Dienste gesellschaftlicher Gesamtaufgaben, die von der betrieblich produktiven Arbeitszeit abgingen. Mit

der Umgestaltung der Landwirtschaft in LPGs wurden Anfang der 60er Jahre Werkskollektive aufs Land delegiert und unter dem Slogan *„Wer was auf sich hält, geht mit aufs Feld"* zur Erntehilfe abgeordnet. Betriebskollektive halfen bei dem Bau von Kinderspielplätzen, Sportplätzen und anderen gesellschaftlichen Zentren. Die *„Moral der damaligen Zeit"* war an einem anderen Begriff gesellschaftlich notwendiger Arbeit orientiert, der in den Aufgabenbereich der Großbetriebe fiel.

Konzentration der Produktion: „Wir müssen autark werden, wir müssen!"
SKET dehnte seine Produktpalette kontinuierlich aus. Die Ausweitung des Erzeugnisspektrums des Schwermaschinenbaubetriebes auf *„Erzeugnisse des täglichen Bedarfs"* resultierte zunächst aus der Not der Nachkriegsjahre. Ziel war, die Region ausreichend mit Gebrauchsgütern zu versorgen. Bereits Ende der 50er Jahre, nachdem die Rationierung der Lebensmittel 1958 eingestellt worden war, produzierte das Werk 18.000 Handwringmaschinen, 12.000 Öfen, 15.000 Ringschlüssel, 5.500 Eisschränke und 970 Kühlschränke. Anfang der 60er Jahre kam die Massenproduktion der bis heute im Gebrauch befindlichen Gasherde hinzu.

Der Bedarf der Haushalte blieb hoch. Doch deckten die durch Subventionen stabil gehaltenen Niedrigstpreise im Inland kaum noch die seit der Ölkrise in den 70er Jahren steigenden Herstellungskosten. Dennoch wurde die Politik der subventionierten Bedarfsgüterpreise trotz steigender Weltmarktpreise und Staatsverschuldung fortgesetzt. Das breitere Güterangebot und der erhöhte Lebensstandard in den 70er Jahren fanden Zustimmung bei der Bevölkerung und sicherten die innere Stabilität.

Das mit der Kombinatgründungswelle forcierte Programm der Konzentration der Produktion „unter einem Dach" sollte die Erfüllung langfristiger Planvorgaben erleichtern, Transportwege verkürzen, Materialengpässe verhindern und eine in Forschung und Entwicklung fundierte Arbeitsorganisation ermöglichen.

Probleme häuften sich jedoch auch bei SKET, als die Kosten für Investitionen im Entwicklungs- und Forschungsbereich mit dem Aufkommen der neuen Technologien in den 80er Jahren rapide anstiegen. Die mangelnde Arbeitsteilung zwischen den Betrieben, die Notwendigkeit, bei nicht ausreichenden Fachkompetenzen im Betrieb technische Neuerungen selbst zu entwickeln, überforderten die Kapazitäten des Werks. Devisenmangel hatte indessen die Autarkieforderung, den Zwang zur innerbetrieblichen Eigenanfertigung verschärft: *„Wir müssen autark werden, wir müssen! Und da kriegen wir das ja nicht, weil das bilanziert ist. Also müssen wir das selber machen".* Die Konzentration der Produktion im Kombinat wurde zum Bumerang, *„als es dann soweit ging, daß wir als Schwermaschinenbaubetrieb ein Mikroelektronik-Zentrum aufgebaut haben".* Die Herstellungskosten überstiegen schließlich

bei weitem die Ertragsmöglichkeiten. Insgesamt wurden in der DDR der 80er Jahre 30 Mrd. Mark (Ost) in den Elektronikbereich und die Forschung investiert.

Schwindende Arbeitsmoral: „Wenn die nüscht machen, brauch' ich och nicht"

Seit dem Bauarbeiteraufstand wegen der Normerhöhungen von 1953 hatte die „Macht der Arbeiter" objektiv zugenommen. Die Werksleitungen waren in der Defensive, wenn es um Normvorgaben ging, die zugleich nicht in differenziertere Leistungslöhne umgesetzt wurden. Gab es anfänglich noch *„Zeitmesser",* die nach der *„Multi-Moment-Methode"* die Arbeitszeitnormen prüften, wurden die „technisch begründeten Arbeitsnormen" (TAN) zunehmend durch verfälschende Schätzwerte unterlaufen und schließlich ganz aufgegeben: *„Da war nüscht mehr exakt, nüscht mehr begründet".* War zunächst die Taylorisierung der Arbeit durch Auflösung der Arbeitsabläufe in einfachste Arbeitsschritte vorangetrieben worden, gab man schließlich den Kampf gegen das „Bummelantentum" auf. Auch Leistungsprämien und Brigadenwettbewerbe hatten die Arbeitsmotivation nicht wesentlich erhöht (vgl. Roesler 1994). Die insgesamt geringen Lohndifferenzen und eingeschränkten Konsumchancen lohnten den Aufwand einer intensivierten Akkordarbeit nicht. Erweiterte Ansprüche erfüllte man sich nicht über das Lohn- und Leistungssystem, sondern durch Tauschgeschäfte und persönliche Beziehungen.

Die sinkende Arbeitsmoral war auch Ergebnis chronischer Materialengpässe in der Mangelwirtschaft: Ein hoher Anteil an Arbeitskräften wurde durch das Organisieren von Material gebunden. Arbeiten unter Lieferdruck und *„Bummelphasen"* lösten einander ab, ohne das Anschlußproblem der Produktion und Verteilung in den Griff zu bekommen. Qualitätsdefizite waren die Folge der mangelnden Berechenbarkeit von Arbeitsabläufen und aufgelaufener Lieferfristen, die abwechselnd Stauzeiten oder Leerläufe verursachten.

Die fehlende Arbeitsmoral wurde spezifischen Gruppen der Werktätigen zugeschrieben: Ein gewisser Anteil der Beschäftigten war für Sonderaufgaben freigestellt. Nicht nur Spitzensportler bildeten Totalausfälle in der Belegschaft am Arbeitsplatz. Abhängig von der Leistungsklasse wurden diese, nach A-, B- und C-Kadern gestaffelt, zugunsten des Trainings von Arbeitsverpflichtungen freigestellt. Die A-Kader arbeiteten am wenigsten, bezogen aber weiterhin ihren Lohn. Auch durch die aufgeblähten Stabsabteilungen und Verwaltungskader gingen dem Betrieb qualifizierte Fachkräfte verloren, die in der Endphase der DDR zunehmend durch ausländische Arbeitskräfte ersetzt werden mußten. Polen und Vietnamesen wurden als Fachkräfte eingesetzt, Arbeiter aus Mosambik, Kuba und Angola nahmen einfachere Tätigkeiten wahr.

Zu den demotivierten Arbeitskräften zählten die in „Sonderbrigaden" eingesetzten Haftentlassenen oder Behinderten. Auch den Monteuren, die im In-

und Ausland tätig waren, und schließlich der Nachtschicht, die außerhalb der sozialen Betriebskontrolle während der Arbeitszeit mit Skatspielen und dem Anfertigen von *„Messingkanonen"* fürs heimische Büffet beschäftigt waren, wurde eine geschwundene Arbeitsmoral zugeschrieben. Mit den betrieblich geförderten *„Leistungsschwachen",* den „Freigestellten" oder demotivierten Beschäftigten sank auch die Arbeitsmoral insgesamt: *„Warum, wenn die nüscht machen, brauch' ich och nüscht zu machen".* Schließlich dienten die Engpässe als Vorwand, Arbeitsvorgaben zu verweigern: *„Das können wir nicht! Das geht nicht, weil wir dieses nicht haben und das nicht können".* Arbeitskontrollen wurden abgewiesen: *„Was willst du, Mann? Hast du uns überhaupt was zu sagen?"*

Kontakte zum Ausland: Kooperation im sozialistischen und nicht-sozialistischen Wirtschaftsgebiet

Aufgrund des Rohstoffmangels und der anfänglich geringen Industrialisierung weiter Teile der DDR war das Land seit seiner Gründung auf Importe aus dem Ausland angewiesen und damit von durch Exporte erwirtschafteten Devisen abhängig.

Die Kontakte zum Ausland folgten anderen Regeln, je nachdem, ob sie zu Ländern des sozialistischen Wirtschaftsbereichs (SW) oder des nicht-sozialistischen Wirtschaftsgebiets (NSW) aufgenommen wurden.

Auch nach dem Ende der Reparationszahlungen (1954) blieb die Sowjetunion (SU) das Hauptexportland der DDR. Auf Schwerpunktlisten rangierte an letzter Stelle der Eigenbedarf der DDR. In den im Rahmen des RGW (Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe) für Jahre ausgehandelten Lieferverträgen waren die *„Schwerpunkte"* der zu liefernden Erzeugnisgruppen zu Festpreisen bindend, die weit hinter den Weltmarktpreisen zurückblieben. Das Preisungleichgewicht war Grundlage der Staatsverschuldung in den 80er Jahren.

Dennoch eröffnete die Blockbindung der DDR wirtschaftliche Entwicklungschancen und sicherte deren führende Stellung unter den Bruderländern des SW.

Der Lieferung von Walzwerken und Zementanlagen an die SU kam auch im Thälmann-Werk (später: SKET) absoluter Vorrang zu. Bis zu 80% der Gesamtproduktion des Werks gingen an die SU. Mit einem Gesamtumsatz von 1 Mrd. Mark (Ost) des Stammwerks und 2 Mrd. Mark (Ost) im Kombinat kam SKET auch eine Sonderstellung im Gesamtaußenhandel der DDR zu.

Doch war das Werk aufgrund des chronischen Devisenmangels zunehmend auf die Lieferung an Länder des NSW angewiesen. Vertragsabschlüsse mit dem NSW wurden *„bis ins Ministerium"* mit Prämien belohnt, *„da haben se Westgeld für gekriegt".* Um an die begehrten Devisen zu gelangen, nahm man jeden größeren Auftrag an, *„ohne vorher abzuklären, ob das überhaupt*

machbar war im Werk oder in der Zeit machbar ist". Probleme begannen deshalb schon mit der Auftragsannahme.

Havariefälle und Reklamationen im Ausland waren folgenschwerer als im Inland, weil Rohstofflieferungen oder devisenträchtige Folgeaufträge davon abhingen. Dennoch häuften sich Reklamationen aufgrund von Herstellungsfehlern oder Montageproblemen. Z.B. wurden Zementwerke an die SU geliefert, aber nicht mehr vor Ort montiert, oder bei der Inbetriebnahme des Kühlsystems aufgetretene Probleme konnten nicht in der SU selbständig behoben werden. In diesem Fall waren hohe Vertragsstrafen zu erwarten, oder es wurde eine Schadensüberprüfung und Reparatur vor Ort fällig.

Zwar waren Missionen ins Ausland bei den SW- oder NSW-Kadern populär. Doch brachten Zollmodalitäten, der umständliche Visa- und Paßerwerb, fehlende Sprachkenntnisse und Dolmetscher sowie die – besonders im NSW – knappen Finanzmittel auch den privilegierten „Auslandskadern" zahlreiche Reiseerschwernisse.

Zu Grenzkonflikten kam es nicht nur an den Westgrenzen. Zwar gab es im Vergleich zum NSW weniger Zollbeschränkungen zwischen den Comecon-Staaten, doch behinderten DDR-interne Auflagen der Ein- und Ausfuhr einen freizügigen zwischenstaatlichen Verkehr.

Arbeitertraditionen und Betriebsvergnügungen: „Wir hatten untereinander noch Solidarität"

Die Not und der Mangel der Aufbaujahre förderten bis in die 60er Jahre den Solidarzusammenhang in der Arbeiterklasse. Deren kollektive Traditionen, wie der 1. Mai, wurden noch selbstverständlich gepflegt: *„1. Mai gab es keine Diskussion bei keinem! Wir sind morgens um halb neun sind wir nach'm Stahlbau jemacht. Wie wir hinkamen ist 'ne andere Sache. Ob mit Fahrrad, ob mit Bus oder Bahn, hat gar keenen interessiert. Ob das'n Feiertag war oder'n Werktag war och uninteressant. Und dann haste in deinem Werkskollektiv, haste eben 'ne Bockwurscht gekriegt, 'ne Suppe, 'ne Pulle Bier und 'n Hackepeterbrötchen, Dings. So arm warste zu der Zeit gar nicht, darum ging's ja gar nicht. Aber das Gefühl, sich da zu treffen. In den späteren Jahren, da warste schon froh, wenn se hingekommen sind".*

Zu den Festanlässen zählten u.a. zahlreiche Auszeichnungen für Aktivisten und Jubiläen, *„das waren rauschende Feste".* Besonders populär waren die Frauentags-Feiern zum 8. März. Die Frauen wurden von den männlichen Betriebsangehörigen bewirtet, beschenkt und betanzt. Üblich war, daß bereits zur Mittagszeit „alle Räder stillstanden" und das Betriebskollektiv zu feiern begann: *„Das ist eben der Ehrentag der Frau, mittags ist Schluß! Und dann müssen wir noch fünf Männer haben, damit die 40 Frauen betanzt werden können, und das war 'ne schöne Veranstaltung".*

Der „internationalen Solidarität“ kam ein hoher Stellenwert zu, sie blieb indessen häufig ein Lippenbekenntnis. Ausländische Arbeitskräfte erhielten zwar den gleichen Lohn, doch blieben sie in speziellen Wohnheimen unter sich und waren von der Bevölkerung isoliert. Durch großzügige Stipendien waren ausländische Studierende häufig in ihren Arbeits- und Lebensbedingungen besser gestellt als die einheimische Bevölkerung. Eben dies rief den Neid der *„eigenen Leute“* hervor.

Zwar bröckelten die traditionellen Solidarmilieus der Arbeiter seit den 60er Jahren ab. Dennoch konnten sich überlebende Solidarzusammenhänge gerade im alltäglichen Kampf gegen die offizielle Mangelwirtschaft behaupten und erhalten: *„Wir hatten ebent untereinander noch Solidarität“.*

SKET-Abwicklung: „Wo ich anfing, da wachsen jetzt Disteln“

Wie wurde die Wende bei SKET bewältigt? Alle Thälmänner schieden nach der Wende vorzeitig bei SKET aus. Einige hatten schon zuvor das Rentenalter erreicht. Doch trifft auch sie die langsame Totalabwicklung des Werks, dessen Gesamtvollstreckung zum 15.10.1996 angemeldet worden ist. Die im Mai 1990 gegründete SKET-Aktiengesellschaft wird als Treuhandbetrieb von wechselnden Geschäftsführern geleitet, die mit enormen Kosten und wechselnden Konzepten den Betrieb *„kaputtsaniert“* haben. Die Milliarden flossen nur zum geringeren Teil in Erneuerungsinvestitionen, zum größeren Teil indessen in die Abzahlung von Altlasten und Sozialplänen, damit in Kosten, die die Abwicklung des Werks vorangetrieben haben.

In Magdeburg und bei den Thälmännern herrscht die Ansicht vor, daß mit der Werksabwicklung durch den Westen *„unliebsame Konkurrenz“* ausgeschaltet werden sollte.

Ein alter Werker erzählt von der Geschichte Magdeburgs als alter Garnisonsstadt, deren Mauern vor langer Zeit geschliffen wurden. Die Überreste der Befestigungsanlagen haben im Krieg als Bunker gedient, in der Nachkriegszeit als Nutzfläche für Kleinbetriebe. Unversehens kommt er auf SKET zu sprechen. *„Da wird alles plattgemacht. Wo Fabrikanlagen standen, sind heute Ruinen, Brachfläche und Schrott. Das ist wie im Krieg – alles zerstört.“* Der Krieg geht weiter in seinem Kopf. Magdeburg hat nicht aufgehört, belagerte Stadt zu sein.

Die Thälmänner suchen zunächst noch Kontakt zum Werk, nachdem sie ausgeschieden sind. Doch sind die Hoffnungen der Kumpels, die noch Arbeit haben, zunehmend geschmolzen und einer allgemeinen Depression gewichen: *„Ich bin noch da, aber die machen sowieso zu.“* Unter Konkurrenzdruck veränderten sich alle Beziehungen: *„Die ehemalige Kollegialität ist auch nicht mehr das, was es früher war“,* konstatiert Frau B. Der frühere Vertrauensmann besucht dennoch kontinuierlich *„seine Leute“,* ist deshalb aber auch am tiefsten getroffen von dem Schwundprozeß: *„Von meinen 141, die ich mal hatte,*

sind heute vielleicht noch 25 da, und bald sollen es noch 15 sein. Es ist nicht ein Funken Hoffnung da." Herauszuhören ist, daß es den Thälmännern nicht nur um die eigene Haut geht, ihre Bitterkeit resultiert aus der Abwicklung einer sozialen Welt.

Auch die bereits Abgewickelten suchen den Kontakt zueinander, doch beginnen die Beziehungen nach ein, zwei Jahren *„zu verblassen"*, bröckelt der nicht mehr über den Betrieb organisierte Austausch ab: *„Da ist fast keiner mehr da"*. In der DDR kamen die 2.500 Rentner von SKET drei- bis viermal im Jahr bei Veteranentreffen zusammen, die vom Werk organisiert wurden. Heute breiten sich Distanz und Mißtrauen aus, das sich besonders gegen Wendehälse richtet, die nicht zu ihrer Geschichte stehen, sondern sich noch einen Vorteil davon erhoffen, daß sie sich als „Opfer" ausgeben: *„Wenn man nicht uffpaßt, sind hier 17 Millionen DDR-Opfer gewesen"*. Wenig Verständnis zeigen sie für jene, die vom Werk *„gehätschelt und gefördert"* wurden, die sich heute aber so darstellen, *„als wären sie zu ihrem Glück gezwungen worden, als wenn sie 'n Opfer bringen mußten, wenn sie studiert haben"*.

Im Vorruhestand: „Die Interessen gehen auseinander"

Exemplarisch kommen hier fünf der Thälmänner und -frauen zu Wort, die erzählen, in welcher Weise sie den unerwarteten Berufsausstieg erlebt und bewältigt haben.

Am Anfang steht der Rentner W. (1923), der 1986 *„noch mit Ehren den Pförtner verlassen hat, mit Blumenstrauß und nicht ohne ein kleines Buffet im Kreise der Kollegen"*. Er konnte stolz auf sich und sein Arbeitsleben zurückblicken: *„Ich persönlich ging dann mit dem Gefühl nach Hause: Das ist ein erfülltes Leben. Existenznot hatte ich nie. Mir tut es leid, daß das heute unserer jungen Generation nicht vergönnt ist. ... Also, wenn man über'n Hof ging (bei SKET), fünfzig Minuten pro hundert Meter: ‚Mensch, Willi,' wurde man angesprochen. Man fühlte sich zu Hause, man war in einem Kollektiv eingeschlossen, war 'ne große Familie! Aber danach, mit der Zeit, das Werk wurde einem fremd. Da wo man sich rumgeärgert hat, an der Arbeit, da wachsen jetzt Disteln, da ist alles weggesprengt. Da ist ein bißchen Wehmut. Darum mach ich immer 'nen großen Bogen, ich war da noch nicht wieder am Werkstor, wo ich mal als Lehrling angefangen hab! Und wenn ich heute so höre: ‚Vergeßt! Ihr habt jetzt 40 Jahre umsonst gelebt', so ungefähr ist das rausgekommen, das tat sehr weh, ja."*

Persönlich gelingt dem ehemaligen gelernten Schlosser die Umstellung auf den arbeitsfreien Alltag rasch, indem er an sein handwerkliches Geschick anknüpfen kann: *„Ich habe weiter gebastelt, gedrechselt, Kunstschmiedearbeiten gemacht, alles, um eben weiter Beschäftigung zu haben."* Doch nagt der Untergang des Werks weiter an ihm, für den er wiederum einen ebenso traurigen wie blumigen Vergleich findet: *„Bei SKET ist es eben aus. So wie*

man 'ne vertrocknete Blume vom Grab nimmt und in den Abfall ... so ist man dann eben als Ehemaliger, der ein Menschenleben dort verbracht hat." Wenn der Betrieb stirbt, vergeht mit ihm das eigene Lebenswerk: Es pflanzt sich nicht mehr fort, was man vollbracht hat.

Als Alleinlebende vermißt die verwitwete Frau B. (1934) besonders den Kontakt zu den Kollegen: *„Mittlerweile nagt der Zahn der Zeit dran, und die Interessen gehen auseinander."* Weil ihr zusätzlich *„das gemeinsame Zuhause fehlt",* ist sie zugleich diejenige, die am intensivsten gleich zum Berufsende in der Außenwelt nach neuer geistiger Anregung sucht. Sie nimmt als Pionierin an dem nach der Wende an der Magdeburger Universität aufgebauten Seniorenstudium teil, belegt zunächst Französisch, später Englisch, um Neues hinzuzulernen, und nutzt Vorlesungen zur Geschichte, zum Thema der „Toleranz" und zur „Biologie der Seele", die sie mit ungewohnten neuen Themenfeldern konfrontieren. Sie füllt die unerwartete Leere daheim durch einen vollen Terminkalender, wird neben dem Seniorenstudium im eigenen Verband, dem VDI, in einem Arbeitskreis aktiv, der Veranstaltungen und Exkursionen anbietet und wo sie auf *„bekannte Gesichter trifft".* Den Wunsch, unter Menschen zu kommen, die soziale Funktion ihrer Aktivitäten, betont sie mehrfach. Die Mitstudenten sind in der Mehrzahl Frauen, *„vielleicht so 70 zu 30 ... Vielleicht sind Frauen auch noch so ein bißchen neugieriger auf solche Dinge und haben eben während des Berufslebens (und neben der Familienarbeit) einige Sachen nicht wahrnehmen können ... hat man nicht die Zeit gehabt."* Sie genießt das Zusammentreffen mit Jüngeren und Älteren: *„Der Hörsaal ist voll: junge Leute, Senioren, also da muß man sich wundern".* Und sie ist schließlich auch als Großmutter gefragt, eine Aufgabe, die früher zu kurz kam.

Herr J. (1937) ist ein Mensch, *„der gerne 'n bißchen auf der sicheren Seite ist".* Er war in seiner Lebensplanung darauf eingerichtet, bis zum Jahr 2002 zu arbeiten, und blickte optimistisch in die Zukunft, als die Wende kam: *„Wir haben früher auch schon gearbeitet. Heute wird das Tempo 'n bißchen größer sein",* sagt er sich. *„Zwölf Jahre haste noch Zeit, da kannste noch ein Stückchen von der Torte abschneiden. Aber da wurde ich schnell eines Besseren belehrt. Und so bin ich 1992 in den Vorruhestand gegangen worden: gegen meinen Willen. Es geht mir nicht besser, aber schlechter geht's mir auch nicht. Aber ich muß mir mein Geld gewaltig einteilen. Italien und Spanien, das sind für mich Fremdworte, da bin ich nicht hingekommen und da werde ich wahrscheinlich auch nicht hinkommen."* Statt dessen baut er sein Häuschen in Eigenarbeit aus, um Geld zu sparen, aber auch, weil er ein guter Handwerker ist. Zweckfreie Beschäftigungen lehnt er ab, seine Ungarischkenntnisse will er später in der Universität ausbauen, damit er sich bei Freunden in Ungarn besser verständigen kann. Um nicht im Leerlauf durchzudrehen, muß er immer etwas tun. Das Umschalten auf eine langsamere Gangart

fällt ihm schwer: *„Ich kam mir vor wie eine Lokomotive, die mit Volldampf fährt und die man dann so vom Gleis runternimmt – und dann zappelt man so in der Luft umher und findet keinen Boden."*

Herr R. (1938) steigt *„mit 55 aus wie alle",* obwohl er als Vertrauensmann noch hätte weitermachen können und sich für den Ruhestand zu jung fühlt. Die Arbeit war für ihn alles. Demonstrativ hält er deshalb an seinem Anspruch als Arbeitsuchender fest und verzichtet als Arbeitsloser auf finanzielle Vorteile der Vorruhestandsregelung. Obwohl er sein Los mit *„5000 Metallern"* in Magdeburg teilt, gibt es keine Interessenvertretung für Arbeitslose bei der IG Metall. Gegen Widerstände ist er darum bemüht, einen Arbeitskreis zu initiieren. Nicht wegen des Geldes, *„das ist nicht das Problem",* macht er *„Versicherungen nebenbei"* und widmet sich seinem alten Münzhobby. Nach drei Jahren ohne Berufsarbeit resümiert er bitter: *„Alles was man im Prinzip macht, ist 'ne Ersatzbefriedigung. Und weiter gar nüscht..."* Seine Aktivitäten können ihn nicht über das *„Nicht-mehr-gebraucht-Werden"* hinwegtäuschen. Doch ein weitergehendes Engagement in einer Partei verweigert er, nachdem sein früherer Einsatz quasi umsonst gewesen ist: *„Ich hab viel in der DDR gemacht, ehrenamtlich, und im Prinzip für nüscht, wenn du's heute so siehst. Und deshalb hab ich heute da och keen Bedürfnis."* Obwohl er weiterhin zu jeder Versammlung geht, an Politik Interesse zeigt, lassen ihn die Folgenlosigkeit von Eingaben, die Privilegienwirtschaft in der Politik und die mangelnden basisdemokratischen Beteiligungschancen im öffentlichen Raum an der Demokratie zweifeln: *„Du hast wenig, wo du als Zuhörer eingebunden wirst. Du kannst dir das anhören, das kannste, aber dann ist auch schon Schluß."*

Herr B. (1936) ist gegen eine „Glorifizierung" der alten Zeit: *„So wie ich nicht akzeptiere, daß so viele plötzlich Opfer der DDR werden, akzeptiere ich auch nicht, daß so viele jetzt plötzlich Opfer der Wende sind."* Wegen seines kriegsversehrten Vaters läßt er seine Söhne den Armeedienst verweigern: *„Bei uns wird nicht geschossen".* Einer der Söhne mit guten Leistungen kann nicht die Oberschule besuchen, weil er ihn die vormilitärische Ausbildung abbrechen läßt, *„wo es darum ging, daß sie schießen und dann noch auf Zielscheiben in Menschengestalt. Da haben wir gesagt, das gibt es nicht."* Dennoch sieht er sich nicht als Opfer, weiß er zu würdigen, daß er als Sportler ohne Parteimitgliedschaft ins Ausland reisen durfte, und schätzte den *„größeren Kollektivgeist"* in der DDR. Als Fachmann für Zerkleinerungstechnik im Konstruktionsbüro, *„das zu DDR-Zeiten eigentlich schon so ein Vorreiter war, bezogen auf Umwelt und Müllbeseitigung",* glaubt er daran, nach der Wende einen Neuanschluß zu finden: *„Und ich war nun froher Hoffnung, daß wir jetzt richtig loslegen können. Das ging in die Hose."* Statt dessen stand er 1991 vor der Alternative, den Personalabbau im Betrieb durchzuführen, etwas, das er ab 1992 wegen der Massenentlassungen *„moralisch"* nicht mehr vertreten konnte. Den Selbstwiderspruch, andere von den *„Segnungen der Sozialplä-*

ne“ überzeugen zu müssen, aber selbst im Betrieb zu bleiben, löste er durch seinen um fünf Jahre vorverlegten Abgang in den Vorruhestand. Mit 60 hatte er aufhören wollen, um *„mit der Meinigen“* gemeinsam das Berufsleben zu beenden, *„damit wir gemeinsam untergehakt noch ein bißchen durch die Lande schaukeln können“.* Genau das verwirklicht er heute, ist ständig in Bewegung, treibt intensiv Sport, kümmert sich um Garten und Enkel, ist immer dort, wo etwas los ist im kulturellen Leben von Magdeburg. Zum Sechzigsten will er, *„gemeinsam mit der Meinigen“,* sich eine Kreuzfahrt gönnen, denn *„wer weiß, wie alles noch kommt“.*

Deutlich wird, daß die durchweg unfreiwillig und vor der Zeit aus dem Beruf ausgeschiedenen Thälmänner und -frauen zwar finanziell besser dastehen als zuvor, doch erst eine Krise von etwa zwei Jahren überwinden mußten, um sich innerlich von der Berufsarbeit zu verabschieden und sich neu zu orientieren. Auch wenn die Vorruheständler von SKET allesamt überdurchschnittlich aktiv sind und einen hochindividualisierten Ausweg aus der Krise fanden, bleibt die Leerstelle, nachdem die soziale Welt des Großbetriebes ersatzlos aufgelöst wurde. Die Kränkung, daß mit dem Werk auch ihr Lebenswerk verschwunden ist, dauert an.

Lassen wir der Werkstattleiterin, Monika Hering, das letzte Wort, die seit 1996 selbst ihre Dozentinnenstelle an der Universität verloren hat. *„Die Befindlichkeit eines jeden ist doch sehr unterschiedlich, und jeder reflektiert die Zeit der Wende, die Nachwendenzeit, des Ausscheidens aus dem aktiven Berufsleben anders. Und jeder hat seine Variante gefunden, mit dem größeren Zeitvolumen umzugehen, um irgendwie ein inneres Gleichgewicht wiederzugewinnen. Also dabei habe ich selbst, weil ja so etwas auf mich zukommt, auch persönlich eine ganze Menge aus der Gesprächsrunde mitgenommen.“*

Etappen der Wirtschaftsentwicklung der DDR

Gründerjahre 1945 – 1953

1945 Vor Gründung der DDR Aufbau sozialistischer Wirtschaftsordnung nach sowjetischem Vorbild durch Sowjetische Militäradministration (SMAD) in der sowjetisch besetzten Zone (SBZ)
Enteignung des Großgrundbesitzes („Preußische Junker") und der Kriegs- und Rüstungsproduktion
Schwerstbelastung der SBZ durch Kriegszerstörung, Demontagen und Reparationszahlungen an die Sowjetunion (SU) (bis 1954 ca. 80 Mrd. Mark)

1946 Umwandlung von 200 Privatbetrieben in Sowjetische Aktiengesellschaften (SAG) und Volkseigene Betriebe (VEB)

1947 II. Parteitag der SED, Massenmobilisierung in „Aktivistenbewegung", Losung: „Mehr produzieren, gerechter verteilen, besser leben", „Kampf gegen Bummelantentum" (SMAD-Befehl)

1948 Ablehnung des „Marshallplans": „Versklavung Europas", danach zunehmende Ost-Integration
VEB Länderverwaltungen unterstellt (bis 1950), nach Branchen organisiert in der Vereinigung Volkseigener Betriebe (VVB) zusammengefaßt (bis 1952)
Bergmann Adolf Hennecke, Losung: „Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen"

1949 Gründung der DDR, Zentralisierung der Wirtschaft durch langfristige Wirtschaftspläne, 1. „Zweijahrplan" 1949/1950

1950 VEB zentralen Industrieministerien unterstellt
Beginn der Kollektivierung der Landwirtschaft in „Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften" (LPG), Losung: „Jugend auf die Traktoren"
Gründung der „Arbeiter- und Bauernfakultäten", Nachholen von Bildungsabschlüssen neben dem Beruf
Ostintegration: Mitglied im 1949 gegründeten „Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe" (RGW)

1951 1. „Fünfjahrplan" (1951 – 1955), Schwerpunkt: Ausbau der Grundstoffindustrie, Losung: „Aus Stahl wird Brot"
„Betriebskollektivvertrag"

1952 III. Parteitag der SED, „Den Sozialismus aufbauen“, „Wirtschaftliche Rechnungsführung“ nach Mengengrößen („Tonnenideologie“)
Auflösung der VVB
Versorgungsengpässe, Massenmobilisierung in „Nationalem Aufbauwerk“ (NAW) und „Franik-Bewegung“, strengste Sparmaßnahmen

1953 Nach Erhöhung der Arbeitsnormen und Preissteigerung Bauarbeiteraufstand vom 17. Juni 1953 in Berlin (Stalinallee)
„Hockauf-Bewegung“, Losung: „So wie wir heute arbeiten, wird morgen unser Leben sein“
Einstellung der Reparationen an SU

Aufbaujahre 1953 – 1963

1954 Verbesserung der Lebenssituation, „Industrialisierter Wohnungsbau“ (IWB)
„Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung“ (später: URANIA)

1956 2. „Fünfjahrplan“
„Bitterfelder Weg“, Losung „Greif zur Feder, Kumpel“
Förderung der Arbeiterkultur in Klub- und Kulturhäusern

1957 Aufbau der Schwerindustrie, „Kohle- und Energieprogramm“
Massenabwanderung von „Republikflüchtlingen“, ca. 60.000 monatlich, die Hälfte junge Fachkräfte

1958 V. Parteitag der SED, den „Kapitalismus überholen“, Industrieministerien in Plankommission, Neueinrichtung der VVB
Schwerpunkt: Schwermaschinenbau und Chemieproduktion, Losung: „Chemie schafft Brot, Wohlstand und Schönheit“
Aufhebung der Lebensmittelrationierung
Brigaden der sozialistischen Arbeit, „sozialistischer Wettbewerb“

1959 „Siebenjahrplan“ (1961/62 abgebrochen), Losung: „Auf sozialistische Weise arbeiten, leben und lernen“, Jugend-Brigade „Nicolai Mamai“
Forcierte Kollektivierung der Landwirtschaft nach Massenabwanderung in den Westen
Spezialausbildung zugunsten breiter Grundausbildung reduziert

1960 Wohnungsbauprogramm

1961 „Perspektivplan“ (bis 1970) nach Krise und Mauerbau („antifaschistischer Schutzwall“)
„Plan neue Technik“: Ausbau vorhandener Kapazitäten durch wissenschaftlich-technischen Fortschritt
Erhöhung der Arbeitsnormen, Losung: „In der gleichen Zeit für das gleiche Geld mehr produzieren“
Unabhängigwerden von Westimporten durch Eigenanfertigung und Austausch mit RGW-Ländern, „Störfreimachung“ der Industriellen Warenproduktion (IW)

Reformphase 1963 – 1980

1963 VI. Parteitag der SED, „Neues Ökonomisches System“ (NÖS), Dezentralisierung: Eigenverantwortung der Betriebe stärken, Rentabilität und Arbeitsproduktivität steigern durch „Prinzip der materiellen Interessiertheit“

1965 VEB wieder VVB unterstellt (bis 1969)
„Gesetz über das einheitliche sozialistische Bildungssystem“, Verstaatlichung der Weiterbildung
Jeder 4. Hochschulabsolvent ist Fernstudent
Frauenförderung durch Weiterbildung

1966 Gründung 8 neuer Industrieministerien, „Ministerium für Materialwirtschaft“
Aufschwung der „Neuererbewegung“, Losung: „Arbeite mit – plane mit – regiere mit“
„Bestenbewegung“, „Straße der Besten“ im Betrieb

1967 Kurskorrektur des NÖS durch „Ökonomisches System des Sozialismus“ (ÖSS) nach Kompetenz- und Abstimmungsproblemen zwischen Plan und Kombinaten
Bildungs- und Wissenschaftsreformen, „Ministerium für Wissenschaft und Technik“
Kampagne zur Fachqualifizierung der Partei-Kader, Folge: Dominanz der Technokraten
„Frauensonderklassen“ eingeführt

1968 Gründungswelle von Kombinaten (bis 1971) unter Günther Mittag, Konzentration der Produktion von der Produktentwicklung bis zum Kundendienst

Zentralisierung: VEB direkt Ministerien unterstellt, Auflösung des VVB
Forcierte Ersetzung von Kohle durch Öl, von Metall durch Plaste, Einführung von EDV zum Nachteil der Bedarfsgüterproduktion
Neues Familienrecht, Entlastung von Familienarbeit zur Förderung der Frauenerwerbsarbeit

1970 „Grundsätze" zur Ersetzung der Stufenqualifizierung durch betriebsnahes Qualifizierungssystem nach Bedarf

1971 VIII. Parteitag der SED, Machtwechsel: Ablösung von Walter Ulbricht durch Erich Honecker, Neue Linie: Kontinuität und Stabilität, „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik", Ziel: „Hebung des Lebensstandards auf Weltniveau", breiteres Güterangebot, Wohungsbau, Einkommenserhöhung, Preisstabilität

1972 Westintegration, DDR Mitglied der Unesco
Verstärkte Arbeitsteilung und Kooperation zwischen RGW-Ländern, „Komplexprogramm" des RGW

1973 1. weltweite Erdölkrise, Verteuerung der Importe durch Preissteigerung erhöht Abhängigkeit von Valuta
DDR UNO-Mitglied

1974 Kampf gegen Rohstoffverknappung, Losung: „Aus jeder Mark, jeder Stunde Arbeitszeit, jedem Gramm Material einen größeren Nutzeffekt"

1976 Verzerrung des Preisgefüges: Steigende Weltmarktpreise, aber Preisstabilität hochsubventionierter Grundbedarfsgüter im Inland
„Notizen zum Plan": „Bessere Auslastung der Kapazitäten"

1977 DDR modernster Industriestaat im RGW-Bereich, Ausbau der Elektronikindustrie im Alleingang gegen Exporthemmnisse durch RGW
Neues „Arbeitsgesetzbuch" (AGB)
Freistellung zum Fernstudium bei Lohnfortzahlung

1978 Gründung VEB Kombinat Mikroelektronik, Erfurt
Mehrschichtarbeit eingeführt

1979 Preissteigerungen für „höherwertigen Bedarf", Festhalten an subventioniertem Grundbedarf
Priorität: Qualifizierung im Elektronikbereich

Krisenjahre 1980 – 1989

1981 2. weltweite Ölkrise, eingeschränkte Wettbewerbsfähigkeit der DDR auf dem Weltmarkt: Vorrang der Produktion für RGW-Länder und das sozialistische Wirtschaftgebiet (SW)
Wachsender Güter- und Materialmangel, Versorgungsengpässe: Vorrang der Güter für Mikroelektronik und Landesverteidigung, „Blaulichtstrategie"
Bezirksleitung der Kombinate, Rationalisierung der Produktion und Beschäftigung, Losung: „Weniger produzieren mehr"

1982 90% der IW in Kombinaten konzentriert, Modernisierungsrückstände in Betrieben außer in Schlüsseltechnologien

1983 Drohende Zahlungsunfähigkeit als Schuldnerland: 2 Mrd.-Bürgschaft der BRD für DDR-Kredite

1984 Sinkende Aufstiegschancen der Jugend durch Weiterbildung: sinkende Teilnahme an Oberschullehrgängen von 45.000 (1969/70) auf 4.000 (1984), Rückgang der Facharbeiterabschlüsse von 45% (1965) auf 21,3% (1988)

1985 Engpässe in allen Wirtschaftsbereichen, Wirtschaftskrise in der SU
Autarkiebestrebungen: Eigenanfertigung wider chronische Material- und Lieferengpässe, Verringerung der Arbeitsteilung zwischen Kombinaten

1986 Vermehrte Investitionen in Forschung und Entwicklung, Priorität in Elektronikindustrie, Kostenaufwand übersteigt Ertragsmöglichkeiten auf Weltmarkt (bis 1990 30-Mrd.-Investitionen)

1989 Drohende Zahlungsunfähigkeit als Schuldnerland „Schürer-Bericht": Reduzierung der Verschuldung hätte Minderung des Lebensstandards um 25%-30% zur Folge

Wendenjahre 1989 – 1996

1989 Krise durch Massenflucht in Westen, Öffnung der Grenzen am 9.11.

1990 Verabschiedung des Staatsvertrages über Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion am 21.6.

Einführung der D-Mark in der DDR am 1.7.
Deutsche Einheit am 3.10. vollzogen

1991 Transformation der Wirtschaft durch Privatisierung und Auflösung der Kombinate: Übernahme der VEB in Treuhandverwaltung
Deindustrialisierung: Massenabwicklung von Arbeitskräften, Vorruhestandsregelung für über 54jährige, 24,1% der Ostdeutschen wechseln die Stelle, 15,9% sind arbeitslos

1992 Beschäftigungsrückgang in Ostdeutschland um 3,5 Mio. durch Arbeitslosigkeit, Vorruhestandregelung, Kurzarbeit, ABM-Stellen, Weiterbildung und Westpendler

1993 „Einigungsverlierer": Mehr als die Hälfte der über 55jährigen Männer und zwei Drittel der Frauen über 55 sind arbeitslos
80% der Ost-Industrien zusammengebrochen, 40% der Betriebe in Treuhandverwaltung
Beispiel Maschinenbau:
- von 1990 – 1993 verringerte sich die Nettoproduktion um 62,2%
- von 1,5 Mio. Beschäftigten der ostdeutschen Metallindustrie (1990) behielten bis 1993 nur 300.000 ihren Arbeitsplatz
- Der Beschäftigungsrückgang im Schwermaschinenbau trifft Ost und West: Insgesamt arbeiten noch 1 Mio. Beschäftigte im Maschinenbau

1996 Nach Produktivitätsrückgang allmähliche Erhöhung der Produktivität, seit 1991 Rückgang der ostdeutschen Beschäftigung um 61,8%, aber Steigerung des Umsatzes um 18,9%

Literatur

Amann, A.: „Weil, wenn einer 42 Jahre gearbeitet hat, hat er ein Recht, daß er mal ausspannen kann." Frühpensionierungsstudie in der eisenerzeugenden Industrie. In: Zeitschrift für Soziologie 6/1991

Arbeit, Mensch, Maschine. Der Weg in die Industriegesellschaft. Katalog, Graz 1987

Bartels, W.: Die Eisenzeit ist vorbei. Der Neunkirchener Hüttenweg erinnert an die große industrielle Vergangenheit. In: Frankfurter Rundschau vom 3.12.1994

Bauerkämper, A.: Von der Bodenreform zur Kollektivierung. SBZ/DDR 1945-1952. In: Kaelble, H. u.a. 1994

Belwe, K.: Arbeitskultur und Arbeitskollektiv. In: Wehling 1989

Beyer, H. (Hg.): Handbuch der DDR-Betriebe. Köln 1990

Brocke, H.: Zur Situation von FuE in den neuen Bundesländern. In: WSI-Mitteilungen 10/1990

Cornelsen, D.: Die Wirtschaft der DDR in der Honecker-Ära. In: Vierteljahresschrift zur Wirtschaftsforschung des DIW 1/1990

DDR-Lesebuch. Stalinisierung 1949 – 1955. (Hrsg. Spiltmann, I./Hellwig, G.) Köln 1991

Deppe, R./Hoß, D.: Sozialistische Rationalisierung. Leitungspolitik und Arbeitsgestaltung in der DDR. Frankfurt/M. 1980

Diewald, M.: Kollektiv, Vitamin B oder Nische? Persönliche Netzwerke in der DDR. In: Huinink/Mayer 1995

Diewald, M./Mayer, K.U. (Hg.): Zwischenbilanz der Wiedervereinigung. Strukturwandel und Mobilität im Transformationsprozeß. Leverkusen 1995

Friedrich-Ebert-Stiftung (Hg.): Der 17. Juni 1953. Reihe Bautzen Forum, 4. Leipzig 1995

Geißler, R.: Von der realsozialistischen zur sozialstaatlichen Struktur der sozialen Ungleichheit. In: Diewald/Mayer 1995

Göttler, G.: Deutsche Bräuche. Ermittlungen in Ost und West. Frankfurt/M. 1994

Gröschner, A.: Magdeburger Totengesang. Der Hammer, der auf den Amboß schlägt, war das Symbol des Maschinenbauers. SKET. In: „die tageszeitung" vom 2.1.1997

Haase, N. u.a. (Hg.): VEB Nachwuchs. Jugend in der DDR. Reinbek 1983

Heidenreich, M.: Zur Doppelstruktur planwirtschaftlichen Handelns in der DDR. In: Zeitschrift für Soziologie 6/1991

Heidenreich, M. (Hg.): Krisen, Kader, Kombinate. Kontinuität und Wandel in ostdeutschen Betrieben. Berlin 1992

Heitecker, M.: Maschinenschaden. Chaos bei der Magdeburger SKET. In: Wochenpost vom 28.5.1995

Herbert, U.: Vom Kruppianer zum Arbeitnehmer. In: Niethammer, L./Plato, A. von (Hg.): Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960. Bd 2: „Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist." Berlin/Bonn 1995

Herbst, A./Ranke, W./Winkler, J. (Hg.): So funktionierte die DDR. Lexikon der Organisationen und Institutionen. Bd. 1+2. Reinbek 1994

Herzberg, W.: Ich bin doch wer. Arbeiter und Arbeiterinnen des VEB Berliner Glühlampenwerk erzählen ihr Leben 1900 – 1980. Protokolle aus der DDR. Darmstadt/Neuwied 1987

Hoerning, E.: Vertikale Mobilität in der DDR. In: Bios 2/1994

Hofmann, M./Rink, D.: Die Auflösung des ostdeutschen Arbeitermilieus. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament" 26-27/1993

Huinink, J./Mayer, K.U. u.a.: Kollektiv und Eigensinn. Lebensverläufe in der DDR und danach. Berlin 1995

Huinink, J./Mayer, K.U./Trappe, U.: Staatliche Lenkung und individuelle Karrierechancen. Bildungs- und Berufsverläufe. In: Huinink/Mayer u.a. 1995

Kaelble, H./Kocka, J./Zwahr, H.: Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart 1994

Kleßmann, Ch.: Die „Verstaatlichte Arbeiterbewegung“ In: Frankfurter Rundschau vom 27.2.1995

Kohli, U.: Die DDR als Arbeitsgesellschaft? Arbeit, Lebenslauf und soziale Differenzierung. In: Kaelble u.a. 1994

Lange, L.: Kollektiv, wo bist du hin? In: Die Zeit vom 5.11.1993

Leguin, Y./Metral, J.: Auf der Suche nach einem kollektiven Gedächtnis. Die Rentner der Metallindustrie von Givors. In: Niethammer, L.: Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Frankfurt/M. 1980

Lötsch, M.: Die Hofierung der Arbeiterklasse war nicht wirkungslos. In: Frankfurter Rundschau vom 14.11.1990

Lüdtke, A. (Hg.): Alltagsgeschichte. Frankfurt/M. 1989

Lüdtke, A.: „Helden der Arbeit“ – Mühen beim Arbeiten. Zur mißmutigen Loyalität von Industriearbeitern in der DDR. In: Kaelble u.a. 1994

Mayer, K.U./Solga, H.: Mobilität und Legitimität. Zum Vergleich der Chancenstrukturen in der alten BRD oder: Haben Mobilitätschancen zu Stabilität und Zusammenbruch der DDR beigetragen? Arbeitsbericht 3. Berlin 1993

Merkel, W./Wahl, St.: Das geplünderte Deutschland. Schriften des Instituts für Wirtschaft und Gesellschaft. Bonn 1991

Niethammer, L.: Annäherung an den Wandel. Auf der Suche nach der volkseigenen Erfahrung in der Industrieprovinz der DDR. In: Lüdtke 1989

Pirker, Th./Lepsius, M.R./Weinert, R./Hertle, H.-H.: Der Plan als Befehl und Fiktion. Wirtschaftsführung in der DDR. Opladen 1995

Protokoll aus dem Schalck-Ausschuß. Günter Mittag: „Die Sowjetunion war schon 1981 bankrott.“ In: Wochenpost vom 11.3.1993

Roesler, J.: Die Produktionsbrigaden in der Industrie der DDR. Zentrum der Arbeitswelt? In: Kaelble u.a. 1994

Rottenburg, R.: „Der Sozialismus braucht den ganzen Menschen.“ Zum Verhältnis vertraglicher und nichtvertraglicher Beziehungen in einem VEB. In: Zeitschrift für Soziologie 4/1991

Schlegelmilch, C.: Zwischen Kollektiv und Individualisierung. Gemeinschaftserfahrungen im Umbruch. In: Gensior, S. (Hg.): Vergesellschaftung und Frauenarbeit. Ost-West-Vergleiche. Berlin 1995

Schmidt, F.: Begriff und Realität der Arbeit in der ehemaligen DDR. In: Frankfurter Rundschau vom 22.10.1995

Schmidt, W.: Metamorphosen des Betriebskollektivs. In: Soziale Welt 46/1995

Siebert, H.: Erwachsenenbildung in der BRD – Alte Bundesländer und neue Bundesländer. In: Tippelt, R. (Hg.): Handbuch Erwachsenenbildung/Weiterbildung. Opladen 1994

Szydlik, M.: Arbeitseinkommen und Arbeitsstrukturen. Eine Analyse für die BRD und die DDR. In: KZfSS 44/1992

Tenfelde, K.: Bilder von Krupp. Fotographie und Geschichte im Industriezeitalter. München 1994

Wehling, H.-G. u.a.: Politische Kultur in der DDR. Stuttgart u.a. 1989

Zimmermann, H.: Überlegungen zur Geschichte der Kader und der Kaderpolitik in der SBZ/DDR. In: Kaelble u.a. 1994

Erinnerungs-werkstatt











Soziale Welten im Frauenalltag

Der Frauenalltag ist durch gegensätzliche soziale Welten strukturiert. Anders als der Stadtteil, ein Betrieb oder eine Organisation, sind Frauenwelten nicht festumrissene räumliche Einheiten, die durch einen organisatorischen Kern zusammengehalten und durch klar definierte Grenzen bestimmt wären. Soziale Welten im Frauenalltag existieren nur im Plural: Sie sind durch den Wechsel zwischen Familie und Beruf, zwischen privatem und öffentlichem Bereich charakterisiert. Jede der den Frauenalltag prägenden sozialen Welten folgt anderen Zeitmustern, fordert ein anderes Arbeitsvermögen und Rollenrepertoire, bildet andere Wissensbestände und Regeln aus, die sich mit der neuzeitlichen Trennung von Familie und Beruf in vereinseitigter Form gegenläufig entwickelt haben.

Die Formierung des Frauenalltags in seiner heutigen Gestalt, der „doppelten Vergesellschaftung" in den sozialen Welten von Familie und Beruf, ist neu. Die damit verbundenen Vereinbarkeitsprobleme im Alltag wurden in Ost- und Westdeutschland nach der getrennten Staatsgründung zunehmend anders gelöst. Sie hingen von system- und epochenspezifischen Lebensbedingungen im jeweiligen System ab, die den propagierten Frauenleitbildern das Maß vorgaben.

Das Wechselbad der Leitbilder in den letzten 50 Jahren mutete den älteren Frauen in Ost und West einiges zu:

- Um das Arbeitslosenproblem der 30er Jahre zu bewältigen, schickten die Nationalsozialisten Frauen zurück in die Familie, vertrieben sie durch massive Propaganda gegen Doppelverdiener aus dem Berufsleben, förderten durch Ehestandsdarlehen und Mutterschaftsauszeichnungen für Kinderreiche das „Heimchen am Herd". Frauen waren aufgefordert, Kinder „für Führer und Volk" zu gebären. Doch mit Kriegsbeginn kehrte sich das Frauenleitbild nahezu um, mußten die Frauen an die „Arbeitsfront", nachdem die Männer in den Krieg gezogen waren. Mit Pflichtjahr und Arbeitsdienst wurden sie faktisch zwangsrekrutiert, um Schwerstarbeit zu leisten.
- Nach 1945 setzte sich die Schwerarbeit in dem völlig zerstörten Trümmerland fort, weil Frauen in allen bisher Männern vorbehaltenen Wirtschafts- und Arbeitsbereichen als Arbeitskraft gehandelt wurden: Sie enttrümmerten Städte, arbeiteten auf dem Bau und mußten die Familie alleine „durchbringen". Das Überleben hing von ihrem Arbeitseinsatz ab. Politisch und publizistisch wurde deshalb das Hohelied der heldenhaften Trümmerfrauen angestimmt.
- Ein neues Leitbild kam in den 50er Jahren mit der Rückkehr der aus Krieg oder Gefangenschaft heimkehrenden Männer auf. Doch gingen die Frauen angesichts der harten Lebens- und Arbeitsbedingungen freiwillig in die

Familien zurück. Der Frauenüberschuß als Kriegsfolge machte Ehe und Familie zu einem erstrebenswerten Ziel. Die Frauen in Ost und West waren froh, endlich wieder einen Mann an ihrer Seite zu haben und die Arbeit auf zwei Schultern verteilen zu können.

- Mit den 60er Jahren veränderte sich die Lage der Frauen grundlegend als Folge eines kontinuierlichen Wirtschaftswachstums und der Vollbeschäftigung im Westen und dem durch Massenflucht und Mauerbau hervorgerufenen chronischen Arbeitskräftemangel im Osten: Sie waren als billige Massenarbeitskräfte im Erwerbsleben zunehmend gefragt. Die staatliche Förderung der Frauenerwerbsarbeit verlief im Westen jedoch anders als im Osten: Weil der Ausbau der Kinderbetreuungseinrichtungen nur mühsam vorankam, setzte sich das Drei-Phasen-Modell durch, das Frauen nach einer Familienphase zur Berufsrückkehr aufforderte. Andere, die auf einen kontinuierlichen Zuverdienst angewiesen waren, nahmen wenn möglich eine Halbtagstätigkeit auf. Chronischer Mangel an Arbeitskräften erzwang hingegen in Ostdeutschland von vornherein die konsequente Integration der Frauen in das Berufsleben, die durch den massiven Ausbau von Kinderbetreuungseinrichtungen entlastet wurden.
- In den 70er Jahren wurde durch umfassende Bildungsreformen nun auch die Höherqualifizierung der Frauen vorangetrieben, die bislang weitgehend auf unqualifizierte Tätigkeiten in Ost und West beschränkt waren. Stärker als im Westen erschlossen sich den Frauen im Osten Berufsbereiche, die bisher als „Männerberufe" galten. Dennoch kamen im Osten wie im Westen trotz der Aufstiegsqualifizierung vieler Frauen deren Chancen, in Leitungsfunktionen tätig zu werden, nicht voran.
- Als Folge der krisenhaften Wirtschaftsentwicklung seit den 80er Jahren wurde der Aufbruch der Frauen im Beruf in Ost wie West deutlich gebremst. Die im Westen propagierte „neue Mütterlichkeit" konnte sich nicht gegen die weiterhin zunehmende Berufsteilnahme der Frauen durchsetzen. Statt dessen wurden Frauen wieder verstärkt in unqualifizierte und sozial ungesicherte Arbeitsverhältnisse abgedrängt, nachdem die Massenarbeitslosigkeit zunahm.
- Seit der Wende sind nun auch die Frauen in Ostdeutschland dem harten „Westwind" auf dem Arbeitsmarkt der 90er Jahre ausgesetzt. Doch hält die Mehrheit der erwerbstätigen Frauen und Mütter in Ostdeutschland weiterhin am Leitbild der erwerbstätigen Frau fest, obwohl ihnen mit der Wiedervereinigung die bis dahin selbstverständlichen staatlichen Stütz- und Fördermaßnahmen im Familienbereich abhanden kamen.

Zu fragen ist deshalb: Wie haben die Frauen die Leitbildwechsel im Zuge der Vereinbarkeitsproblematik in Ost und West bewältigt? Welche Gemeinsamkeiten, welche Unterschiede bestimmten das Los der Frauen in der DDR bzw. in der BRD bei dem Versuch, die unterschiedlichen sozialen Welten im Frau-

enalltag zu vereinbaren? Welche Förderungen erfuhren sie dabei, welche Verhinderungen zeichneten sich ab, Beruf und Familie in Einklang zu bringen?

Grundlegender noch ist zu fragen: Wie haben die Frauen die mit dem System- und Leitbildwechsel verbundenen Umorientierungen im Alltag bewältigt? Gibt es nicht Grenzen der Anpassung an den Wertewandel, die nicht unterschritten werden dürfen, wenn der soziale Zusammenhalt gewahrt werden soll?

Der Frauenalltag verwirklicht sich, so war zu sehen, an der Schnittstelle zwischen Lebenszeit und Zeitgeschichte, die einen epochenübergreifenden Einfluß auf die Lebenschancen und -zumutungen im Frauenalltag nimmt. Der Frauenalltag ist eine Zwischenkategorie, mit der die das Frauenleben prägenden sozialen Welten in ihrer raum-zeitlichen Organisation zu fassen sind. In ihm überdauern einerseits Frauenleitbilder der Vergangenheit, die weiterwirken als Orientierungsmuster in Gebräuchen, in Wissensbeständen und Regeln des Zusammenlebens. Auf ihn wirken andererseits in die Zukunft projizierte Lebensentwürfe der Frauen ein. Doch vollzieht sich der Alltag stets in der gegen Veränderungen widerständigen Gegenwart. In ihm bilden sich Gewohnheiten und Handlungsroutinen aus, die sich langsamer verändern als die durch technischen und sozialen Wandel bestimmten Systemerfordernisse und Leitbilder. Vor allem die generationsspezifisch überdauernden Orientierungen, die im Alltag handlungsleitend sind, setzen den systemspezifischen Veränderungen einen Widerstand entgegen. „Was jede kennt", die alltäglichen Selbstverständlichkeiten im Frauenalltag, waren in Ost- und Westdeutschland wesentlich voneinander unterschieden.

Den Wandel des Frauenalltags in den letzten 50 Jahren in Ost und West zu untersuchen war das Ziel der an den Volkshochschulen von Wismar und Bremen verwirklichten Erinnerungswerkstätten. Im Unterschied zu den anderen Werkstätten des Projekts „Spurensicherung" waren die Erinnerungswerkstätten zum Frauenalltag von vornherein als Dialogprojekt zwischen Ost und West angelegt: Das Verständnis füreinander durch Verständigung über den Frauenalltag zu fördern war sein Ziel.

Das Konzept „Lebensstationen im Frauenalltag“

Nicht nur die getrennten Systeme von BRD und DDR konkurrierten um die Lösung des Vereinbarkeitsproblems der Frauen zwischen Beruf und Familie. Auch nach der Vereinigung setzte sich in einschlägigen Debatten die Konkurrenz unter ost- und westdeutschen Frauen darüber fort, in welchem der Systeme die Gleichstellung der Frauen weiter forgeschritten war. Während die Ost-Frauen zu Recht geltend machen, daß nur in der DDR die berufliche Integration umfassend verwirklicht worden sei, halten die West-Frauen dagegen, nur im Westen sei das zentrale Problem der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern radikal angegangen worden.

Unbestreitbar sind die unterschiedlichen Ausgangsbedingungen des Gleichstellungsanspruchs der Frauen in Ost und West: Während in der DDR der Staat „von oben“ die Gleichstellung der Geschlechter in der Verfassung verankerte und Schritt für Schritt in der Familien- und Arbeitsgesetzgebung konkretisierte, ging der Impuls zur Gleichstellung in der BRD eindeutig „von unten“, von der Basis der Frauenbewegung seit den 70er Jahren aus. Mit erheblichem Zeitverzug zum Osten fanden die Gleichstellungsforderungen auch einen politischen Niederschlag in Gesetzesregelungen und Institutionen der BRD.

Mit den unterschiedlichen Ausgangslagen gingen Weichenstellungen einher, die auf Frauenemanzipationsstrategien einen je anderen Einfluß nahmen: Die Gleichstellungspolitik der DDR ging vom Produktionsbereich aus, in den die Frauen verspätet, aber umfassend integriert worden sind, ohne ihre Zuständigkeit für den Familienbereich in Frage zu stellen. Umgekehrt setzte der Kampf um Gleichberechtigung im Westen im Vorfeld der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern, im Reproduktionsbereich, an. Unter dem Motto „Das Private ist politisch“ machten die Fraueninitiativen die bisher verborgene Seite der Ungleichbehandlung von Frauen im Familienbereich sichtbar, die bisher aus der Politik ausgeklammert blieb.

Bis heute setzen sich die unproduktiven Debatten unter Frauen aus Ost und West fort, die auf Konkurrenz, nicht auf Verständnis der unterschiedlichen Lebensbedingungen angelegt sind. Sie führen damit die Systemlogik auch nach der Vereinigung fort, die ihre Legitimation aus den Schwächen „der anderen“ bezog, nicht aber auf Verständigung aus war.

Es lag deshalb nahe, mit dem Projekt „Spurensicherung“ eine verständigungsorientierte Perspektive im Dialog zwischen Ost- und West-Frauen einzuschlagen. Geplant war deshalb, die Spurensuche mit kreativen Mitteln aufzunehmen, um den vergangenen Alltag in Ost und West sinnlich und nicht bloß verbal faßbar zu machen. Damit war die Idee einer Wanderausstellung zum Frauenalltag geboren, in der die vergangene Wirklichkeit vergegenständlicht und gestaltet werden sollte, um sich ein Bild von der jeweiligen Andersartigkeit des Frauenalltags machen zu können. Es ging um die Veranschauli-

chung der anderen Wirklichkeit mit kreativen Mitteln. Grundlage der Ausstellung sollten Erzählungen statt Argumentation, Erinnerungen statt Analyse des Frauenalltags sein.

Die Wanderausstellung: Einsicht durch neue Ansichten

In einer Ausstellung zur Alltagsgeschichte manifestiert sich Erfahrung durch Vergegenständlichung. Gesammelte Fundstücke der Vergangenheit werden mit Erfahrungsberichten zusammengebracht, die bei den Betrachterinnen eine tiefere Schicht der Erkenntnis ansprechen können als die ausschließlich sprachvermittelte Information. In ihrer vergegenständlichten Gestalt lösen Alltagsdinge und Dokumente aus einer anderen Zeit zugleich Erinnerungen und Assoziationen aus dem selbsterlebten Alltag aus, die zu einem vergleichenden Sehen anregen. Der von der Alltagsnähe der Objekte ausgehende Vergleich kann die Schablonen ideologischer Raster aufbrechen, die sonst den Blick auf eine fremde Welt verstellen. Er erlaubt ein differenzierteres Urteil über Ähnlichkeit und Differenz durch eine Annäherung über konkrete Unterschiede im Alltag der Vergangenheit.

Eine Ausstellung kann deshalb im besten Sinne eine Spurensuche anstoßen, die einer ausgelegten Fährte folgt. Ihre Wahrheit liegt im Detail, muß von den Betrachterinnen deutend angeeignet werden und verlangt eben darum von vornherein eine aktive Haltung, den nur unvollständig und ausschnitthaft wiedergegebenen Zusammenhang verstehen zu wollen. Ohne aktive Verständnisbereitschaft zerfallen Ausstellungsstücke zu Fragmenten, verliert sich der Zusammenhang im Detail.

Sinnliche Wahrnehmung ist strukturell der diskursiven Verständigung stets voraus: Sie läßt im intuitiven Akt „auf einen Blick" begreifen, was sprachlich per se nur „nach und nach" erfaßt werden kann. Freilich reicht intuitives Erkennen durch Anschauung nicht aus, um ein umfassendes Verständnis einer fremden Welt zu gewinnen. Zu der Wahrnehmung muß die Deutung hinzukommen, um eine vergangene Wirklichkeit zu verstehen. Dinge und Dokumente sind stets vieldeutig und bedürfen einer aneignenden Interpretation, die von den Wissens- und Erfahrungsbeständen der Betrachtenden abhängig ist: Wir sehen nur das, was wir wissen.

Schon deshalb ist ein Dialog nötig, um einseitige Ansichten zu erweitern, indem die Vielfalt der Deutungsmöglichkeiten miteinander konfrontiert und hierdurch vereinseitigte Sichtweisen ergänzt, bereichert und erweitert werden. Subjektive Zugangsweisen sind jedoch keineswegs nur zufällig und willkürlich. Sie finden ihre Grenzen in der objektiven, zeitspezifischen Sinnstruktur der Anschauungsobjekte selbst. Diese sind immer auch Dokument, das Auskunft über eine vergangene Wirklichkeit gibt, über seine Funktion, seine Herstellung und seine Bedeutung in der Vergangenheit.

Nicht eine archivalische Sicht auf den Alltag der Frauen ist gefragt, sondern die Binnensicht der Frauen, wie diese ihren Alltag bewältigt haben. Mit dem Ausstellungskonzept ist beabsichtigt, den starren Fremdbildern auf seiten der Betrachterinnen Einsichten durch neue Ansichten entgegenzusetzen, die eingefahrene Vorurteile überwinden helfen könnten.

Seitens der Produzentinnen der Ausstellung kommt die Aufgabe hinzu, sich nicht nur mit dem gelebten Leben im Frauenalltag auseinanderzusetzen, sondern diesen auch anderen verständlich zu machen und zu „vergegenwärtigen", indem ihm eine nachvollziehbare Gestalt gegeben wird.

Um Erfahrungen zu vermitteln, müssen diese zunächst bewußt rekonstruiert werden. Ihnen muß eine anschauliche Ordnung gegeben werden, damit der Zusammenhang in der Vielfalt nachvollzogen werden kann und der Ausschnitt in seinem Kontext faßbar wird. Erfahrungen aus dem Frauenalltag der Vergangenheit zu präsentieren setzt die vorgängige Auswahl, was wichtig und was unwichtig ist, voraus. Die Präsentation macht Entscheidungen erforderlich, welches Konzept der Gesamtdarstellung zugrundeliegen soll und wie die Ausstellung sinnvoll in ihrem Ablauf gegliedert werden kann.

Die für eine Ausstellung nötigen reflexiven Akte der Rekonstruktion, der Auswahl, der Gliederung und Kontexterzeugung setzen bereits eine innere Distanzierung gegenüber dem gelebten Leben voraus. Erst recht verlangt die beabsichtigte Präsentation in der Öffentlichkeit, daß man sich von den in Dokumenten vergegenständlichten Erfahrungen trennen können muß. Sie sind nicht mehr exklusiver Teil „meiner Lebensgeschichte", sobald sie anderen mitgeteilt und der Öffentlichkeit präsentiert werden. In einer Ausstellung sind sie der deutenden Aneignung anderer preisgegeben. Eben die Selbstdistanzierung von dem gelebten Leben und den eigenen Erfahrungsbeständen fällt vielen schwer.

Mit der Ausstellung wird nicht nur angestrebt, die Kreativität der Macherinnen freizusetzen, um Verständigungsanlässe zwischen Ost und West zu schaffen. Als ebenso wichtig ist die soziale Gruppenbildung selbst durch die gemeinschaftsstiftende Praxis in der Erinnerungswerkstatt anzusehen. Aus der Identifikation mit der gemeinsamen Aufgabe, anderen die eigene Geschichte zu vermitteln, resultiert schließlich die Identifikation mit der Gruppe und dem gemeinsamen Werk, die, weit über die bloße Selbstbespiegelung hinausgehend, ungeahnte Kräfte freisetzen kann.

Lebensphasen: Das Leben als Verlauf

Das didaktische Konzept für den Ablauf der Erinnerungswerkstätten entwikkelte sich in mehreren Etappen im Dialog mit den Werkstattleiterinnen der Volkshochschulen von Bremen und Wismar. Vorgesehen war eine zweiphasige Verwirklichung, die mit der Erinnerungswerkstatt begann und in der Wanderausstellung mündete.

In einer ersten Phase sollte eine kritische Auseinandersetzung der zwischen 1920 und 1940 geborenen Frauen mit ihrem vergangenen Frauenalltag erfolgen. Dabei ging es nicht nur um eine biographische Selbstvergewisserung, sondern auch darum, die objektiven Lebensbedingungen im Frauenalltag zu rekonstruieren und zu reflektieren, welche Bewältigungsmuster die Frauen entwickelt haben, um ihr Leben zu meistern.

Erst in einer zweiten Phase war die kreative Umsetzung der biographischen Erfahrungen im Frauenalltag geplant, die in der Wanderausstellung zusammengefaßt werden sollten. Beabsichtigt war, die Ausstellung mit einem Austausch der Erinnerungswerkstätten in Ost und West zu verbinden. Die Ausstellung sollte Anschauungsobjekt und Gesprächsanlaß während der Dialogtreffen sein, unter Umständen aber auch einer erweiterten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Die folgenden Leitfragen waren als Ausgangspunkt der Zeitreise in die Vergangenheit vorangestellt:

- Von welchen Hoffnungen und Wünschen gingen die Frauen aus, und was ist aus diesen im Lebensalltag geworden?
- Welche generationsspezifischen Lebensbedingungen prägten den Frauenalltag objektiv? Welche vorgegebenen Grenzen schränkten die Lebensziele ein? Welche neuen Lebenschancen eröffneten sich den Frauen „zu ihrer Zeit"? Was haben sie objektiv geleistet?
- Woran möchten die älteren Frauen keineswegs mehr erinnert werden, was wollen sie vergessen? Worauf sind sie stolz? Und was möchten sie an die jüngere Generation weitergeben?
- Worin unterschied sich der Frauenalltag in Ost und West? Welchen Leitbildern folgten die Frauen, und welche Orientierungen überdauerten bis heute?
- Welche Fremdbilder und Erwartungen verbinden sie mit den Frauen aus dem „anderen deutschen Staat"? Welche Fragen haben sie an die anderen?
- Welche Befürchtungen und Hoffnungen verbinden die älteren Frauen in Ost und West mit der Zukunft?

Das Konzept der Lebensstationen als Gliederungsprinzip für den Ablauf der Erinnerungswerkstätten entwickelte sich sukzessiv und wurde mehrfach modifiziert. Nach aller Erfahrung reicht es nicht aus, die Frauen aufzufordern, „aus ihrem Leben zu erzählen", wenn etwas aus der Geschichte gelernt werden soll. Ohne systematische Rahmung und Gliederung der Erzählanlässe beschränkt sich der biographische Rückblick auf zu Anekdoten geronnene Versatzstücke der Lebensgeschichte, die weder der Selbstvergewisserung dienen noch einen reflektierten Einblick in die Geschichte erlauben. Die Entscheidung für einen erzählgenerierenden Rahmen ist deshalb in der biographischen Bildungsarbeit unerläßlich.

1. In einem ersten Entwurf war daran gedacht, einer strikt historisch-chronologischen Ablauflogik zu folgen und Schlüsseldaten der Zeitgeschichte mit Daten aus dem Frauenalltag zu verbinden (vgl. Anhang S. 270). Doch zeigte sich sehr bald, daß die Werkstattleiterinnen sich nicht auf eine Zeitleiste geschichtlicher Schlüsseldaten einigen konnten, daß vielmehr im jeweils anderen Deutschland andere historische Ereignisse und Epochengliederungen für wichtig erachtet wurden. Charakteristisch war für die Entwicklung unterschiedlicher Geschichtsbilder in Ost und West, daß bis zur Staatsgründung der BRD bzw. der DDR relativ ähnliche Lebensbedingungen im Frauenalltag vorherrschten, obgleich die Weichen für eine unterschiedliche Entwicklung bereits politisch gestellt waren. Erst in der Phase des Kalten Krieges begannen Feindbilder auf beiden Seiten zu wirken, setzte die Abgrenzung voneinander ein. Mit der endgültigen Trennung durch den Mauerbau 1961 wurde der Bruch zwischen den Geschichtsbildern – und nicht nur im Alltag – manifest. Dieselben Großereignisse lösten völlig unterschiedliche Bewertungen aus: Dazu zählen der Mauerbau 1961, Prag 1968, die Kuba-Krise, das KSZE-Gipfeltreffen, die Ausbürgerung Biermanns, die Glasnost-Politik Gorbatschows und nicht zuletzt der Fall der Mauer.
Hinzu kam, daß zunehmend andere Daten aus dem Einflußbereich der Blockmächte das Geschichtsbild in Ost wie in West prägten, die für die andere Seite von geringerer Bedeutung waren, so z.B. die Mondlandung im Westen oder der Start des ersten Kosmonauten im Osten.
2. Auch ein alternativer, alltagsbezogener Entwurf, der die zentralen Handlungsfelder im Frauenalltag zum Ausgangspunkt machen und nacheinander die Felder Haushalt, Familie, Beruf etc. als Erzählanreiz behandeln sollte, wurde verworfen. Dem strikt alltagsgeschichtlichen Zugang stand die einen Vergleich erschwerende altersheterogene Zusammensetzung der Frauengruppe entgegen (vgl. Anhang S. 271).
3. Schließlich einigte man sich auf einen von der Bremer Werkstatt entwikkelten Vorschlag, der von den Lebensphasen im Frauenleben ausging und auf eine zeitgeschichtliche Zugangsweise verzichtete (vgl. Anhang S. 273). Nachdem sich abzeichnete, daß die alters- und lebensphasenspezifischen Erfahrungen der Frauen gegenüber den historischen Schlüsselerfahrungen dominierten, entschied sich die Projektgruppe für einen im engeren Sinne biographischen Zugang. Er bot den Vorteil, daß die Frauen selbst entscheiden konnten, welche historischen Ereignisse für ihre Alltagserfahrung von Bedeutung gewesen sind. Damit war die Entscheidung gefallen, die Phasen im Lebensverlauf als Thematisierungsperspektive vorzugeben und den Ablauf der Werkstätten an den Lebensstationen zu orientieren. Sie eröffneten überdies einen sicheren thematischen Rahmen für den Ablauf, den die Frauen nach Interesse gewichten und in seinen Schwerpunkten ausweiten konnten.

Ablauf der Werkstatt an der VHS Bremen

Kooperation schafft Kooperation: Die Entscheidung für die VHS Bremen als westdeutschen Standort des geplanten Dialogprojekts zum Frauenalltag in Ost und West kommt aufgrund bereits bestehender Kooperationskontakte zu dem von Renate Kösling geleiteten Fachbereich „Für Ältere" zustande. Mit erheblichem Engagement setzte diese sich für das Zustandekommen der Erinnerungswerkstatt ein. Sie schuf in Eigeninitiative die finanziellen, organisatorischen und personellen Voraussetzungen, um das mit der VHS Wismar geplante Austauschtreffen zu verwirklichen, für das im Projekt „Spurensicherung" keinerlei Mittel vorgesehen waren.

Weniger Probleme bereitet die Gewinnung der Werkstattleiterinnen, Dagmar Koch-Zadi und Almut Straßburg-Grönzin, die seit vielen Jahren gemeinsam Gesprächskreise für ältere Frauen an der VHS Bremen durchgeführt haben. Sie lassen sich spontan auf das Wagnis eines deutsch-deutschen Dialogprojekts ein. Beide brachten eine Doppelqualifikation mit, die dem kreativen Ansatz der Werkstatt zugute kam: Die studierte Theologin und Pädagogin Dagmar Koch-Zadi und die Lehrerin und Literaturwissenschaftlerin Almut Straßburg-Grönzin entwickelten gemeinsam das Konzept der „Lebensstationen", das eine Verzeitlichung der Biographien entlang der Lebensphasen vorsah. Zunächst waren zehn dreistündige Werkstatt-Treffen am Vormittag vereinbart worden, die bei Interesse fortgesetzt werden sollten und schließlich auch bis heute fortgeführt wurden.

Nur schleppend lief indessen die Gewinnung der Adressatinnen an. Nach der folgenden Ankündigung in der Tagespresse und in der VHS-Broschüre kommt nicht die erwartete Anzahl von Teilnehmerinnen zustande:

Der Alltag ist scheinbar das, „was jede/r kennt" – ist für Frauen etwas anderes als für Männer und gestaltet sich anders in Ost und West. Was hat sich verändert im Frauenalltag der letzten 50 Jahre? Wie haben wir gelebt und gearbeitet?

Frauen zwischen 50 und 60 sind eingeladen, sich in dieser Werkstatt erinnernd auf Spurensuche zu begeben. Dabei geht es nicht um trockene Quellen- und Archivforschung. Vielmehr sind Erinnerungen, Spuren und Fundstükke aus dem Frauenalltag in Bremen nach 1945 gefragt. Diese werden erzählt und aufgeschrieben, bebildert und kreativ gestaltet in einer Wanderausstellung zusammengetragen und mit der Partner-Volkhochschule Wismar – wo Gleiches geschieht – ausgetauscht.

Die Gruppengröße der Erinnerungswerkstatt war auf 20 Teilnehmerinnen festgelegt. Aller Erfahrung nach ist eine hohe Teilnehmerinnenanzahl in der Bildungsarbeit mit Älteren nötig, um arbeitsfähige Gruppen zu bilden. We-

gen der mit dem Älterwerden zunehmenden Störanfälligkeit der Teilnahme und der schwankenden Gruppengröße ist die Gruppenstärke hoch anzusetzen. Über die persönliche und schriftliche Ansprache von Frauen, die bereits an vorausgegangenen Gesprächskreisen teilgenommen hatten, wurde schließlich das Gruppensoll doch noch erreicht.

Anders als in Wismar ist die Altersdifferenz zwischen der Ältesten, einer Frau von 86 Jahren, und der Jüngsten in der Gruppe, einer 37jährigen, sehr hoch. Doch gehört die Mehrheit der Frauen der Altersklasse zwischen 50 und 65 Jahren an. Die Arbeit mit der altersheterogenen Gruppe mindert zwar die Vergleichbarkeit der Generationserfahrungen, doch regt sie zugleich den intergenerationellen Austausch über Differenzerfahrungen an. Die Heterogenität des Lebensalters der Teilnehmerinnen gibt den Ausschlag, sich für das lebensphasenbezogene Konzept der Erinnerungswerkstatt zu entscheiden. Alle Frauen sind berufstätig gewesen und verfügen insofern über vergleichbare Erfahrungen im Frauenalltag zwischen Familie und Beruf. Trotz nicht geringer Anlaufschwierigkeiten bei der Gewinnung der älteren Teilnehmerinnen kann im Frühjahr 1996 ein Wochenendseminar als Impulsveranstaltung zum Auftakt der geplanten Erinnerungswerkstätten verwirklicht werden.

Wider Erwarten erweist sich anfangs das Thema des Ost-West-Dialogs als Stolperstein für die Teilnahmebereitschaft. Nicht wenige der Frauen zeigen keinerlei Interesse an einem Austausch mit den ostdeutschen Frauen. Die Gründe dafür sind unterschiedlich: Einige verbinden mit dem Thema bittere Erfahrungen der Flucht aus dem Osten in der Nachkriegszeit, andere wollen die Vergangenheit „auf sich beruhen lassen", wieder anderen fehlt jede Erfahrung mit dem anderen Deutschland und somit die Motivation zu einer Auseinandersetzung.

Erst nachdem die Frauen an der Impulsveranstaltung teilgenommen haben, bricht das Eis und nimmt das Interesse an den anderen Biographien der Schwestern aus dem Osten zu. Das Wochenendseminar in Bremen macht mit der biographischen Zugangsweise und dem Konzept der Lebensstationen behutsam vertraut, so daß sich nahezu alle Frauen zu einer Teilnahme an der Erinnerungswerkstatt entschließen.

Seit dem Frühsommer tagt die Werkstattgruppe einmal pro Woche zwischen 16 Uhr und 19 Uhr. Anders als geplant, lösen sich der erzählende Rückblick auf ihr Leben entlang der Lebensstationen und die im Vorgriff auf die Ausstellung geplante kreative Umsetzung ihrer Alltagserfahrungen im Wochenrhythmus ab. Der rotierende Wechsel zwischen Reflexion und Praxis bringt es mit sich, daß die Frauen von Anfang an den Dialogcharakter ihrer biographischen Selbstvergewisserung realisieren: Wie stellen wir anderen unser Leben dar? Was ist wirklich wichtig gewesen? Wie können wir unseren Alltag anschaulich präsentieren? Kreativität und Verbindlichkeit ihrer Arbeit nehmen mit der rekonstruktiven Sicht auf ihr Leben zu und lassen die in Ge-

sprächskreisen verbreitete endlose, weil ziellose Selbstbespiegelung weit hinter sich.

Kennzeichnend ist, daß die älteren Frauen über die intensiven Werkstatttreffen hinaus zu selbstorganisierten Arbeitsgruppen im privaten Kreis zusammenfinden, um ihre Teilprojekte für die Ausstellung gemeinsam zu verwirklichen. Ein Nebeneffekt ist, daß sich dabei die Frauen auch persönlich näherkommen und sich intensive Arbeitsgemeinschaften entwickeln.

Dennoch kommt es in einigen der selbstorganisierten Kleingruppen zum Konflikt bei dem Versuch einer Festlegung, welche Teile ihres Lebens der Öffentlichkeit präsentiert werden sollen und was Privatsache ist und deshalb „niemanden etwas angeht". Aber gerade die Auseinandersetzung muß als wichtiger Teil des Lernprozesses und nicht als zu vermeidendes Scheitern der Bildungsziele gewertet werden.

Die Mehrheit der beteiligten Frauen gehört einer Frauengeneration an, die mit der Devise aufgewachsen ist, daß das Privatleben ein von der Öffentlichkeit abgeschirmter Bereich sei. Damit kehrte man nicht nur alle innerfamiliären Probleme als Privatsache „unter den Teppich". Zugleich blieb auch die Leistung der Frauen im Familienleben quasi unsichtbar, und ihrer Lebensarbeit wurde die nötige Anerkennung vorenthalten.

Das Sichtbarmachen des unsichtbaren Frauenalltags fällt deshalb vielen Frauen zunächst schwer. Zwar war ihnen von vornherein die Anonymisierung ihrer Beiträge in der Ausstellung und in der angekündigten Dokumentation zugesichert worden. Doch reicht das einigen Frauen nicht aus, die zwar zu einer emotional tiefgehenden Selbstverständigung in der Gruppe bereit sind, nicht aber ihr Leben den Augen einer fremden Öffentlichkeit preisgeben wollen.

Zwar sind die Frauen bereit, persönliche Fundstücke aus der Vergangenheit zu sammeln und während der Werkstatt-Treffen anhand dieser „Reliquien" oder „Fetische" biographisch bedeutsame Erlebnisse zu erinnern. Doch lehnen sie die Ausstellung ihrer mit sehr persönlichen Erinnerungen verbundenen Fundstücke in einer anonymen Öffentlichkeit ab. Das „Bilderverbot", das mit der Vorstellung einhergeht, mit der Sache könnte man sich auch der Person bemächtigen, darf nicht als überholter Aberglaube bagatellisiert werden. Im Zeitalter der Talkshows, in denen es scheinbar keine Tabus der persönlichen Selbstpreisgabe mehr gibt, könnte dies eine wichtige Vorkehrung wider die permanenten Übergriffe auf das Private und den öffenlichen Voyeurismus sein.

Keineswegs bei allen Frauen überwiegen indessen die Bedenken. Die Mehrheit motiviert vielmehr die Aussicht, mit ihrem persönlichen Beitrag zur Ausstellung der Verständigung mit den ostdeutschen Frauen zu dienen, ganz erheblich. Rechtzeitig zu dem von der Bremer Volkshochschule veranstalteten ersten Ost-West-Dialog der Gruppen aus Bremen und Wismar in Bad

Zwischenahn vom 1. bis 5. Juli 1995 bringen die Frauen eine kleine Wanderausstellung zustande.

Die erzählende Ausstellung: Annäherung im Dialog

Nachdem sich mehr als 30 Frauen in den gemischten Ost-West-Gruppen über die erzählend rekapitulierten Lebensstationen nähergekommen sind, wird die „erzählende Ausstellung" von ihren Gestalterinnen selbst präsentiert. Auf kreisförmig angeordneten Stellwänden, die innen wie außen begehbar sind, bildet die Collage aus Lebensgeschichten, Alltagserinnerungen, aus Fotos und Fundstücken ein höchst anregendes Puzzle des Frauenalltags im Westen zwischen 1945 und 1995. Das der Darstellung zugrundeliegende Gestaltungsprinzip der in Lebensstationen verzeitlichten Biographien ist der zentrale Ordnungsgesichtspunkt der Ausstellung. Jede der Stellwände wird entlang der Lebensphasenlogik von ihren Gestalterinnen präsentiert, launig kommentiert und um zusätzliche Erlebnisse ergänzt. Die Zuschauerinnen durchwandern währenddessen gemeinsam mit den Macherinnen den Lebenskreis und werden in die Geschichten der anderen hineingezogen, verwickeln sich in eigene Erinnerungen, fragen nach, lachen häufig, werden schließlich still, wenn die Frauen sehr Persönliches preisgeben.

In Sütterlinschrift und gereimt kommt die Schulzeit in den 30er Jahren zur Sprache: „Gerade sitzen, Ohren spitzen, Hände falten, Mündchen halten!" Darüber ist das Foto des braven Schulmädchens mit zu „Affenschaukeln" geflochtenen Zöpfen zu betrachten, das früh Gehorsam lernen mußte. „Was es heißt, keine Heimat mehr zu haben" nach Vertreibung und Flucht, thematisiert eine Liste der Synonyme aus dem Fremdwörterlexikon für Heimat/Heimatlosigkeit, die eine der Frauen zusammengestellt hat: Im Wortsinn ist die Heimat für viele, die als Kriegsfolge in ihrer Kindheit Geborgenheit und Zugehörigkeit zu einem festen Ort missen mußten, ein Fremdwort geblieben.

Unter dem Stichwort „Blütenträume der Jugend" steigen auf einer Collage bonbonfarbene Luftballons auf, die in den allermeisten Fällen zerplatzten: Stewardeß wollten sie werden oder Tänzerin, und wurden Kauffrau oder lernten etwas „Vernünftiges", wie Stenographie und Maschineschreiben. Der in Steno geschriebene Kommentar zu der Collage muß nur den Jüngeren in der Ausstellung übersetzt werden, die Älteren können fast alle diese Schrift noch lesen.

Auf „Weichenstellungen" in der Jugend macht ein liebevoll gebasteltes Schienenkreuz aufmerksam, auf welchem einige Pappwägelchen abgestellt sind. Im Inneren der Waggons sind handgeschriebene Lebensberichte der jungen Frauen verborgen, die davon erzählen, daß andere für sie entschieden haben, wohin die berufliche Reise ging und wo sie endete.

Das pralle Leben als Familien- und Ehefrau springt einem ins Auge auf Fotomontagen von strahlenden jungen Frauen, als junge Mütter mit Kind, die

sich in tausend-und-einer Rolle bewähren mußten: Wie von einer unter ihnen dokumentiert, waren sie in der Hausfrauenrolle, Mütterrolle, Geliebten- und Kumpelrolle, Nebenfrau- und Repräsentantinnenrolle, als Trösterin und „Mädchen-für-alles" neben der Erfolgs- und Berufsrolle gefragt. Ein purpurroter Seidenschuh mit hohem Stöckelabsatz erinnert an „bessere Zeiten", als die jungen Frauen noch „auf Händen getragen wurden", oder an Fesseln, als die Frauen noch nicht auf eigenen Füßen standen und stets einen Begleiter an ihrer Seite brauchten, um auf dem öffentlichen Parkett nicht zu straucheln. Die Assoziationen sind vielfältig, die ein einzelner Seidenpumps auslösen kann. Von der ersten Reise, von Urlaubsreisen ins Ausland und vom Leben in der Fremde erzählen die vielen bunten Farbfotos der 60er, die das Schwarz-Weiß-Foto der Nachkriegszeit abgelöst haben. Fernreisen im Auto oder Flugzeug wurden möglich auch für Familien, die früher am Badesee oder im besten Fall am Nordseestrand ihre Ferien verbrachten. Als „komisches Talent" entpuppt sich eine der Frauen, die in den 70ern zur Miß-Hosen-Gebhard gekürt wurde und die mit der Schärpe um die Brust auch heute noch eine gute Figur macht, wenn sie für das applaudierende Publikum posiert. Auch Hosentragen war neu für viele.

„Selbst ist die Frau", heißt es später auf einer Collage, und es folgen Geschichten beruflicher Umorientierung im späteren Lebensalter, nachdem es in Familie und Beruf nicht mehr weiterging wie bisher. Die Frauen erzählen auch von Lebensstationen, die einen „Abschied für immer" brachten, von Haus und Hof, vom Lebenspartner und vom geliebten Kind. Die Zuhörerinnen verstummen in solchen Momenten und gehen ihren eigenen Erinnerungen an „schlimme Zeiten" nach, wo es trotz allem weitergehen mußte. Ziemlich zum Ende der präsentierten Lebensreise steht ein flammender Aufruf „an die Politiker" auf einem Plakat, der von einer über 70jährigen stammt: Sie fordert zur Verantwortung für den Planeten und für die Zukunft der Jüngeren auf, die auch nach uns noch leben wollen.

Zum Abschluß der lebenden Ausstellung greift jede der Frauen in ein stoffumspanntes rotes Füllhorn, aus dem sie ein Los ziehen darf, auf dem eine Botschaft, ein Orakel für die Zukunft steht. Das ausdeutungsfähige Stichwort auf einer Karte wird von den Frauen danach befragt: Was wird kommen? Wie wird meine Zukunft aussehen? Je nachdem wird die Botschaft bejaht – z.B. löst das Wörtchen Hoffnung Jubel aus – oder als böses Omen angesehen, manchmal auch beides in einem: Das Stichwort „Einsamkeit" provoziert ein langes Gespräch, in dem die erwünschte und die gefürchtete Einsamkeit unterschieden werden. Die Frauen sprechen von Zeiten des „Verloren- und Verlassenseins", die gerade auch in der Gemeinschaft als besonders schmerzlich empfunden werden, und von „gesuchter Einsamkeit" in der Natur oder daheim, die eine Zeit des Zu-sich-Kommens, der Besinnung oder der Produktivität sein kann.

Während der Rundreise durch die Lebensstationen in der Wanderausstellung verjüngen sich die Gesichter der Frauen zusehends, wenn sie in ihre Vorgeschichte erinnernd eintauchen, und lassen vergessen, daß sie nicht mehr die Jüngsten sind. Vor allem aber sind sich die Frauen sehr nahegekommen über dem Erzählen aus ihrem Leben.

Gleich und anders: Lebensstationen in Ost und West

Die für alle Beteiligten der Erinnerungswerkstatt erstaunlichste Entdeckung während der dialogischen Annäherung an den Frauenalltag beim Treffen in Zwischenahn war die Erkenntnis, wie sehr sich ihr Generationsschicksal in Ost und West ähnelte. Nicht die Differenzen, sondern die Ähnlichkeiten existentieller Lebensbedingungen in beiden deutschen Staaten überwogen bis Anfang der 70er Jahre und prägten den Alltag der zwischen 1920 und 1940 geborenen Frauen. Für die Mehrheit der älteren Frauengeneration war der Krieg das Schlüsselereignis, das sie früh mit dem Ernst des Lebens konfrontierte, das den Kindern und jungen Mädchen eine verfrühte Selbständigkeit aufgezwungen hat. Langfristige Folge des Krieges war der Männermangel, der die Ehe zum hochidealisierten und zugleich heiß umkämpften Ziel werden ließ. Ausbildung und Beruf waren in den 50er Jahren unter Bedingungen der Arbeitslosigkeit, der Schwerarbeit zu Niedrigstlöhnen und angesichts der kinderreichen Familien ohne entsprechende Kinderbetreuungsmöglichkeiten keine erstrebenswerte Alternative für Frauen. Sie wuchsen mit den Mahnungen der Mütter auf, sich nicht an den Falschen und nicht zu früh zu verschenken. Eine gute Partie zu finden war für fast alle das erklärte Ziel.

Für die Mehrheit der Frauen fand auch im Westen das Wirtschaftswunder nicht oder erst spät statt, nachdem der aufgehäufte gesellschaftliche Wohlstand auch den Frauen im Rentenalter zugute kam. Viele der Frauen aus Ostwie Westdeutschland kannten noch die Not der Kriegsjahre und haben – wenn auch in einem unterschiedlichen Lebensalter – die Mangeljahre nach Kriegsende erlebt. Sie eint der Erfahrungshorizont der Not der frühen Jahre, vor deren Hintergrund es nicht nur in der BRD, sondern auch in der DDR vergleichsweise „aufwärts ging". Wenn auch mit einem Zeitverschub von etwa 10 Jahren, gelang es auch in der DDR, den Grundbedarf zu sichern, nachdem die Reparationsleistungen an die Sowjetunion eingestellt worden waren.

Ihre „besten Jahre" verbrachten die Frauen in der Aufbauphase der 50er Jahre und in den 60er Jahren, in denen im Osten wie im Westen Aufbruchstimmung herrschte. Mit den Bildungs- und Familienreformen wurden – im Osten früher als im Westen – die Weichen für Frauen neu gestellt. Die zwischen 1920 und 1940 geborenen Frauen zählen zu den „Übergangsgenerationen" zwischen Tradition und Moderne, die zwar noch mit dem traditionellen Frauenleitbild aufwuchsen, aber schon mit den Emanzipationsansprüchen

der jüngeren Frauengeneration seit den 70er Jahren konfrontiert waren. Ihre eigenen Befreiungsversuche aus den Fesseln von Küche, Kindern und Mann blieben häufig auf halbem Wege stecken und konnten aus eigener Kraft nur halbwegs verwirklicht werden. Ihre Zwischenstellung läßt die älteren Frauen heute bescheiden und unauffällig erscheinen. Nutznießerinnen der Familien- und Bildungsreformen in der BRD wie in der DDR, die mit einem Gleichstellungsvorsprung der Frauen auf den Weg kamen, sind zweifellos die Töchter. Die Prägung der Frauenbiographien durch epochale Ereignisse mit langfristigen Wirkungen, die das Generationsschicksal unabhängig von den systemspezifischen Chancen und Zumutungen in ihren Grenzen festgelegt haben, ist unübersehbar.

Unterschiede in Ost und West springen deshalb erst auf den zweiten Blick ins Auge, die auf systemspezifisch unterschiedliche Weichenstellungen für die Frauenbiographien hindeuten. Einen Beruf gelernt haben alle Frauen der Werkstätten, doch überwiegen im Westen Frauenberufe als „Gehilfin des Mannes" im Dienstleistungsbereich, die zugleich einen „Zuverdienst" in der Familie sichern sollten. Eine eigenständige Existenzsicherung, unabhängig vom männlichen Ernährer, war in den Berufen Sekretärin, Arzthelferin oder Verkäuferin wegen der geringen Gehälter nicht möglich. Ein Aufstieg durch Weiterbildung war nicht vorgesehen, das Weiterkommen blieb dem Mann als Ernährer der Familie vorbehalten. Die prekäre Absicherung der Frauen in Beruf und Familie wurde vielfach erst dann bewußt und fühlbar, wenn der Ernährer aufgrund seines frühen Ausfalls durch Tod oder Scheidung abhanden gekommen war. Nachdem die Existenzgrundlage der Frauen in Frage gestellt war, nutzten einige die Chance, in einer Zweitehe ihren Unterhalt zu sichern, andere machten sich auf den Weg in den Beruf und bekamen eine wenn auch eingeschränkte „zweite Chance", endlich auf eigenen Füßen zu stehen.

Zwar war im Osten ebenso wie im Westen die Ehe das unhinterfragte Ziel aller Frauen dieser Generation. Doch kam den Frauen in der DDR die staatliche Politik der beruflichen Frauenförderung seit den 60er Jahren entgegen, die viele neben der Berufsarbeit genutzt haben, um sich weiterzuqualifizieren. Auffällig ist der Schwerpunkt der Tätigkeiten im medizinisch-technischen Bereich, der in der DDR quer durch alle Hierarchiestufen ein von Frauen besetztes Terrain war: 8 von 16 Frauen der Werkstatt in Wismar waren in medizinischen Berufen beschäftigt. Einige Frauen haben mehrere Berufe erlernt oder sich im gelernten Beruf weiterqualifiziert. Neben der Tätigkeit als Krankenschwester kommt beispielsweise die Ausbildungstätigkeit für Schwesternschülerinnen hinzu, die gelernte Psychologin arbeitet in der Sexualberatung, die Apothekenhelferin macht ein Zusatzstudium als Lehrerin, die Chemieingenieurin absolviert zusätzlich ein Staatsrechtsstudium.

Nicht die Differenzen, sondern die vergleichbaren Alltagserfahrungen der heute älteren Frauen bildeten den methodischen Anknüpfungspunkt, durch

den der Dialog trotz ausgeprägter ideologischer Differenzen wesentlich erleichtert wurde. Die biographische Perspektive der Lebensstationen bildete das in beiden Werkstätten vorgegebene Erzählraster, das vor falschen Verallgemeinerungen bewahren konnte. Die nach Lebensstationen differenzierten Erzählungen aus dem Alltag machten hellhörig für Ähnlichkeiten wie für die systemspezifischen Lebensbedingungen in Ost und West.

Die folgende Darstellung der Generationserfahrungen folgt deshalb der Abfolge der Lebensstationen, die den Frauen als Erzählanreiz vorgegeben war. Zunächst wird die mit der jeweiligen Lebensphase verbundene Generationsgestalt in ihren Grundzügen beschrieben, die für die Zeit charakteristisch war. Darauf folgen Ausschnitte aus biographischen Erzählungen der Frauen, die ihre Erfahrungen jeweils aus Ost- und aus Westsicht wiedergeben. Im Anschluß daran werden die von Dagmar Koch-Zadi in der Bremer Werkstatt dokumentierten Schlüsselaussagen der West-Frauen zu der jeweiligen Lebensphase zusammengefaßt.

Mädchenjahre zwischen 1 und 12: „Kinder waren eine Last"

Zu dem Themenfokus „Elternhaus", „Verpönte Orte, verbotene Freuden" und „Schulgeschichten" erzählen Frauen von ihrer Kindheit bis zum 12. Lebensjahr. Gemeinsam ist den Frauen die Kindheit in den Not- und Mangeljahren des noch ungeteilten Deutschen Reiches bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten. Die Älteren unter ihnen erlebten die Inflationsjahre der Weimarer Republik, die mit Massenarbeitslosigkeit und Armut einhergingen. In dieser Lage bedeuteten Kinder „vor allem eine Last". Jedes weitere Kind bedrohte das Durchkommen der Familien. Sie wurden deshalb nicht selten auf dem Lande bei Verwandten oder Großeltern untergebracht, die nicht mehr erwerbstätig waren. Wunschkinder waren die Ausnahme. Jüngere trugen die Sachen der Älteren auf, während die älteren Geschwister Elternfunktionen übernehmen mußten, weil die Väter im Krieg und die Mütter „auf Arbeit" waren. Selbst der Schulbesuch war eine Geldfrage. Für die Söhne wurde das Geld gerade noch aufgebracht, um eine weiterführende Schule besuchen zu können, für die Töchter reichte es nicht mehr aus: „Du heiratest ja doch".

Auch die Kindheit der Jüngeren in den 40er Jahren fiel in mutter- und vaterlose Zeiten als Folge des Krieges. Väter waren an der Front, Mütter gingen arbeiten, um den Familienunterhalt zu sichern. Väter kamen in den Erzählungen über die Kriegsjahre kaum vor. Mütter wurden als starke Frauen erinnert, die die oft vielköpfige Familie alleine durchbrachten. Auch sie waren häufig abwesend, delegierten Elternaufgaben an die Älteren. Die Elternlosigkeit vieler Kinder hatte zur Folge, daß ein beschönigtes und hochidealisiertes Bild von den Eltern überdauern konnte, das den realen Mangel an elterlicher Zuwendung kompensieren mußte. Während des Krieges löste sich der Familienzusammenhalt vollends auf: Auf der Flucht oder evakuiert aufs Land, mit der

Schule zur Kartoffelernte verschickt, lebten viele Kinder und junge Mädchen getrennt von der Familie, wurden Familie und Geborgenheit zu einem Fremdwort. In den überfüllten Schulklassen oder Behelfsschulen war geregelter Unterricht nicht durchführbar. In der Familie wie in der Schule herrschten noch Prügelstrafe und strenge Regeln vor, um ein Mindestmaß an Ordnung unter beengten Verhältnissen aufrecht zu erhalten.

Die Generation ist nicht nur elternlos, sondern auch heimatlos, durch den Krieg entwurzelt aufgewachsen. Zum Kriegsende hatten die Kinder und jungen Frauen das Dach über dem Kopf verloren, das Haus, die Wohnung war ausgebombt, die vertraute Umwelt verlorengegangen. Sie wohnten in der Fremde, einquartiert, als ungeliebte Untermieter in der Stadt oder auf dem Lande bei Bauern, die unfreiwillig Haus und Hof teilen mußten. Die räumliche Enge der Notbehausungen zerstörte nicht selten das Familienleben, das zwangsweise Zusammenrücken von Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft förderte Mißgunst und Neid. Wieder kommt Großmüttern die Aufgabe zu, die berufstätigen Eltern zu ersetzen und die Kinder zu betreuen. In der Nachkriegszeit waren Väter kein Vorbild mehr, nur allzuhäufig arbeitslos oder invalide, demoralisiert und von den Familien entfremdet aus dem Krieg zurückgekehrt. Zahllose Ehen wurden geschieden. Schwerarbeit und lange Arbeitszeiten hatten zur Folge, daß die Väter auch nach dem Krieg abwesend waren. Eine unbeschwerte Kindheit und Jugend hat die Kriegsgeneration nicht kennengelernt. Der chronische Mangel zwang sie, durch Kohlen- und Kartoffelklau, durch Holzsuche und Ährenlesen zum Unterhalt beizutragen oder die jüngeren Geschwister zu versorgen. Nur unter Gleichaltrigen, außerhalb der elterlichen Kontrolle konnten sie ihre Jugend ausleben. Hauptsächlich im Freien fand die Schule fürs Leben statt. Kinderglück und Jugendfreuden waren mit dem Spielen auf der Straße oder in der Natur, mit den verbotenen Freuden auf vereisten Flüssen und Seen, dem Höhlenbauen und Bäumeklettern, dem Toben in Trümmergrundstücken und Radfahren in Feld und Wald verbunden.

Hella (1928), im Ruhrgebiet aufgewachsen, ist kein Wunschkind, wird dennoch als Winzling von drei Pfund nach der Geburt „in Watte gepackt" und überlebt. Die Eltern lassen sich bald darauf scheiden. Die alleinerziehende Mutter muß sparen. Hella beneidet die Mädchen mit Porzellanpuppen und Hut zum Sonntagskleid, während sie die alten Kleider auftragen muß. Doch die Mutter hält etwas auf sich und auf Ordnung. Vor dem Essen müssen die sauberen Hände vorgezeigt werden, sonst gibt es eins hinter die Ohren. Auch in der Schule setzt es Hiebe, wenn die Linkshänderin mit der falschen Hand schreibt. Ihre Lehrerin fürchtet sie als „Biest mit Rohrstock". Hella wäre gerne wie die anderen gewesen, aber die Mutter verweigert ihr die BDM-Kluft, die nötig war, um dazuzugehören.

Marion (1940) wird in Ostdeutschland während eines Großalarms zu Hause geboren. Zwei Jahre später ist der Vater bereits als vermißt gemeldet, und sie wächst im Frauenhaus ohne Vater auf. Marion beneidet ihre Schulkameradinnen, deren Väter „nicht im Krieg geblieben sind". Doch bewundert sie ihre Mutter, die sich in der neugegründeten DDR als Kriegerwitwe in Thüringen selbständig macht. Die Tochter wächst in der Schneiderwerkstatt „unter vielen Müttern auf", denn nicht nur die Großmutter, auch einige andere Frauen sind in der Werkstatt als Schneidergehilfinnen beschäftigt. Weil die Mutter gegen das System ist, darf die Tochter nicht bei den Jungen Pionieren eintreten und ist unter Gleichaltrigen isoliert.

Lore (1943) kommt zu früh in den Kriegswirren zur Welt. Die Mutter muß dennoch direkt nach der Geburt die Klinik verlassen, weil die Betten in den überfüllten Kliniken für Kriegsverwundete gebraucht werden. Zum Kriegsende flüchtet die junge Familie aus Königgrätz mit Sack und Pack aus dem Osten. Ohne „den Russen", der sie in einem Faltboot über die See Richtung Westen brachte, hätten sie nicht überlebt. Weil beide Eltern berufstätig waren, wächst sie bei der Großmutter auf, die strenge Strafen und Hausarrest verhängte, wenn Lore etwas ausgefressen hatte. „Man hat nicht genug Liebe bekommen", sagt sie heute. Doch als Kind hat sie „alles weggesteckt" und immer einen Schutzengel gehabt, der sie auch bei gefährlichen Kinderabenteuern begleitete: Beim Sturz von Bord wurde sie aus der Weser gefischt, und sie überlebte, als sie vom Baugerüst fiel, ohne Schaden zu nehmen.

Elternhaus: „Es gab strenge Regeln"

„Gutes Benehmen war ganz wichtig"

*

„Aus der Familie wurde nichts nach draußen getragen"

*

„Man mußte essen, was auf den Tisch kam"

*

„Als Kinder mußten wir schon ziemlich früh mitarbeiten"

*

„Ich bin bei meiner Großmutter aufgewachsen"

*

„Mein Vater ist früh gefallen, ich hab' ihn sehr vermißt"

*

„Mein Vater hat auswärts gearbeitet"

*

„Es gab keine Körperlichkeit, gefühlsmäßig war es ziemlich arm"

*

„Meine Mutter war versteckt mächtig"

Heimat: „Und dennoch eine schöne Kindheit“

„Wir waren Trümmerkinder, wir haben in Trümmern gespielt“

*

„Als Flüchtlinge und Vertriebene waren wir heimatlos“

*

„Wo ist meine Heimat? Zwei Nationalitäten – zwei Identitäten“

*

„Wir haben mit zehn Familien in einem Haus zusammengelebt“

Verpönte Orte, verbotene Freuden: „Was Spaß machte, war verboten“

„Was wir nicht durften...“

*

„...in der Baracke spielen“

*

„...in der Russenkaserne spielen“

*

„...auf der Baustelle spielen“

*

„...auf Trümmergrundstücken spielen“

*

„...Schwimmen bei Gewitter“

Schulgeschichten: „Da ging‘s um Strenge und Gehorsam“

„Wir wurden oft von den Lehrerinnen geschlagen“

*

„Mit Links durfte man nicht schreiben“

*

„Die Lehrer waren alle schon älter“

*

„Im Poesiealbum standen Sprüche, die wir auswendig lernen mußten“

Jugendjahre zwischen 12 und 22: „Heiraten wollten alle“

Zu dem Themenfokus Blütenträume der Jugend, Berufswünsche und Familienwünsche erzählen die zwischen 1942 und 1962 bis zu 22 Jahre alten Frauen.

„Einen Berufswunsch hatte ich nicht zu haben“, sagt eine der Frauen, stellvertretend für viele: Die Eltern wählten für die Tochter den Ausbildungsberuf, suchten für sie die erste Lehrstelle nach einer kurzen Schulzeit. Während die Söhne nicht selten eine weiterführende Schule besuchten, hieß es für die jungen Mädchen „Du heiratest ja doch“. Die Schullaufbahn der Tochter wurde oft wider eigenes Wollen beendet. Neben der Schule mußten die Töchter früh im Haushalt helfen und ihre jüngeren Geschwister beaufsichtigen. Sie mußten die abwesende Mutter oder den Vater ersetzen, in Familie wie Betrieb. Fiel der Vater aus, halfen sie im Familienbetrieb. Aber auch die Blütenträume der Jugend kamen zu kurz. Eine Aufklärung gab es für junge Mädchen nicht, das Märchen reichte aus, daß der Zucker auf der Fensterbank den Storch anlockt, der die kleinen Kinder bringt. Aufklärung fand auf der Straße statt, durch das Leben selbst. Junge Männer waren rar und umworben, denn die meisten waren bereits im Krieg. Die Übriggebliebenen waren Hahn im Korb, und junge Mädchen mußten beizeiten lernen, wie man den Richtigen abbekommt oder eine gute Partie macht. Verlobungen vor dem Einzug an die Front waren verbreitet, Nottrauungen nahmen zu, nachdem der Krieg ausgebrochen war. Die jungen Männer an der Front hielten oft nur durch, weil zu Hause eine Liebste wartete oder Post aus der Heimat kam. Frontpost wird bis heute von den Frauen wie eine Reliquie gehütet. Es wurde früh geheiratet, und viele der Kriegskinder wurden im Heimaturlaub gezeugt. Die Kriegsjahre sind kinderreiche Jahrgänge: Kinder zu haben bedeutete in dieser Zeit, daß es eine Zukunft gibt. Der Mutterkult des Nationalsozialismus trug das seine dazu bei, daß die Ehe das alternativenlose Ziel aller jungen Frauen war. Doch waren diese oft schon kurz nach der Eheschließung wieder allein, nachdem der Mann gefallen war.

Die jungen Mädchen und Frauen wurden zum Arbeitsdienst zwangsverpflichtet, halfen in der kriegswichtigen Industrie aus oder waren im Lazarett tätig, fern von der Heimat an der Front. Sie wurden so um ihre Jugend gebracht, die sie erst nach Kriegsende nachholen konnten. Eine Ausbildung begannen die jüngsten Jahrgänge unter ihnen oft schon mit 14. Man nahm den ersten besten Ausbildungsplatz.

Die Mädchen, die ihre Jugendzeit in den prüden 50er Jahren verbrachten, wurden gewarnt, sich nicht an den Falschen zu verschenken. Die Warnung vor dem unehelichen Kind begleitete ihre Jugend. Auch in Ostdeutschland herrschte noch eine repressive Sexualmoral vor, um die Arbeitsmoral nicht zu gefährden. Eine Frühehe war oft die einzige Chance, um den beengten Wohnverhältnissen im Elternhaus zu entkommen.

Lotte (1922) aus Halle war als junges Mädchen eine begeisterte Tänzerin. Doch zerfielen die Blütenträume der Jugend schnell zu Staub. Erste Tanzereien mündeten im Kriegstaumel, die männliche Jugend legte das Notabitur ab und zog „so schnell wie möglich an die Front". Was sie von ihrem Zukünftigen erhielt, waren „säckeweise Briefe von der Front". Doch war und blieb er genau der Richtige: „Vier Jahre älter, einen Kopf größer, überlegen, führend und gewissenhaft". Ein Mann, wie ihn alle jungen Mädchen zu ihrer Zeit sich erträumten. Lotte kommentiert ihre Naivität, mit der sie an den Richtigen kam: „Ich wußte noch gar nicht, wie es geht, und wollte schon sechs Kinder haben". Zwei Kinder hat sie später tatsächlich bekommen. Nach dem Willen des Vaters soll Lotte im Gartenbaubetrieb lernen, um später den väterlichen Betrieb zu übernehmen. Doch gelingt ihr der Absprung aus dem Elternhaus durch den Krieg, indem sie als medizinisch-technische Assistentin eine Ausbildung macht und zwischen 1942 und 1944 nach Stargrad in Pommern verschlagen wird, wo sie im Lazarett aushilft. Wegen der furchtbaren Kriegserlebnisse will sie türmen, was ihr mißlingt. Trotz allem, resümiert sie, „war das Leben damals mit den guten Kameraden die schönste Zeit".

Erika (1934) muß sich im Westen mit den Geschwistern ein Fahrrad teilen. Die Familie ist arm und kinderreich. Eben deshalb entgeht sie dem unbeliebten Pflichtjahr in der Fremde, denn Töchter von Kinderreichen wurden vom Arbeitsdienst befreit. Als Kind nimmt sie an der Kinderlandverschickung teil, verbringt ihre Ferien bei der Kartoffelernte. An Jungen, die sie später für 50 Pfennige ins Kino einladen, ist sie zunächst kaum interessiert. Den begehrten hinteren Sitzreihen weicht sie aus. Als Lehrling verdient sie in den 50ern zunächst 30 Mark, später 50 Mark. Da ist eine Kinoeinladung schon etwas wert. Und sie hat einen Freund. Bei einem Betriebsausflug lernt sie mit 17 schließlich den Richtigen kennen und trennt sich vom bisherigen Verehrer: „Obwohl es so wenig Männer gab, den liebst du nicht!"

Lore (1943): „Einen Berufswunsch hatte ich nicht zu haben", sagt die Blumenbinderin, die immer alles abgebrochen hat, was der Vater ihr an Lebensplänen vorgegeben hat. Für die Schule sei sie zu dumm gewesen und nach dem Schulabbruch auf eine Haushaltsschule gesteckt worden, um „was Praktisches zu lernen". Auch die vom Vater vermittelte Lehre als Blumenbinderin bricht die Tochter ab, die sich die lateinischen Namen nicht merken kann. Doch für die Aushilfe im elterlichen Blumenladen hat es gereicht. Sie sagt, sie mußte zwischen den Eltern von früh auf schlichten, sie war auch der Kitt im Familienbetrieb. Vom Familienbetrieb befreit sie sich, indem sie heiratet und ein Kind bekommt. Doch nach der frühen Verwitwung muß sie für sich und den kleinen Sohn selber sorgen und schlägt sich mit Putzarbeiten durch.

Blütenträume der Jugend: „Die Weichen haben andere gestellt“

„Das wurde doch alles für uns entschieden“

*

„Mein Vater hat mehr oder weniger brutal gesteuert“

*

„Meine Wünsche sind sehr früh erdrückt worden“

*

„Ein Mädchen heiratet ja doch“

*

„Die Eltern waren als Vorbild nicht erreichbar“

Berufswünsche: „Nicht der Traumberuf, aber zufrieden im erlernten“

„Im Krieg und danach, da gab‘s ja nicht viel Auswahl“

*

„Meist wurde ja schon unser Schulwerdegang abgebrochen und abgebogen“

*

„Ich mußte die Schule aufstecken, weil ich zu Hause helfen mußte“

*

„Ich wollte Lehrerin werden, mein Bruder wurde Lehrer“

*

„Unsere Berufswünsche, das sind doch zerplatzte Luftballons“

*

„Wir haben einen grundständigen Beruf gelernt, auf dem man später aufbauen konnte“

*

„Wir haben das Beste aus dem erlernten Beruf gemacht“

Familienwünsche: „Für alle war die Ehe das Ziel“

„Ich wollte heiraten, um von zu Hause wegzukommen“

*

„Bin mit dem Stöckelschuh stolziert, um einen Mann zu kriegen“

*

„Wer küßt, kriegt ein Kind“

*

„Mein Wunsch war eine glückliche Familie: Mit 21 heiraten, mit 30 zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen“

*

„Das erste Kind dem Führer schenken!“

*

„Wenn ich keinen Mann krieg‘, dann werd‘ ich tüchtig im Beruf“

Junge Frauen zwischen 23 und 38: „Familie ist kein Projekt fürs Leben“
Der Themenfokus der Frauen, die zwischen 1958 und 1978 ihr 38stes Lebensjahr vollendeten, waren „Frau und Ehefrau“, „Frau und Familienfrau“, „Frau und Berufsfrau“.

Die Blütenträume der jungen Frauen zerfielen, sobald der Richtige gefunden war. Zunächst herrschte Aufbruchstimmung nach dem Krieg. Die mit dem Auszug aus dem Elternhaus und der Familiengründung errungene Freiheit fiel für die Ältesten unter ihnen mit dem Kriegsende zusammen. Alles schien möglich zu sein, und der Nachholbedarf der jungen Frauen, die um ihre Jugend gebracht waren, war groß. Viele von ihnen realisierten zum ersten Mal nach den vom Nationalsozialismus enttäuschten Hoffnungen und zerstörten Illusionen, „daß sie umsonst gelebt hatten“, um ihre Jugendideale gebracht und den falschen Zielen gefolgt waren. Der Hunger nach Erfahrung war groß. Die Ältesten unter ihnen erlebten ihre beste Zeit als „erzwungene Unabhängigkeit“ im doppelten Sinne: Sie mußten sich von der Nazizeit verabschieden und die Demokratie bzw. im Osten den Sozialismus lernen, und sie mußten als Frauen „ihren Mann stehen“. Die Männer fehlten vorher, als die Kriegsehe jung und die Kinder klein waren, und sie fehlten danach, weil sie gefallen, invalide, in Gefangenschaft oder überarbeitet waren. Auch die, die Arbeit hatten, fielen als Familienväter und Partner oft aus. In den Aufbaujahren bis weit in die 60er Jahre hinein waren die jungen Väter chronisch arbeitsüberlastet und weitgehend unsichtbar, bis auf das kurze Wochenende. Arbeitszeiten waren lang, Überstunden die Regel, die Arbeit an den zerstörten oder überalterten Produktionsanlagen war kräftezehrend. Viele Ehen überlebten die Überlastung nicht. Zahlreiche Kinder wuchsen mit einer alleinerziehenden Mutter auf, die als Kriegerwitwe oder Geschiedene selbständig für ihren Unterhalt sorgen mußte.

Der Frauenüberschuß hatte die Konkurrenz unter den Frauen verschärft. Wer überhaupt einen Mann abbekommen hatte, hielt nun auch an ihm und an der ehelichen Moral fest. Der Kampf gegen das Fraternisieren der Frauen mit den Besatzern in West und Ost, die Warnung vor dem unehelichen Kind und der Kampf gegen Bratkartoffelverhältnisse zeugen von der Doppelmoral der 50er Jahre. Sie schuf die angepaßte, um das Wohl des Mannes und des Ehefriedens unermüdlich besorgte Ehefrau, die vorerst im Osten wie im Westen freiwillig auf eine Emanzipation im Beruf verzichtete. Berufsarbeit war unter den gegebenen schweren Arbeitsbedingungen in Beruf und Familie, angesichts fehlender Betreuungseinrichtungen und einer immer noch höheren Kinderanzahl in den Familien kein erstrebenswertes Ziel. Wer nicht unbedingt arbeiten gehen mußte, blieb daheim und dem Familienernährer treu ergeben. Doch machten schließlich nahezu alle Frauen die Erfahrung, daß die Familie kein Projekt fürs Leben ist.

Erste Unterschiede im Frauenalltag in Ost und West taten sich auf: Während das Hausfrauenideal im Westen zwar von der Hälfte der Frauen zu keiner Zeit erreicht wurde, aber das Wunschprojekt der Männer wie der Frauen blieb, wurde die „nichtarbeitende Ehefrau" im Osten bald schon als „Drükkebergerin" verpönt. Denn auch in der DDR waren in den 50er Jahren noch immer die Hälfte der Frauen nicht erwerbstätig. Erwerbstätige Mütter fanden hier wie da bis in die 60er Jahre hinein nur schwer einen Betreuungsplatz für die Kinder und mußten auf die Großmütter zurückgreifen, um nicht die Kinder tagsüber sich selbst überlassen zu müssen.

Erst in den 60er Jahren taten sich den jungen Frauen und Müttern bessere Arbeits- und Lebensbedingungen auf. Die Erwerbsarbeit unter Müttern stieg im Osten aufgrund der fehlenden Arbeitskräfte nach dem Mauerbau rapide an, während sie im Westen aufgrund der immer noch unzureichenden Kinderbetreuungseinrichtungen weitgehend auf Halbtagstätigkeiten beschränkt blieb, die mit dem Familienleben vereinbar waren.

Lotte (1922), die Tochter aus dem Gärtnereibetrieb in Halle, kehrt trotz ihrer MTA-Ausbildung direkt nach Kriegsende in den väterlichen Betrieb zurück, weil sie den schwer erkrankten Vater ersetzen muß. Sie heiratet früh, „der Himmel hing voller Geigen", bekommt zwei Kinder und steht bereits mit 25 Jahren wieder alleine da, nachdem ihr Mann an einer schweren Krankheit gestorben war. Nacheinander verliert sie ihre beiden Kinder, durch eine unheilbare Krankheit und durch einen Unglücksfall. Doch Lotte, die Lebensmutige, gibt nicht auf und bleibt auch dem Gärtnereibetrieb treu, nachdem dieser 1960 einer Genossenschaft angeschlossen wird. „Blumen waren gefragt in der DDR, ein rares Gut!" Sie bleibt auch danach dabei, denn „wir waren gewohnt, dort zu arbeiten, wo wir gebraucht wurden".

Ursula (1926) erlebt die Zeit im Westen als Aufbruchszeit: „Wir waren eine ausgehungerte Jugend", erzählt sie, die bei Kriegsende 19 ist. Der erste Kuß kam früh, doch ihr erstes Verhältnis hat sie erst mit 21. „Das war früher anders, man hob sich für die Ehe auf", und Männer scheuten die „Alimente", die fällig wurden, wenn es daneben ging und ein Kind unterwegs war. Nach dem Krieg bringt sie sich auf eigene Faust auf dem Schwarzmarkt durch, schmuggelt „Dorsch in Dosen gegen Wein" über die durchlässige Ost-West-Grenze. Angst hat sie als Schieberin nicht gekannt. Dennoch steuert auch sie 1951 den Hafen der Ehe an und genießt das Leben der 50er Jahre in vollen Zügen, als „die Damen noch Hüte trugen und die Herren sich zu benehmen wußten". Doch hält die Ehe nicht, was sie versprach, und geht später in die Brüche. Ursula muß sich nun auf eigene Beine stellen und Arbeit suchen.

Hella (1928) beendet mit 21 Jahren ihre Lehre als Herrenschneiderin, doch findet sie im Ruhrgebiet der Nachkriegszeit keine Arbeitsstelle und geht erst einmal mit ihrem Freund auf Wanderschaft: „Das war ganz unüblich für eine junge Frau, wir sind mit Fahrrad, Zelt und Mandoline ins Blaue gefahren". Als die beiden dann endlich doch vor den Traualtar treten, „um eine Wohnung zu ergattern", kommen bald darauf drei Kinder zur Welt, von denen das erste stirbt. Hella „widmet sich ganz der Familie". Das hätte ewig dauern können, wäre nicht ihr Mann 1965 an einem Tumor gestorben. Eine Welt stürzt ein für die 38jährige, die nicht auf ein selbständiges Leben ohne Mann an ihrer Seite vorbereitet war. Einen Ausweg findet sie, indem sie kurz darauf eine zweite Ehe eingeht, die jedoch nach einigen Jahren wieder in die Brüche geht.

Frau und Ehefrau: „Verliebt, verlobt, verheiratet und geschieden"

„Mein höchster Traum war, schick auszusehen und schön zu sein für meinen Mann und von anderen anerkannt zu werden"

*

„Sexy durfte ich nur im Bett sein – schön für die Nacht"

*

„In dieser kurzen Zeit war alles drin, von der Hochzeit bis zur Scheidung"

*

„Da gab es so viel Versäumtes, Verpaßtes, Nichtgelebtes – aber es gab auch schöne Zeiten"

*

„Das war ein Scheinleben, ungelebtes Leben"

*

„Wir waren ausgehungert nach dem vollen, prallen Leben"

Frau und Familienfrau: „Familie ist kein Projekt fürs Leben"

„Es war die wichtigste Zeit in unserem Leben, und noch heute träume ich davon"

*

„Für mich war die Ehe Urlaub und Freizeit"

*

„Allen Leuten rechtgetan ist eine Kunst, die niemand kann"

*

„Gegenüber meinen Kindern hatte ich immer Schuldgefühle, weil ich irgendwie nie genug für sie getan habe"

*

„Die Männer waren eher Negativbilder, es gab viele Scheidungen"

*

„Das neue Scheidungsrecht (1977) war für mich eine Erleichterung"

Frau und Berufsfrau: „Wir mußten unseren Mann stehen“

„Als Frauen Hosen tragen, das war damals außergewöhnlich“

*

„Wir waren alle berufstätig“

*

„Da kam doch alles zusammen, und es gab keine Zeit für anderes“

*

„Ich habe immer das Beste daraus gemacht, immer wieder ausprobiert, ausprobiert“

*

„Wir hatten wenig Geld, wollten aber trotzdem schick aussehen“

Mitte des Lebens zwischen 39 und 55: „Die zweite Chance“

Themenfokus der zwischen 1975 und 1995 bis zu 55 Jahre alten Frauen waren die „Wechseljahre“, das „leere Nest“ und die „Neuorientierung im Beruf“. Das Projekt Ehe und Familie ist kein Lebensprojekt mehr, hat in den wenigsten Fällen gehalten, was es versprach. Viele Frauen sind im mittleren Lebensalter bereits wieder allein aufgrund einer Scheidung oder weil der Lebenspartner vorzeitig starb. Andere, deren Ehe andauert, geraten in eine Ehekrise oder „halten durch“, auch wenn die Ehe nur noch auf dem Papier besteht. Als Verwitwete oder Geschiedene sind die Frauen um 40 erstmals auf sich allein gestellt, ohne eine Perspektive für die zweite Lebenshälfte entwikkelt zu haben. Sie fühlen sich ohne den Mann an ihrer Seite „wie vernichtet, als ein Nichts, das Leben schien vorbei zu sein“. Verliebt, verlobt, verheiratet, geschieden – das war‘s.

Angesichts der hohen Bedeutung von Ehe und Familie, die diesen Frauengenerationen noch anerzogen wurde, schien für nicht wenige ein Ausweg aus der Lebenskrise nur in der Suche nach einem neuen Lebenspartner gegeben zu sein. Nicht allen ist der Schritt geglückt, doch fanden einige ein „zweites Glück“ in einer späten Ehe oder in einem „Verhältnis“, das bis Anfang der 70er Jahre noch weitgehend moralisch tabu war. Bezeichnenderweise stemmte sich dagegen nicht nur die Prüderie der eigenen Generation, sondern gerade auch die der Kinder, die den Frauen im mittleren Alter das Recht auf ein spätes Glück absprachen. Einige der Frauen standen deshalb vor der Alternative, entweder auf die neue Partnerschaft oder auf die Kinder zu verzichten. Der Riß in den Familien dauert in manchem Fall bis heute an.

Neben dem Verlust des Partners mußten die Frauen im mittleren Alter in vielen Fällen zugleich mit dem Auszug der Kinder fertig werden. Dies fiel insbesondere den Frauen schwer, die zugunsten der Kinder auf Erwerbsarbeit verzichtet hatten. Anders als erwartet verlief auch in der DDR der Auszug der

Kinder krisenreich. Kinder blieben in der DDR aufgrund des Wohnungsmangels länger im Elternhaus wohnen, und die familiären Bindungen waren oft intensiver, „weil man alles zusammen unternahm und aufgrund des Mangels stärker aufeinander angewiesen war".

Die vielfachen Krisen in der Mitte des Lebens nötigten die Frauen zur Selbstbesinnung auf das, was sie konnten, und das, was sie wollten. Ihre Neuorientierung in der Lebensmitte fiel mit einem Leitbildwechsel in den 60er und 70er Jahren zusammen, der im Westen die „Nur-Hausfrau" und im Osten die „nichtarbeitende Frau" zunehmend in das Berufsleben integrierte. In Zeiten der Vollbeschäftigung und des Arbeitskräftemangels in Ost wie West Mitte der 70er Jahre wurden Frauen dringend als Arbeitskräfte benötigt, auch wenn ihre berufliche Qualifikation gering war. Viele Frauen nahmen deshalb die Lebenskrise als zweite Chance wahr, um sich auf eigene Füße zu stellen: „Da hab' ich mich selbst geprägt".

In der Mehrheit war es indessen im Osten wie im Westen eine Emanzipation wider Willen, die den Frauen im mittleren Alter in Familie und Beruf von außen aufgenötigt wurde. Anders als die jüngere Frauengeneration, die im Westen berufliche Partizipation und Frauenrechte selbst erkämpfte und im Osten diese quasi vom Staat präsentiert bekam, waren sie auf die neuen Freiheiten und neuen Zumutungen für Frauen nur unzureichend vorbereitet. Alternativen zur Familie im Beruf zu suchen fiel schwer, besonders den westdeutschen Frauen im mittleren Alter, soweit sich ihnen nur schlecht bezahlte und kräftezehrende unqualifizierte Arbeitsplätze boten. Dennoch war der erste selbständige Schritt nach draußen für einige wie eine Befreiung, und das erste selbstverdiente Geld stärkte das Selbstbewußtsein der zuvor vom männlichen Partner abhängigen Frauen.

Frauen, die indessen durchweg auch während der Ehe erwerbstätig waren, wurden nun ihrerseits im mittleren Alter seit den 80er Jahren mit der Erfahrung konfrontiert, daß die früher erworbene Qualifikation veraltet und nicht mehr nachgefragt war. Sie waren gezwungen, unterhalb ihrer Qualifikation zu arbeiten, den Beruf zu wechseln oder eine Umschulung auf sich zu nehmen, um überhaupt noch einen Arbeitsplatz zu finden. Der rapide technische Wandel seit den 80er Jahren erzwang im Westen wie im Osten die Umstrukturierung ganzer Berufszweige, die mit veränderten Arbeitstechniken und Abläufen verbunden war. Auch im Osten lernten die Frauen im mittleren Alter erstaunlich häufig um.

Lea (1922) aus dem Westen wollte in der Jugend „nichts als Gattin, Hausfrau und Mutter sein", heiratete mit 23, um der beengten Mansardenwohnung zu entkommen. Naiv und unerfahren „himmelte sie ihren Mann an" und lief in weißen Söckchen herum wie ein Schulmädchen. Erst als sie sich mit den selbstbewußten Kolleginnen des Mannes, der Journalist war, verglich, reali-

sierte sie, daß „sie etwas für sich tun mußte„: „Die anderen liefen nicht mehr in Söckchen rum". Sie lernte Buchhaltung und arbeitete fortan bis zur Rente als Bankangestellte ohne Berufsabschluß. Als sie 33 war, erkrankte ihr Mann schwer und starb 10 Jahre später. Sie war dankbar für die geschenkten Jahre mit dem kranken Mann, merkte aber auch, „daß sie ihm langsam über den Kopf gewachsen" ist. Mit 43, im Jahr 1965, ist sie allein. Wider alle Erwartung ist ihr ein zweites Glück beschert, als sie nach 40 Jahren ihre Jugendliebe wiedertrifft: „Das Schicksal hat ihn mir aufbewahrt".

Monika (1934) aus Westdeutschland gerät mit 42 Jahren in eine Ehekrise. Nachdem ihr Mann sie wegen einer Jüngeren verlassen hat, unternimmt sie zum ersten Mal in ihrem Leben „einen Schritt allein in die Außenwelt". Zwar war sie durchweg während der Ehe berufstätig. Aber die wenig befriedigende Erwerbsarbeit als Kauffrau im Einzelhandel reichte nicht aus, um sich aus ihrer inneren Abhängigkeit von einem Mann an ihrer Seite zu befreien. Der erste Schritt in die Freiheit ist ein Kuraufenthalt Mitte der 70er Jahre. Sie verliebt sich in einen jüngeren „Kurschatten" und fühlt sich, von der Kur zurückgekehrt, „um 20 Jahre verjüngt". Sieben Jahre dauert das Glück an, und für sieben Jahre findet sie endlich eine Tätigkeit im Antiquitätenhandel, die sie voll ausfüllt, denn schon immer habe sie sich „für Kunst interessiert". Mit 50 ist auch das vorbei. Spät macht sie eine Umschulung als Kontoristin am Computer. Doch findet sie in den 80er Jahren als Mittfünfzigerin kaum noch einen Arbeitsplatz.

Wiltrud (1934), die gelernte Krankenschwester aus Ostdeutschland, hat ihren Beruf „in der Hauptsache in der Familie ausgeübt". Schon in der Jugend mußte sie für den pflegebedürftigen Vater die Verantwortung übernehmen, pflegte ihn auch noch als jungverheiratete Frau und Mutter von drei Kindern: „Das hat in der Ehe gefehlt". Doch fragte sich die Pastorentochter und Pastorenfrau: „Darfst du deinen Vater verlassen in dieser Lage?" Als Pastorenfrau und Mutter dreier Kinder hat sie genug zu tun, eine Erwerbsarbeit ist ausgeschlossen. Als Folge ihrer chronischen Überlastung erkrankt sie schwer. Erst in den mittleren Lebensjahren verringert sich für sie der Druck, nachdem der Vater eine neue Ehe eingeht und der älteste Sohn das Haus verläßt. „Es gab keine Wohnungen, die Kinder blieben länger im Elternhaus zu DDR-Zeiten." Und doch belastet sie der Auszug des Sohnes sehr, nachdem dieser einen Arbeitsplatz gefunden hat. Noch immer nagt an ihr, daß ihre Kinder nicht die Erweiterte Oberschule besuchen konnten, als Pastorenkinder in ihren Schul- und Studienchancen benachteiligt waren. Sie selbst war einen Tag vor dem Abitur von der Schule gewiesen worden, konnte es jedoch ein Jahr darauf nachholen.

Wechseljahre: „Als sich meine Ehe veränderte ...“

„Wir haben durchgehalten und uns nicht scheiden lassen“

*

„Ich habe immer etwas für mich allein gemacht, mich auf den Weg gemacht und mich dadurch von meinem Partner entfernt“

*

„Als mein Sohn auszog, habe ich mich neu auf meinen Mann bezogen“

*

„Als mein Mann krank wurde, veränderte sich unsere Ehe“

Leeres Nest: „Als die Kinder aus dem Haus gingen ...“

„Dann habe ich Seminare zum Wiedereinstieg in den Beruf besucht“

*

„Mit 50 bekam ich den ersten Preis als Miss-Hosen-Gebhard“

*

„Dann kamen die Wechseljahre, und ich mußte meinen Körper und viele Operationen annehmen“

*

„Ich habe mit 65 den Führerschein gemacht“

Berufswechsel: „Als ich mich beruflich neu orientierte...“

„Es gab ja nur Teilzeitstellen für uns, wir waren überqualifiziert und unterbezahlt“

*

„Für mich war Ganztagsarbeit ein Zwang“

*

„Ich mußte in ein anderes Berufsfeld wechseln“

*

„Aus Angst vor Arbeitslosigkeit bin ich dann doch im alten Beruf geblieben. Ich war zu alt für alles, zu alt, um neu anzufangen“

*

„Das war eine Zeit voller Überlastung und Ängste“

*

„Den Beruf habe ich zur eigenen Entfaltung genutzt“

Älterwerdende Frau ab 55: „Unabhängig – aber wohin will ich?“
Die zwischen 1975 und 1995 über 55jährigen Frauen erzählen zu dem Themenfokus „neue Unabhängigkeit“ sowie „Besinnung und Suche nach Sinn“ ihre Lebensgeschichten.

„Jeder Mensch braucht mehrere Lebensmittelpunkte“, ist eine Einsicht, die sich den älterwerdenden Frauen erst dann aufdrängt, nachdem die zentralen Lebensaufgaben in der Familie verloren gingen. Nachdem die Kinder ausgezogen waren, der Lebenspartner davongelaufen oder verstorben war, stellten sie plötzlich fest, daß sie allein für ihr Leben verantwortlich sind, ihnen niemand die Aufgabe abnahm, das Leben im Alter zu gestalten. Die zum Zeitpunkt der Wende über 55jährigen Frauen waren im Westen wie im Osten mit einer vorzeitigen sozialen Alterung im Beruf konfrontiert, die Folge des verengten Arbeitsmarktes seit den 80er Jahren oder des rapiden Verfalls ihrer Berufserfahrung war.

Der Zwang zur Neuorientierung in einem Lebensalter, in dem nicht mehr ohne Not eingefahrene Gleise verlassen, neue Aufgaben und Sozialbeziehungen gesucht werden, stellte sich den älteren Frauen auch schon zu DDR-Zeiten nach der Berufsaufgabe, erst recht aber nach dem abrupten Berufsende durch die Wende. Zwar waren Ältere in der DDR länger in die Berufsarbeit integriert und intensiver auch nach dem Berufsende in die Betriebsgemeinschaft einbezogen. Doch lösten sich auch schon zu DDR-Zeiten traditionelle Arbeiter- und Nachbarschaftsmilieus auf, die im Alter vor Einsamkeit bewahren konnten. Erst recht sind heute die Älteren im Osten sich selbst überlassen, nachdem die Jüngeren um ihr Überleben kämpfen müssen und die traditionellen Alteneinrichtungen weitgehend aufgelöst oder aber für sie unzugänglich sind. Lediglich als Großmütter sind heute die älteren Frauen im Osten noch gefragt.

Die Suchbewegung der älterwerdenden Frauen – provoziert durch die Einstellung, „daß es so nicht weitergehen kann wie bisher“ – setzte bereits mit Mitte 50 ein. Das Verhältnis zum eigenen Körper veränderte sich mit den Wechseljahren, auch das Verhältnis zum Partner verwandelte sich in der Altersehe, nachdem die Kinder aus dem Haus gezogen waren. Das Bedürfnis, „endlich etwas für mich zu tun“, nahm zu, nachdem sich die Familienaufgaben verringerten. Gerade dann kamen indessen für nicht wenige Frauen neue Sorgeaufgaben hinzu: sei es, daß sie die Enkelbetreuung übernehmen mußten, sei es, daß den nun selbst schon von ersten Einschränkungen des Älterwerdens betroffenen Frauen die Sorge für ihre alternden Eltern zufiel. Nicht selten mußten sie zusätzlich neben der Berufsarbeit die jahrelange Pflege des Lebenspartners bewältigen, während sie selbst im Pflegefall nicht mehr damit rechnen können, von Familienangehörigen betreut zu werden. Die begründete Sorge um das eigene Alter stellt sich den heute älteren Frauen vermehrt, weil die Töchter berufstätig sind und die Anzahl der Familienangehörigen, die

bereit und abkömmlich wären, um sich um die alternden Mütter zu kümmern, sinkt.

Umso erstaunlicher ist die Erfahrung, daß die heute etwa 70jährigen Frauen keineswegs nur die berechtigte Sorge um das eigene Wohl im Alter umtreibt. Durchweg erweiterte sich gerade im höheren Alter, nachdem die Turbulenzen im Lebenslauf geringer wurden, das soziale Verantwortungsbewußtsein für die Jüngeren. Doch finden die älteren Frauen bis heute kaum ein Forum, in dem sie ihre Sorgen mitteilen könnten und Gehör bei den Nachkommen finden würden. Daß sie aufgrund ihrer Lebenserfahrung den Jüngeren etwas zu sagen haben, sollte im Durchgang durch die biographischen Lebensstationen deutlich geworden sein.

Die Besinnung auf eigene Kräfte setzt fast immer bei den älteren Frauen eine Such- und Probierbewegung in Gang, neue sinnvolle Lebensaufgaben für das Älterwerden zu finden. Für einige der älteren Frauen war die Suche nach neuen Lebensinhalten der erste selbständige Schritt in ihrem Leben, der ohne äußeren Zwang, aber auch ohne männlichen Begleiter an ihrer Seite getan wurde. Die Erfahrung in den Erinnerungswerkstätten, daß auch andere ältere Frauen Probleme mit der späten Freiheit haben, ermutigte dazu, den nächsten Schritt gemeinsam zu tun und dem Älterwerden gelassener entgegenzusehen.

Hella (1928), die Frühverwitwete, glaubt mit 38 Jahren, „mein Leben ist vorbei", nachdem der von ihr geliebte Mann stirbt und sie als Mutter zweier Kinder von 7 und 10 Jahren allein zurückbleibt. Schon die Alleinzuständigkeit für die Kinder überfordert sie, und sie glaubt gerettet zu sein, als sie während eines Kuraufenthaltes einen Mann kennenlernt. Mit 40 geht sie eine zweite Ehe ein, „doch wollte er mich und nicht die Kinder". Ein Konflikt, der später zur Scheidung führt. Erst jetzt lernt sie, ihr Leben in die eigenen Hände zu nehmen, begreift, „daß man nicht warten kann, daß sich was tut, sondern selbst Gelegenheiten finden muß, um etwas Neues zu beginnen". Seither ist Hella auf der Suche, sie „sucht und sucht" nach neuen Lebensaufgaben. Zwischen 55 und 60 übernimmt sie ein unbezahltes Ehrenamt im Krankenhaus, eine schwere soziale Aufgabe, mit der die zierliche Person über sich selbst hinauswächst. Auch danach hat sie „immer etwas Neues ausprobiert", tanzt in einer Square-Dance-Gruppe, geht auf Reisen, „um in Bewegung zu bleiben". Ihr persönliches Credo für das Alter, „ohne Überfluß glücklich zu leben", hält sie für tragfähig auch im Hinblick auf die Gestaltung unserer gesellschaftlichen Zukunft, denn „die allgemeine Verschwendung kann so nicht weitergehen".

Ursula (1926) aus Bremen war immer schon – vor der Ehe und auch danach – eine unabhängige Frau, die nicht erst nach der Scheidung lernt, auf

eigenen Füßen zu stehen. Die 70jährige macht sich deshalb weniger Sorgen um die eigene Zukunft als vielmehr um die Zukunft der Jugend, die sie heute als umfassend gefährdet ansieht. Arbeitslosigkeit, ökologisch irreversible Schäden und die Gefährdung des Friedens sind Risiken, die einen „Willen zur Veränderung bei Politikern voraussetzen würden". Sie möchte deshalb jedem einzelnen Politiker ins Gewissen reden, um an die Verantwortung gegenüber der Jugend zu erinnern: „Weniger für mich als für meine Nachkommen sehe ich eine Notwendigkeit, daß sich eine Menge ändern müßte". Ursula ist nicht die einzige unter den Frauen, die sich im Alter über den eigenen Lebenshorizont hinausgehend Sorgen um die Zukunft macht.

Leonie (1936), die Röntgenassistentin aus Wismar, hatte zum Zeitpunkt der Wende bereits 28 Jahre Berufsarbeit hinter sich. Doch glaubte sie als damals 53jährige, noch 12 Jahre bis zur Rentengrenze vor sich zu haben, als sie völlig unerwartet mitten aus dem Berufsleben gerissen wird. Leonie erhält eine Abfindung, nachdem die Kinderklinik abgewickelt wird, und steht plötzlich „vor dem Nichts". Sie verliert nicht nur den Arbeitsplatz und den Kontakt zu Kollegen, sie verliert auch die Basis ihres sozialen Engagements für die FDJ, das ihr viel bedeutet hat. Auch die Kinder waren längst aus dem Haus, und sie „wußte nicht, wie es weitergehen sollte". Dennoch schließt Leonie aus sozialer Verantwortung für die Jüngeren eine Rückkehr in die Erwerbsarbeit aus: „Wir können das den Jüngeren nicht antun". Auch sie macht sich große Sorgen um die Zukunft der Jugend. Im Gegensatz zu vielen Älteren, die nach ihrer Erfahrung bereits resigniert haben („Wir sind zu alt, wir können nichts mehr ändern"), ist sie fest entschlossen, als älterwerdende Frau sich „nicht unterkriegen zu lassen". Direkt nach ihrer Entlassung und bis heute engagiert sie sich in der Clubarbeit mit Älteren, ist im Wanderclub und im Frauenzentrum in Wismar aktiv.

Neue Unabhängigkeit: „Endlich kann ich tun, was ich selber will"

„Ich möchte das Leben nutzen, so lange es möglich ist"

*

„Ich habe das Gefühl, daß ich eine ganze Menge ändern müßte, aber ich weiß nicht, was und wie"

*

„Endlich habe ich Zeit für neue Kontakte, für Muße und Ruhe und für Freunde"

*

„Ich habe die Freiheit der eigenen Entscheidung"

*

„Ich will bewußt genießen, keine Hektik im Genuß"

*

„Ein bunter Strauß, dabei alles im rechten Maß"

Besinnung und Suche nach Sinn: „Wir sind mitten drin auf der Suche“

„Auf zu neuen Ufern – ich will noch aktiv sein“
*
„Reisen als Flucht vor dem Alltag ist nicht befriedigend“
*
„Ich habe Angst vor der Einsamkeit im Alter“
*
„Wie werde ich im Alter wohnen? Ist eine Wohngemeinschaft die Lösung?“
*
„Vieles müßte sich ändern – weniger für mich, als für die Nachkommen“

Wiederkehr des Verdrängten: Wie das Sein im Bewußtsein weiterwirkt

„Wie leben wir damit, daß immer neues Unrecht geschieht?“, fragt eine der Frauen zum Ende einer Befragungsrunde im großen Kreis der Ost- und Westdeutschen in Zwischenahn, in der wechselseitig „Fragen an die anderen“ formuliert wurden. „Muß immer wieder ein Unrecht durch das andere vergolten werden?“, war die unausgesprochene Frage an die Versammelten. Während der sehr offen ausgetragenen Befragung geht es vor allem, wenn auch nicht nur, um gegenseitige Aufrechnungen unbeglichener Schulden, um ungerechten Lastenausgleich zwischen Ost und West, um Quittungen für vergangenes Unrecht nach Flucht und Vertreibung. Mit den Fragen an die anderen war beabsichtigt, die getrennten Erfahrungen im geteilten Deutschland anzusprechen. Doch entpuppt sich die gemeinsam geteilte Vergangenheit, die unterschiedlichen Folgen des Nationalsozialismus, als das eigentliche Thema der Anfragen – ein Verweis darauf, wie gegenwärtig die Vergangenheit sein kann, wie wenig vergessen und vergeben ist. Die Wiederkehr des Verdrängten zeugt von tiefen Gräben zwischen Ost und West und wechselseitigem Groll über die Jahrzehnte und über die Generationenfolge hinweg. Die Folgen der Nazidiktatur – im Westen die Vertreibungen, der Haus- und Heimatverlust, der zerstörte und nicht wiedergutgemachte Besitz, im Osten die Ausplünderung durch die Sowjetunion und die fehlenden Entschädigungen – sind das eigentliche Thema des Dialogs. Es geht um Haben oder Nicht-Haben: Bei den Eigentumsfragen hört das Verständnis füreinander auf.

Zunächst kreist das Gespräch um die Differenz zwischen der Armut im Osten und dem Reichtum im Westen: „Im Westen war alles da, im Osten nichts“. Dem Ost-Vorurteil wird von den West-Frauen entgegengehalten, daß sie als Flüchtlingskinder nach dem Krieg in Baracken hausen mußten, die Eltern oft Haus und Hof verloren haben. Andere rechnen die Not der Witwen und Alleinerziehenden vor, denen es im Westen auch noch in den 60er und 70er Jahren nicht viel besser ging. Sie konnten die Wünsche der Kinder nicht erfüllen, weil der Halbtagsjob gerade so gelangt hat, um den Unterhalt zu si-

chern: „Im Westen war zwar alles zu haben, aber für viele von uns war es unerreichbar". Demgegenüber gehörten Alleinerziehende im Osten nahezu zu den Privilegierten, die nicht selten die „Kinderschiene nutzten", um an die Vergünstigungen zu gelangen.

Im nächsten Zug rechnen die West-Frauen vor, daß der aktuelle Preis für das Ende des Kalten Krieges im Westen zu hoch sei: Steuermilliarden gingen einseitig an den Osten, während sich im Westen Armut und Arbeitslosigkeit rapide ausbreiteten. Der Zorn über verschleuderte Steuergelder als Folge der Mißwirtschaft ist groß. Die Gegenrechnung folgt auf dem Fuß: Nicht der Westen, sondern der Osten habe für die Kosten der Vereinigung aufzukommen. Kaufhallen auf der grünen Wiese, Mieterhöhungen, Versicherungsbetrüger und ein Überangebot an Banken werden als Indizien dafür genannt, daß vor allem der Westen Gewinne gemacht hat, während die Wirtschaft im Osten unter Konkurrenzdruck zusammenbrach. Der Westen habe sich „goldene Nasen" verdient mit Gebrauchtwagen, im Baugeschäft und über staatlich subventionierte Investitionen.

Nicht erst heute, so die Ost-Frauen, müßten sie historische Rechnungen begleichen: Direkt nach dem Krieg mußten sie im Gegensatz zur BRD ohne Marshallplan und schwer belastet durch Reparationsleistungen an die Sowjetunion den Wiederaufbau aus eigener Kraft leisten. Eine Wiedergutmachung für Kriegsgefangene wie für die Opfer des Naziregimes, einen Lastenausgleich für im Osten verlorene Landgüter, Grundstücke und Hauseigentum gab es für sie nicht, im Unterschied zu den Westdeutschen in vergleichbarer Lage. Weder konnten sie gegen das Brudervolk der Sowjetunion einen Anspruch erheben noch den antifaschistischen Staat für die Verbrechen der Nazizeit belangen. Die DDR verweigerte eine Verantwortungsübernahme für die Nazizeit.

Und heute würden die Ostdeutschen wieder zur Kasse gebeten, würden um längst durch Arbeit erworbene Anrechte auf Grundstücke gebracht, müßten diese von Alteigentümern zurückkaufen: „Die Westler sind bei uns abgehauen, haben Haus und Hof freiwillig verlassen und kehren jetzt zurück, um die Hand aufzuhalten, nachdem es Entschädigungen oder etwas zu erben gibt". Sie nutzten den Steuererlaß, um ihr Hauseigentum im Osten zu sanieren, oder das Recht, als Enkel ein Eigentum einzuklagen, das von den Alteigentümern längst aufgegeben worden sei. Die Ressentiments treffen damit insbesondere diejenigen Nachkommen, die notgedrungen unter Lebensgefahr die Heimat verlassen haben, denn jüdisches Eigentum wird heute am ehesten an die Nachkommen zurückerstattet.

Gegen das Argument, nach dem Krieg Wiedergutmachungsgewinner gewesen zu sein, halten die West-Frauen unabgegoltenes Unrecht, das ihnen als Flüchtlingen widerfuhr. Sie und ihre Familie hätten häufig keinerlei Entschädigung als Vertriebene aus den „Ostgebieten" erhalten: „Erst 1969 war für uns der Lastenausgleich fällig, nachdem mein Vater längst gestorben war

und nichts mehr davon hatte“. Viele mußten sich mit wenigem begnügen, mußten mit einem „Übergangsgeld“ für die Hausratsgründung oder mit ein paar tausend Mark für das in Polen verlorengegangene Haus zufrieden sein.

Unverkennbar war, daß der Anspruch auf Rückgabe oder Entschädigung von einigen der westdeutschen Frauen mit Genugtuung erfahren und wie eine späte Begleichung einer unabgegoltenen Schuld interpretiert wurde. Deutlich wurde auch, wie explosiv das Thema ist, das längst überwunden schien: Die Tretmine war nur mit der Zeit verdrängt, nicht wirklich geborgen und entschärft worden. Bei den Eigentumsverhältnissen, bei der Kosten- und Lastenfrage hörte die Toleranzbereitschaft unter den Frauen auf, wirken Revanchegefühle bis heute nach.

Geöffnet füreinander haben sich die Frauen erst, als eine von ihnen politische Fehler und Versäumnisse eingestand und damit den anderen einen Schritt entgegenkam. Erst dann waren auch die Frauen der Gegenseite bereit, sich zu öffnen für die eigene biographische Erfahrung und für das Gegenüber. Auf die Frage: „Was wäre gewesen, wenn die Mauer geblieben wäre?“ findet eine vorsichtige Annäherung unter den Parteien statt. Wiederhaben will sie keine. Zwar beklagen die Ost-Frauen den Zerfall der Sozialstruktur und des Zusammenhalts unter Kollegen durch den Zwang zur Selbstbehauptung und die Auflösung gesellschaftlicher Zentren, die Sport und Kultur für alle zugänglich machten. Als aber eine der westdeutschen Frauen zugibt: „Wir sind wirklich eine Ellenbogengesellschaft, ihr habt uns den größeren Zusammenhalt voraus“, ist das Eis gebrochen.

Nun kann auch eine der ostdeutschen Frauen ihre Enttäuschung darüber eingestehen, „daß bei uns nur die Not den Zusammenhalt geschaffen hat, der jetzt zerfällt“. Eine andere ergänzt, ihre „bitterste Erfahrung“ sei das Zerbrechen alter Freundschaften nach der Wende gewesen. Die Mangelgesellschaft hatte zusammengehalten, weil und so lange die einzelnen aufeinander angewiesen waren, um ohne Not ein Auskommen zu haben.

Nachdem die Tür der Verständigung einen Spalt breit geöffnet ist, können auch in den jeweils eigenen Reihen die Widersprüche zugelassen werden. Die Desillusionierung ist groß über das nach der Wende bekannt gewordene Ausmaß von Privilegien und Korruption der Nomenklatura in der DDR. „Meine Empörung war gewaltig, als ich hörte, wie die Oberen gelebt haben.“ Zwar sei schon vor der Wende die Zweiteilung der Gesellschaft bemerkt worden, in der nur die einen über die Doppelwährung verfügten, die Zugang zum Intershop verschaffte. Aber über das Ausmaß der Ungleichheit sieht man sich getäuscht, und man ist enttäuscht von einer Gesellschaft, die sich gegenüber dem kapitalistischen System vor allem ihre moralische Überlegenheit und die sozial verwirklichte Gleichheit zugute gehalten hatte. Nun stürzte auch diese Illusion ein. Quasi aus den eigenen Reihen kommt daraufhin der Einspruch, daß es nicht primär die „fehlenden Bananen“ gewesen seien, „die uns be-

drückten, sondern vielmehr die wachsende geistige Enge, die uns zu seelischen Krüppeln machte, obwohl es materiell besser ging".

Auf die Anfrage einer West-Frau, welche Verluste nach der Wende besonders schmerzten, wird vor allem der Verlust der Sicherheit beklagt: „Die Sicherheit am Arbeitsplatz, die Sicherheit des Wohnens, die Sicherheit auf den Straßen bei Nacht, man kannte ja nicht die Angst auf den Straßen, die Gewalt an den Schulen, das Drogenproblem". Wieder meldet sich ein Einspruch wider die eigene Vergeßlichkeit, indem auf die in der DDR verbreiteten Alkoholprobleme und schließlich darauf verwiesen wird, daß es längst eine verdeckte Arbeitslosigkeit gab und die Zukunft der Arbeit eben nicht gesichert war: „Es gab Arbeitsplätze für alle – aber es gab auch massenhaft Beschäftigungen ohne Arbeit".

Ablauf der Werkstatt an der VHS Wismar

Später als in Bremen beginnt die Erinnerungswerkstatt an der VHS Wismar ihre Arbeit. Auch hier knüpft der Initialkontakt an bereits seit der Wende entwikkelte gute Beziehungen zu der Leiterin der VHS Wismar, Marianne Trampe, an. Ohne die sich im Osten eher verstärkenden Widerstände gegen Kontakte zum Westen läßt sie sich engagiert auf das Dialogprojekt ein, dessen organisatorische Verwirklichung sie in die Hand nimmt. Zunächst soll für die Werkstatt ein seit vielen Jahren tagender Gesprächskreis älterer Frauen gewonnen werden, der sich mit dem Plattdeutschen befaßt. Doch macht die Gruppe den von außen an sie herangetragenen Perspektivenwechsel nicht mit. Ausschließlich über die persönliche Ansprache von Frauen aus anderen Kursen der VHS, aus der Kultur- und Kirchenarbeit kommen schließlich 12 Teilnehmerinnen zusammen, die sich auf den Ost-West-Dialog einlassen wollen. Anders als erwartet, zeigen sich die älteren Frauen aufgeschlossen für den biographischen Ansatz und beginnen in zunehmender Offenheit ihre Berufs- und Lebensgeschichten zu erzählen.

Die Frauen haben fast alle mehrere Berufs- und Arbeitsplatzwechsel in der DDR hinter sich, die häufig mit einer Aufstiegsqualifizierung einhergingen. Das Feld der ausgeübten Berufe ist heterogen, vertreten sind z.B. Technische Zeichnerin, Röntgentechnikerin, Ergotherapeutin, Verkäuferin, Gärtnerin, Lehrerin, Kirchenmusikerin, Spitzensportlerin und Hausfrau. Im Unterschied zu der Bremer Gruppe liegt das Bildungs- und Ausbildungsniveau der Ost-Frauen deutlich höher. Die Frauen haben vielfach ihre Qualifikationen neben der Berufsarbeit erworben. Umso härter trifft sie die vorzeitige und nicht erwartete Entlassung aus der Berufsarbeit, die einige der Frauen bereits mit Anfang 50 in den Vorruhestand versetzt hat.

In der Mehrheit gehören die Frauen der mittleren Altersklasse der über 50- bis 65jährigen an. Aus der Altersdifferenz von zwei Jahrzehnten – sie sind 1996 zwischen 52 und 74 Jahre alt – resultieren andere Erfahrungen im Hinblick auf den Frauenalltag in der DDR. Zwischen 1922 und 1944 geboren, zählen die einen noch zur Gründergeneration der DDR, die im Nationalsozialismus sozialisiert wurde, während denen, die in der DDR aufgewachsen sind, jeder Vergleich mit einem anderen System fehlt. 1989 sind die Frauen zwischen 45 und 67 Jahre alt, haben zu einem Teil also bereits das Berufsleben regulär verlassen, während sich die erwartete Berufsperspektive des größeren Teils der Frauen noch auf nahezu 15 bis 20 Jahre Erwerbsarbeit erstreckte. Ihr Erwartungshorizont bricht 1989 mit der Wende abrupt zusammen. Die Frauen befinden sich heute in einer schwierigen Lage, in der sie sich neu orientieren und deshalb vor allem „nach vorne“, in die Zukunft, blicken wollen. Daß ein Rückblick nötig sein kann, um das Leben in der Gegenwart neu zu ordnen, wird nicht immer sofort akzeptiert.

In dieser Situation einer Neuorientierung der Frauen hängt viel davon ab, ob eine geeignete Werkstattleiterin gefunden werden kann, die den Balanceakt einer realistischen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit im Dienste einer selbstbewußt gestalteten Zukunft vollbringt. Die ostdeutsche, erst 35jährige Marion Wartumjan läßt sich auf das Experiment ein und kann als Werkstattleiterin gewonnen werden. Als „gelernter Philologe und Slawist" ist sie heute als Jugendreferentin im VHS-Landesverband in Mecklenburg-Vorpommern tätig. Die im Jahr des Mauerbaus geborene Mutter von vier Kindern studierte zwischen 1980 und 1985 in der Sowjetunion und war schon aufgrund ihrer bewegten Biographie prädestiniert für den grenzüberwindenden Kontakt zwischen Ost und West. Die Altersdifferenz zwischen der Werkstattleiterin und den älteren Frauen erweist sich für die Biographiearbeit eher als stimulierend denn als hinderlich. Ihre Neugier auf die „anderen Biographien" der älteren Frauen läßt Marion Wartumjan zum Auftakt der Gruppenarbeit fragen: „Haben Sie sich als Frauen ein Denkmal verdient?" Der Erzählimpuls ist provokativ und doppeldeutig zugleich, denn er spielt mit dem ehedem in der DDR verbreiteten Muster, die Leistungen der Werktätigen symbolisch aufzuwerten und zu prämieren. Vor allem will die Frage aber die Aufmerksamkeit darauf lenken, was die Frauen im Alltag der DDR real bewältigen mußten und geleistet haben. Charakteristisch für die älteren Frauen ist aus Sicht der Jüngeren die „große Bescheidenheit", die sie ihre Leistungen als „nichts Besonderes" abtun läßt: „Das war doch ganz normal – das haben wir alle gemacht". Schon das Interesse an ihrer Biographie, das über die Berufsbiographie hinausgehend auch ihren Familienalltag einbezieht, ist ungewohnt. Der „subjektive Faktor" spielte zu DDR-Zeiten nur insoweit eine Rolle, als es um die Erhöhung der Leistungsmotivation im Dienste der kollektiven Produktivität ging. Aus ihrer Sicht haben deshalb andere Frauen eher ein Denkmal verdient und mehr geleistet.

Doch was war normal im Frauenalltag der DDR? Welche Weichenstellungen bestimmten die weibliche Normalbiographie? Wer entschied darüber, was aus den Frauen geworden ist? Wo waren sie fremdbestimmt? Und was rechnen sich die Frauen heute als selbstbestimmten Lebensweg zu? Die Frauen sind all diesen Fragen in der Erinnerungswerkstatt nachgegangen.

Der später als in Bremen begonnene Einstieg in die Erinnerungswerkstatt im Spätsommer 1996 legte nahe, dem Konzept der Lebensstationen zu folgen, um die Lebensbedingungen und Bewältigungsmuster im Frauenalltag in Ost und West vergleichen zu können. Doch anders als in Bremen ist es erklärtes Ziel der Erinnerungswerkstatt in Wismar, die biographische Selbstvergewisserung entlang der Lebensstationen zunächst unabhängig von dem geplanten Dialog mit den West-Frauen aufzunehmen. Ohne Rechtfertigungsdruck setzt die intensive Auseinandersetzung mit der eigenen Vorgeschichte in der DDR ein. Fast alle Frauen haben bereits mehrere Lebensabschnitte unter

gänzlich anderen Systemvorgaben hinter sich: Die Kindheit oder Jugend verbringen sie im Nationalsozialismus, das Familien- und Berufsleben ist durch die DDR geprägt, und das Älterwerden muß nun unter dem neuen Vorzeichen des vereinigten Deutschland bewältigt werden. Die Lebensgeschichten bilden deshalb kein Kontinuum ab, sind vielmehr durch mehrfache Brüche gekennzeichnet.

Heute werden Lebensgeschichten anders erzählt als zu DDR-Zeiten, ein Umstand, der die Einsicht vermittelt, daß die Spurensuche nicht, wie erwartet, die eine Wahrheit, sondern viele mögliche Wahrheiten offenlegt: Je nach Situation, je nach Rolle und Position, je nach Alter und Herkunft des Gegenübers wird die Biographie unterschiedlich erzählt.

Einen Eindruck davon vermittelt der Gegenbesuch der Frauen aus Bremen während der Veranstaltung vom 15. bis 17. November 1996 in Boltenhagen bei Wismar. Die Veranstaltung „Begegnung im vereinten Deutschland" kommt durch eine Kooperation des VHS-Landesverbandes Mecklenburg-Vorpommern mit der Landeszentrale für politische Bildung zustande.

Das Treffen von 30 Frauen aus Ost und West kann an die Erfahrungen des ersten Austauschtreffens in Bad Zwischenahn anknüpfen, an dem einige der ostdeutschen Frauen teilgenommen haben. Unverkennbar ist das Vertrauen unter den Ost- und den West-Frauen aufgrund der intensiven Biographiearbeit in Zwischenahn gewachsen und trägt auch die Veranstaltung im Osten. Die Wiedersehensfreude ist groß. Dennoch treten die Differenzerfahrungen im Frauenalltag zwischen den ost- und westdeutschen Frauen stärker zutage. Im Gegensatz zum ersten Treffen sind in Boltenhagen die ostdeutschen Frauen nicht mehr in der Minderzahl, sondern zu gleichen Anteilen vertreten. Hinzu kommt, daß vermutlich gerade das bereits entwickelte Vertrauensverhältnis dazu beigetragen hat, daß erst im zweiten Anlauf biographische Differenzen offener ausgesprochen und von der Gegenseite bereitwilliger angenommen werden können.

Die Präsentation der Biographien erfolgt nach dem Modell von Bad Zwischenahn in einer kleinen erzählenden Ausstellung. Auch in Boltenhagen werden Fundstücke aus der Vergangenheit zum Frauenalltag zusammengetragen und erzählend Collagen aus Lebensgeschichten und Alltagserinnerungen vorgestellt.

Spürbar ist die befreiende Erfahrung der ostdeutschen Frauen, endlich ihre Biographie ungeschützt und offen im halböffentlichen Raum erzählen zu können, ohne mit Sanktionen rechnen zu müssen. Dabei kommen erstmals auch die sozialen Unterschiede zu Gehör, die im Rahmen der DDR verschwiegen, verleugnet oder geglättet werden mußten, um die eigene Berufslaufbahn oder die Schullaufbahn der Kinder nicht zu gefährden.

Anders als beabsichtigt vermochte die DDR, die unter dem Gleichheitsgrundsatz angetreten war, auch in 40 Jahren nicht die Unterschiede der

sozialen Herkunft zu nivellieren. Zwar fanden Umschichtungen zugunsten der Arbeiterklasse statt, doch überdauerten unterschiedliche Wertorientierungen aus der „Vorgeschichte" der DDR alle sozialistischen Umerziehungsversuche. Dies schon deshalb, weil das „falsche Bewußtsein" nur noch im Verborgenen beibehalten, nicht mehr an der Realität überprüft werden konnte und mußte.

Wie die richtige Biographie zu sein hatte, was als „richtiges Bewußtsein" galt, war im Arbeiter- und Bauernstaat klar definiert: Nur wer im Klassenbuch hinter seinem Namen ein „A" (Arbeiterkind) vorweisen konnte, dem standen potentiell alle Wege offen. Die soziale Herkunft geriet indessen unter Generalverdacht, sofern sie nicht dieses privilegierende Merkmal aufwies. Von „bürgerlicher Herkunft" zu sein war ein Makel, der nur mit Loyalitätsnachweisen gegenüber dem sozialistischen System ausgeglichen werden konnte. Es genügte in der neuen Ordnung, Kind eines Hausbesitzers, eines Geschäftsinhabers oder eines Professors zu sein, um in seinen Entwicklungschancen beeinträchtigt zu werden. Wer der „Kapitalistenklasse", der „Junkerkaste" oder den Kirchenkreisen zugerechnet wurde, stand unter Rechtfertigungsdruck und unter der ständigen Beweisnot, nicht dem „konterrevolutionären Klassenfeind" zuzuarbeiten. Während Pfarrerskinder durchweg nicht zum Hochschulstudium zugelassen wurden, reichte unter Umständen schon das – meldepflichtige – Mitsingen im Kirchenchor aus, um benachteiligt zu werden.

Beobachtet wurden schließlich alle, die eine von der Linie abweichende „Vorgeschichte" hatten und die sich nicht zugleich durch ein manifestes Bekenntnis zum neuen Staat mit dem Eintritt in die staatlichen Großorganisationen auswiesen.

Nicht zu Unrecht war das Mißtrauen des Staates in sein Volk groß, denn die Mehrheit war im vorausgegangenen System dem „Führer" bedingungslos gefolgt. Aber auch diejenigen, die den faschistischen Zielen widerstanden hatten, waren trotz der offiziellen antifaschistischen Propaganda der DDR aufgrund ihres kritischen Potentials keineswegs immer erwünscht.

Staatliche Kontrolle der Biographie setzte deshalb nicht erst mit der Berufswahllenkung ein, die seit den 70er Jahren den staatlichen Planvorgaben folgte. Schon die soziale Herkunft reichte aus, um mit Benachteiligungen aufgrund der „falschen Biographie" rechnen zu müssen. Nicht wenige der DDR-BürgerInnen mit einer „anderen Biographie", die unerwünscht war, verstummten. Andere verleugneten ihre diskriminierte Vergangenheit und paßten sich der neuen Wertordnung an. Geduldet waren einzelne wie kulturelle Minderheiten, die sich politisch anpaßten. So wurden Juden um den Preis der Aufgabe ihres Judentums integriert, soweit sie sich mit dem Sozialismus identifiziert hatten. Sorbisch wurde an eigenen Schulen als Fremdsprache anerkannt, nachdem die sorbische Minderheit politisches Wohlverhalten zeigte (vgl. Ratajczak 1996).

Die soziale und kulturelle Herkunft als Disqualifizierungsmerkmal zu behandeln knüpfte an nationalsozialistische Traditionen an, wenn auch unter einem gänzlich anderen politischen Vorzeichen.

Für viele ist es deshalb nach der Wende wie ein Befreiungsschlag, nicht mehr wegen der „anderen Biographie" verfolgt oder benachteiligt zu werden. Die in Boltenhagen vorgestellten Lebensläufe weisen durchweg Merkmale der „anderen Biographie" auf, die den Frauen unterschiedliche Lösungen aufnötigten, um innerhalb des DDR-Systems zurechtzukommen.

Die „andere Biographie": Auszug, Nische oder Anpassung

Das Vertrauen in neue Spielräume der biographischen Selbstdarstellung mußte in der Erinnerungswerkstatt erst erprobt werden. Denn nicht nur in der DDR, auch nach der Wende hat sich die „falsche Biographie" als problematisch für das weitere berufliche Fortkommen erwiesen: Parteimitgliedschaft, das Engagement in gesellschaftlichen Organisationen wie der FDJ, das falsche Studium in staatsnahen Wissenschaftsdisziplinen reichten aus, um in seinen Chancen zu einem Neuanfang beeinträchtigt zu sein.

Den Frauen aus Wismar fällt deshalb nicht nur schwer, ihre höchst unterschiedlichen Vorgeschichten ungeschützt zu erzählen, sondern es kostet einige auch Überwindung, sich ohne Vorbehalte auf die Geschichten der Andersdenkenden einzulassen. Im Zeichen der Einheitsideologie in der DDR blieb man schon als Vorsichtsmaßnahme weitgehend „unter sich". Nur im Rahmen Gleichgesinnter konnte man sich offen austauschen, ein Umstand, der wesentlich auch den intensiven sozialen Zusammenhalt in privaten Nischen gefördert hat. Eben deshalb konnten entgegen der offiziellen Einheitsdoktrin differenzierte soziale Milieus auch in der DDR sich ausbilden und überleben, die der Annahme einer generell vereinheitlichten Sozialstruktur widersprechen.

Die offene Auseinandersetzung mit Andersdenkenden, der tolerante Umgang mit sozialen Differenzen in der Erinnerungswerkstatt in Wismar ist eher ungewohnt. Doch macht die Vielfalt der Lebensläufe den Frauen Mut, bisher unterdrückte Erfahrungen preiszugeben und anfängliche Redehemmungen zu überwinden. Wahrhaftigkeit steckt an, eine Dynamik, die befreiend wirken kann, insbesondere dann, wenn bisher Unausgesprochenes, das als Ungesagtes auch „unerledigt" blieb, endlich zur Sprache kommen kann. Erst als mitgeteilte Geschichten können sich diese zu einem kollektiven Gedächtnis verdichten, das eine bisher unbekannte Sicht auf den Frauenalltag der DDR freilegt. Erinnerungen sind einem ständigen Wandel unterworfen, sind kein fester Besitz. Sie leben und verändern sich durch Ansprache und Aussprache: Sie brauchen einen ihnen äußerlichen Vergleichsstandpunkt, um die eigene Geschichte in der Differenz zu anderen erkennen zu können.

Erst nachdem die Frauen aus Wismar mit der „anderen Biographie“ konfrontiert sind, lernen sie, die eigene Lebensgeschichte im neuen Kontext zu beurteilen und sich selbst wie die anderen mit neuen Augen zu sehen. Welche Erkenntnischancen im Erzählen und Anhören von Biographien gegeben sind, geht aus den folgenden lebensgeschichtlichen Erzählungen hervor.

Tochter aus gutem Hause: Ablösung durch Auszug aus dem Elternhaus

Nora (1943), der Tochter aus „gutbürgerlichem Hause“, ist bis heute der Konflikt anzuhören, der in der DDR mit ihrer bürgerlichen Herkunft verbunden war. Gut behütet, doch zugleich auch streng reglementiert durch den Vater, wuchs sie heran: „Geh grade!“, „Hände auf den Tisch!“ und später „Geh in die Handelsschule!“ waren die Devisen, die ihrem Lebensweg vorgegeben waren und ihr selbständige Entscheidungen vorenthielten. Die wohlerzogenen Kinder wurden als „Vorzeigeobjekt“ der Eltern beim Sonntagsspaziergang präsentiert: „Sonntag nachmittag, da wurde spazieren gegangen – die Kinder immer vorneweg!“

Erst der Auszug aus dem Elternhaus bringt die ersehnte Befreiung, nachdem Nora schon „aus Trotz“ und wider den Willen des Vaters einen Landwirt heiratete, nicht aber die vom Vater erwartete „standesgemäße Partie“. Bis heute kontrastiert sie ihr Leben auf dem Lande mit dem bürgerlichen Elternhaus: „Wir hatten die Drecksarbeit, und sie hatten das Bad“. Die Ablösung vom Elternhaus ist schmerzlich, doch hilft ihr der Wechsel des Klassenstandpunkts auch, sich von dem Standesdünkel der bürgerlichen Herkunft zu befreien und die Liebesehe einzugehen.

Auch in den 60er Jahren, so können wir erfahren, waren in der DDR noch deutliche Klassenunterschiede wirksam. Doch wurde der Ablöseprozeß der Jungen von den überholten Werten der Alten durch das neue Wertsystem unterstützt. Gleichzeitig blieb auch in der sozialistischen Gesellschaft die traditionelle Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern zunächst ungebrochen aufrecht erhalten. „Nur auf Schleichwegen“, so erinnert Nora, kutschierte ihr Mann das Baby im Kinderwagen zu ihr, nachdem sie ihre Ausbildung auswärts, in Güstrow, aufgenommen hatte.

Die Pastorentochter: Rückzug in die Nische

Wiltrud (1934), die gelernte Krankenschwester, wächst im Pastorenhaushalt mit den tagesbegleitenden Gebeten der Eltern auf: „Kein Tag ohne Morgengebet, Tischgebet und Segensspruch“, wenn die Tochter das Haus verließ. Jedes der Kinder aus dem bildungsbürgerlichen Elternhaus wächst mit einem Musikinstrument auf, das nicht nur über die Rolle im Hauskonzert der Großfamilie entscheidet. Als der jüngere Bruder noch nicht geboren ist, steht bereits fest: „Das Kind wird ein Cellist“. Dennoch folgen die Kinder dem von

den Eltern eingeschlagenen Lebensweg ohne Widerstand, weil diese Vorbild in ihrem „gelebten Christentum" sind. Während der Nazizeit gehört der Vater der als Widerstandsgruppe verfolgten „Bekennenden Kirche" um Martin Niemöller an, und es ist für Wiltrud selbstverständlich, diesen in ihr tägliches Kindergebet einzuschließen: „Und behüte Niemöller im Gefängnis". Trotz Lebensgefahr versteckt die Familie eine junge Jüdin im Pastorenhaus, „die von Pfarrer zu Pfarrer weitergereicht wurde". Doch mit dem Einmarsch der Russen kommt zum Kriegsende keineswegs die ersehnte Befreiung von Unrecht und Repression. Die atheistische Staatsdoktrin unterdrückt die Christengemeinden im Osten, die zahlreichen Repressalien ausgesetzt sind. Damit verliert das Elternhaus im Pastorenhaushalt seine Schutzfunktion für die Kinder: „Mit dem Einmarsch war meine Kindheit vorbei".

Dennoch trägt die frühe Prägung durch das christliche Elternhaus bis heute und bestimmt über die Systemwechsel hinaus den Lebensweg. Wiltrud geht von einem Pastorenhaushalt in den anderen über und heiratete einen Pastor, mit dem sich das Leben in der Nische ertragen ließ.

Die Gutsbesitzerstochter: Keine Chance für Landeigentümer

Sofie (1934) muß, anders als im vorausgegangenen Fall, sich als Tochter eines Junkers aus dem Osten und Flüchtlingskind in der SBZ von vornherein einen Weg „zwischen den Welten" suchen, um den Lebensbruch zu bewältigen. Die konfliktfreie Kindheit in der ostpreußischen Heimat ist deshalb in der Erinnerung „die allerschönste Zeit". Sie teilt mit 1 Mio. Flüchtlingen das Schicksal, zum Kriegsende in Ostdeutschland eine Bleibe zu suchen. Doch trennt sie ihre Herkunft als Gutsbesitzerstochter von den allermeisten. Der Vater ist als Angehöriger der „Junkerkaste" von dem Recht auf Landerwerb nach der Bodenreform ausgeschlossen, die unter der Parole „Junkerland in Bauernhand" mit der Umverteilung des Großgrundbesitzes an die Landarmen zunächst auf breite Zustimmung stößt. Nach der Flucht findet sich der „wilhelminisch-konservativ" eingestellte Vater in der neuen Welt nicht mehr zurecht. Während der Vater keine zweite Chance zu einem Neuanfang bekommt, nutzt die Tochter die sich jungen Frauen in der DDR eröffnende Chance zum Bildungsaufstieg ausgiebig. Sie absolviert zunächst als Fernstudentin ein Chemiestudium und schließt später berufsbegleitend ein Zweitstudium für Staat und Recht ab, das ihrem gesellschaftspolitischen Engagement entspricht. Anders als der Vater und wider diesen vollzieht Sofie den mit dem Systemwechsel verbundenen Wertewandel umfassend, identifiziert sich mit dem Rechtssystem, das „Arbeit für alle" und „gleiche Chancen für beide Geschlechter" verspricht. Dies auch deshalb, weil sich der Rechtsanspruch in ihrem Leben real verwirklicht hat. Sie bilanziert heute ohne Groll, „froh darüber zu sein, daß ich noch während der DDR-Zeit mein Berufsleben durchlaufen konnte", zu einer Zeit, die ihrer Generation beste Ausbil-

dungs- und Berufschancen eröffnete, „die heute nicht mehr gegeben sind". Ihr Alter habe sie vor dem für Jüngere unvermeidlichen beruflichen Absturz und vor der Zukunftsungewißheit im neuen System bewahrt: „Papa Marx hatte recht", resümiert die 62jährige, „das Sein bestimmt das Bewußtsein". Der Gutsbesitzerstochter ist der durch die Flucht aufgezwungene Systemwechsel biographisch gelungen, doch „ein zweites Mal umdenken kann und will ich nicht". Aus ihrer Sicht wiederholt sich für sie ein Generationsschicksal, wenn auch unter anderem politischen Vorzeichen: „Mein Vater kam mit dem neuen System nicht zurecht, wie ich heute mit dem Umbruch nach der Wende nicht zurechtkomme". Resigniert ist sie deshalb keineswegs, weil sie ihr biographisches Problem bewußt reflektiert.

Angehörige der Intelligenz: Doppelleben oder Ausgrenzung

Dorothea (1932) gehört als Frau eines Hochschulprofessors der Intelligenzschicht in der DDR an und ist selbst bis zur Rente im Fremdsprachenbereich einer Bildungseinrichtung tätig gewesen. Auf die kulturelle Abhängigkeit der „Intelligenz" von der wechselnden Kulturpolitik der DDR und ihre zwiespältige Rolle dabei verweist eine von Dorothea berichtete biographische Episode aus den 70er Jahren. Anfang der 70er Jahre herrscht kulturelles Tauwetter in Leipzig, wo Dorotheas Mann als Universitätslehrer tätig ist. Doch sobald die aufsässigen Kulturarbeiter bei der Intelligenz Gehör und Resonanz finden, lösen Repressalien wider die kulturelle Liberalisierung beginnende Freiheiten wieder ab. Dorothea besucht damals mit ihrem Mann einen Liederabend Manfred Krugs in der Orion-Bar in Leipzig, wo dieser unter anderem ein Lied des schon verpönten Wolf Biermann vorträgt. Das verunsicherte Publikum muß er ausdrücklich zu dem zunächst vorenthaltenen Applaus ermutigen: „Sie dürfen applaudieren – das war genehmigt". Kurz darauf wird das bereits angekündigte Konzert „Ton, Steine und Scherben" offiziell abgesetzt, das die „Musikbegeisterten" besuchen wollten. Platten von Manfred Krug sind nur noch als Bückware unter dem Ladentisch zu haben. Folgenreicher ist für die Kultur, daß die Nomenklatura nicht davor zurückscheute, Angehörige der Intelligenz gegen die mißliebigen Kulturarbeiter einzusetzen, um die Popularität der Barden zu brechen. So kommt es, daß selbst Hochschullehrer, die selbstverständlich SED-Mitglied waren, nicht von dem würdelosen Parteiauftrag verschont bleiben, als Störer bei Konzerten aufzutreten: „Geht hin, buht und pfeift", lautet der Parteiauftrag, dem sich kaum einer entzieht, auch wenn die aufsässigen Lieder in der privaten Nische mitgesungen werden. Bis zu Biermanns Ausbürgerung lebt die Intelligenz mit dem biographischen Widerspruch in einem Doppelleben. Nach 1976 verändert sich dies: Der Widerspruch war durch Ausschluß bewältigt worden, doch das Problem der Kultur blieb ungelöst.

In jeder der vorgestellten Biographien zeichnet sich das eingangs beschriebene Muster der Biographiegestaltung durch „Verräumlichung" auf die eine oder andere Weise ab: Lebensentwürfe und Lebensläufe realisierten sich primär sozial-räumlich, nicht durch verzeitlichte Lebenspläne. Im ersten Fall trug bereits der Auszug aus dem bürgerlichen Elternhaus dazu bei, den emanzipatorischen Schritt einer Ablösung von den überholten Werten im Elternhaus zu vollziehen. Im anderen Fall gelang der Pastorentochter das Festhalten an einem selbstbestimmten Lebensentwurf nur um den Preis eines Rückzugs in die soziale Nische. Radikaler vollzieht die Gutsbesitzerstochter den Bruch mit der alten Ordnung, die, ohne sich mit der neuen Ordnung zu identifizieren, kaum eine Chance zu einem Neuanfang bekommen hätte. Es geschieht um den Preis, sich vom Herkunftsmilieu des Vaters durch einen Schnitt zu distanzieren.

Wie man innerhalb der Systemwidersprüche ein Auskommen im Doppelleben fand, zeichnet sich bei den Angehörigen der Intelligenz ab. Sie fanden im Privaten einen Freiraum, den sie ironisch gegen die Zumutungen des Systems wendeten, oder sie riskierten im Falle des offenen Widerspruchs den Ausschluß aus der Gesellschaft durch Ausweisung.

Heimatstadt und Region: Orte der Identifikation

Daß die Mehrheit der DDR-Bürger sich trotz aller Widersprüche und der wachsenden Systemprobleme mit dem „Territorium der DDR" identifiziert hat, wurde eindrucksvoll in Boltenhagen bestätigt. Die Programmgestaltung sah neben dem biographischen Zugang zu den Lebensläufen der ostdeutschen Frauen die Annäherung der Westdeutschen an die Region über einen heimatkundlichen Vortrag, eine kundig geleitete Exkursion in Wismar und eine literarische Betrachtung zur Geschichte Mecklenburg-Vorpommerns vor. Damit wurde ein Zugang zur Alltagsgeschichte gewählt, der der in der DDR praktizierten Politik der Verräumlichung der Geschichte entsprach, zugleich aber auch dem Geschichtsverständnis der älteren Frauen entgegenkam. Die westdeutschen Frauen erfuhren von den Referenten viel über die Heimat- und Kulturgeschichte der Region, aber wenig über den Alltag der DDR.

In dem einleitenden heimatkundlichen Vortrag wird, beginnend mit der Besiedelung Mecklenburg-Vorpommerns, seine wechselvolle Geschichte unter der Fremdherrschaft sich ablösender Herrscherhäuser rekonstruiert. Der Referent betont die Kontinuität in der Diskontinuität der Landesgeschichte: Die Herrscher kamen und gingen, doch die Bewohner sind sich als Bauern- und Händlervolk gleich geblieben und werden sich auch von dem neuerlichen Systemwechsel „nicht unterkriegen lassen".

Auch die kulturgeschichtliche Exkursion in Wismar bringt die Kontinuität innerhalb der wechselvollen Geschichte der Hafen- und Hansestadt seit Mit-

te des 13. Jahrhunderts zur Geltung: Ihre Geschichte ist durch den kontinuierlich wiederkehrenden Auf- und Abschwung ihrer wirtschaftlichen Bedeutung gekennzeichnet. Von dem Kommen und Gehen der Eroberer hing die wirtschaftliche Prosperität Wismars ab – „heute wie damals". Als Mitglied der Hanse nahm Wismar seit dem 13. Jahrhundert einen Aufschwung, der erst nach 400 Jahren durch den Niedergang der Hansestädte ein vorläufiges Ende fand. Weiter abwärts ging es im 30jährigen Krieg und unter der 100jährigen schwedischen Fremdherrschaft. Um die Jahrhundertwende erholte sich die Hafenstadt, doch mit dem Ersten Weltkrieg fand auch dieser Aufschwung abrupt wieder ein Ende. Erst im geteilten Deutschland entfaltete sich Wismar als wichtiger Außenhandelshafen der DDR im Austausch mit der Sowjetunion aufs neue. Seit der Wende ist indessen die Bedeutung als Hafenstadt erneut in Frage gestellt. Eine neue wirtschaftliche Chance eröffnet hingegen der wiederbelebte Tourismus, denn mit seinem mittelalterlichen Stadtbild ist Wismar eine der schönsten Städte an der Ostsee.

Einen grundlegend anderen Blick auf die Geschichte Mecklenburg-Vorpommerns vermittelt die Vorlesung des ostdeutschen Autors und „abgewikkelten" Literaturwissenschaftlers der Jenaer Universität, Bernd Melzer, der aus seinem Werk „Die unernste Geschichte Mecklenburg-Vorpommerns" von 1994 vorträgt. Anders als in Vortrag und Exkursion wird die DDR-Geschichte nicht weitgehend ausgeklammert, sondern zum perspektivischen Ausgangspunkt gemacht. Seinen Geschichtsrückblick entwirft er mit dem Wissen der Gegenwart und mit den sprachlichen Mitteln von heute. Dabei ist der Rückblick auf die regionale Geschichte stets mit einem Ausblick auf die Gegenwart der Nachwendenzeit ironisch verknüpft. Melzer bringt mit literarischen Mitteln zum Ausdruck, daß wir Geschichte gar nicht anders als mit den Augen der Gegenwart beurteilen können. Der Verfremdungseffekt der in Fabeln und Parabeln verkleideten Geschichten sprengt die verengte Perspektive der Ost- und Westdeutschen, indem er die hier wie da verbreiteten Klischees über die anderen gegen sich selbst wendet und damit außer Kraft setzt. Eingefahrene Vorurteile über „die da drüben" werden auf beiden Seiten durch Humor ins Wanken gebracht. Humor war schon immer ein Mittel, um die Grenzen im Kopf aufzuweichen, indem Begriffe doppeldeutig und Bedeutungen diffus werden und das festsitzende Vorurteil selbstgerechter Gewißheiten aus den Angeln gerät. An einem Ausschnitt aus dem Text sei dies veranschaulicht.

Auf nach Westen: Wollt ihr bleiben oder ziehn?

In Mecklenburgs Vorzeit stoßen Rentierjäger, die den Rentieren folgen wollen, weil allmählich in der kälter werdenden Heimat die Nahrung ausgeht, auf massiven Widerstand ihrer Weiber, die beides wollen: bleiben und besser leben.

„Wir haben unser Leben von der großen Kuh", argumentieren die Männer, „wo sie hingeht, da wollen auch wir hingehen". „Ihr seid nur zu faul, was anderes zu lernen", schimpfen die Weiber (...), „ewig und drei Tage immer nur Rentierfleisch, das hängt einem zum Halse raus. Wenigstens zum Sonntag könnte es mal Eichhörnchen oder Wisent geben und zum Nachtisch Himbeeren. Ganz zu schweigen von Eiern, die euch auch mal gut täten (...). Außerdem ist die Hälfte der Sippe immer magenkrank und der Cholesterinspiegel spottet jeder Beschreibung. Unser Durchschnittsalter ist auch nicht gerade üppig. Das kommt von der einseitigen Ernährung. Zu wenig Vitamine, zu viel tierisches Fett. (...) Und dann ewig nur Rentierfelle und dieser langweilige Rentierschmuck. Wir wollen auch mal was Modisches tragen." (S. 20)

Trotz guter Argumente der Weiber setzen sich die Männer mit der Frage „Wollt ihr bleiben oder ziehn?" und dem Schlachtruf „Auf nach Norden" schließlich bei den menschlichen Herdentieren durch.

Der verfremdende Blick auf den ostdeutschen „Steinzeitdialog" zwischen Männern, die der Tradition folgen wollen, um für den Unterhalt zu sorgen, und den Frauen, die beides wollen: bleiben und gut leben, ist ein kleines Meisterstück der literarischen Umkehr der Rollen zwischen Männern und Frauen, zwischen Ost und West. Nicht die Innovativen, sondern die Traditionalisten unter den Männern wollen gehen und dem folgen, was sie kennen. Und es sind die traditionell auf dem Bestehenden beharrenden Frauen, die zur Veränderung auffordern: Ändert euch, dann wird es uns besser gehen. Ihre Fantasien vom „besseren Leben" sind indessen das, was der Westen ihnen vorgegaukelt hat, und längst haben sie gelernt, sich mit den Augen des Westens zu sehen. Das bisherige Leben war das Falsche, dessen unabweisbare Indizien statistisch erfaßt sind: zu fettes Essen, häufiger krank und eine geringe Lebenserwartung, alles Anzeichen, daß es den Ostdeutschen in der DDR schlechter ging. Aus dem „Auf nach Moskau!" ist – frei nach Tschechow – das „Auf nach Norden!" geworden, das ein „Auf nach Westen!" meint. Der Aufbruch findet indessen nicht wirklich statt: Nur im Kopf gibt es die Gegenwelt, die ganz anders und immer die „bessere Welt" zu sein verspricht.

Um einen Eindruck von der Dynamik der Ost-West-Dialoge während der Begegnung in Boltenhagen zu vermitteln, wird abschließend eines der drei in Arbeitsgruppen verhandelten Themen exemplarisch in seinem Verlauf dargestellt. Zwei Arbeitsgruppen behandelten die Themen „Vor und hinter der Mauer" und „Familienplanung in Ost/West", während die dritte Gruppe, von der hier die Rede sein soll, dem Thema „Die öffentliche Sprache in Werbung und Losungen" nachging.

Die öffentliche Sprache: Wie das Bewußtsein auf das Sein einwirkt

Es geht bei dem Thema um die Wirkung der öffentlichen Sprache, die in Form staatlicher „Losungen" in der DDR andere Spuren hinterlassen hat, als die „Werbung" im Westen – und nunmehr auch im Osten – weiterhin hinterläßt. Es geht um Vergleiche von letztlich Unvergleichbarem, denn der öffentlichen Sprache im Osten kam nicht nur eine andere Funktion zu, ihr unterlag auch ein anderes Wertsystem, das ein anderes Maß vorgab, als dies bei der Werbung im Westen der Fall ist.

Ausgangspunkt des Dialogs sind die Fragen: Welche Funktion für Frauen kam den Losungen im Osten bzw. der Werbung im Westen zu? Welche Konsequenzen gingen mit Losungen bzw. der Werbung im Frauenalltag einher?

Wie nicht selten in Ost-West-Dialogen wird auch in diesem Fall zunächst wechselseitig der je anderen Seite das Hereinfallen auf die „Verdummungsstrategien" der Losungen bzw. die „Verführungsstrategien" der Werbung unterstellt. Einig ist man sich nur darin, daß den Losungen die Funktion der Indoktrination und der Werbung die Funktion der Manipulation der Massen zukam, während man selbst hier wie da gegen deren unterschwellige Wirkungen gefeit gewesen sei.

Vom Standpunkt der außenstehenden Beobachterin aus werden deshalb zunächst die Ziele und Zwecke der Losungen im Osten und der Werbung im Westen verglichen, ohne ausdrücklich auf eigene Erfahrungen zu rekurrieren.

Die Werbung aus dem Westen, die nach der Wende das Stadtbild und die Briefkästen im Osten überschwemmt und die Ostdeutschen stark verunsichert hat, dient aus ihrer Sicht vor allem einem Zweck: Sie fordert zur Abgrenzung von anderen durch den Erwerb von Waren auf, die als soziales Differenzierungsmittel dienen gemäß der Devise: „Ich kann mir das leisten und du nicht!"

West-Frauen, so die Ost-Frauen, sind deshalb zu dummen Frauen dressiert worden, die blind den von der Werbung diktierten Normen folgen. Die Werbung verspreche eine Antwort auf die für westdeutsche Frauen zentrale Frage: Wie kriege ich einen Mann? Die Funktion der Werbung sei es, gänzlich überflüssige Waren „an die Frau zu bringen", indem künstlich Bedürfnisse erzeugt werden. Dabei gebe sie die Strategie vor, „wie ich zu kochen, zu wohnen, mich gesund zu erhalten und zu kleiden habe und wo ich meinen Urlaub verbringen soll". Sie produziere mit der Vielfalt der Produkte nicht nur die dressierte Frau, die dem Kaufzwang aufsitze, sondern auch die permanente Konkurrenz unter Frauen: Wer ist die Schönste im ganzen Land? Wer kocht am besten? Wer hat das größte Eigenheim?

Über weit weniger Realerfahrungen – und mit einer entsprechend geringeren kritischen Verve als die ostdeutschen Frauen – verfügen die westdeutschen Frauen im Hinblick auf die Funktion von Losungen in der DDR. Doch sind

sie sich darin einig, daß der staatlichen Indoktrination durch die Überschwemmung des öffentlichen Raumes mit wechselnden, aber zentral ausgegebenen Losungen nicht zu entkommen war. Auf Autobahnbrücken, über dem Werkstor, im Parteibüro und in der Schule, an allen öffentlichen Orten empfingen einen die Agitprop-Botschaften auf Spruchbändern, die die jüngste Weisung auf dem Weg in die bessere Zukunft verbreiteten. Die allseitige Beeinflussung durch Losungen im öffentlichen Raum unterschied diese von der Werbung nicht. Auch Losungen sollten Motive steuern und Verhalten umfassend im erwünschten Sinne lenken, wenn es beispielsweise in einer Losung des ZK von 1968 hieß: „Der Frauen Herz, Wissen und Tat für unseren sozialistischen Friedensstaat". Während indessen die Kundin sich für oder gegen ein Produkt entscheiden könne, für das die Werbung in Konkurrenz mit anderen wirbt, wurde mit der zentral verordneten Losung eine einheitliche Willensbildung angestrebt.

Werbung forciere soziale Differenzierung, staatliche Losungen strebten kollektive Vereinheitlichung des Handelns an. Während die Kundin vor allem kaufen soll, zielten die Losungen auf die Erziehung des „neuen Menschen" ab. Die Werbung appelliere an die einzelne Frau, gegen andere Frauen zu konkurrieren: Kauf dies, dann wirst du die Schönste sein, kauf das, dann wirst du erfolgreicher als andere sein! Aber auch über Losungen, die sich an das Kollektiv wandten, wurde Konkurrenz geschürt: Die Brigaden waren aufgefordert, Planerfüllungsnormen „überzuerfüllen". Ob im Betrieb, in der Partei oder im Stadtteil, jede/r einzelne war angesprochen, den nationalen Produktivitätszielen im Kollektiv zu dienen. Damit war auch die Überbietungs- und Steigerungslogik in Gang gesetzt, der bis zum Ende der DDR die Kollektive folgten. Doch im Unterschied zur Werbung, die nicht gemeinschaftsbildend wirken kann, sondern einzelne wie Gruppen spaltet, wirken die kollektiven Losungen einheitsbildend nach innen: Der Feind war draußen, nicht drinnen, und es galt ihn zu überrunden nach der Devise: „Nicht einholen, überholen!" Die Botschaft lautete: Seid produktiv, dann wird es uns besser gehen! Seid solidarisch mit den Bruderländern, dann sind wir unschlagbar! Verteidigt unser Vaterland gegen den Feind, um unsere Errungenschaften zu erhalten!

Allmählich zeichnet sich in dem Dialog der Frauen ab, daß sich letztlich keine als einzelne den umfassenden Leitbildern entziehen konnte, die jedoch im Westen wie im Osten einer je anderen Wertorientierung folgten. Zwar wurde im Osten über Losungen gelacht, zugleich aber auch an die moralische Berechtigung der Ziele geglaubt. Die Zeile von Bertolt Brecht auf einem Plakat unter dem Abbild einer schwarzen Mutter hinter Gittern: „Nicht gerührt sein, sich rühren!" beeindruckte eine der ostdeutschen Frauen tief. Ebenso wurde im Westen über Werbesprüche gelacht und zugleich die Partei gewählt, die auf dem Wahlplakat versprach: „Sonntags gehört Papi mir!"

Erst jetzt bröckeln die Mauern in dem Dialog, die bisher die einzelnen Frauen davon abhielten, von eigenen Erfahrungen zu sprechen, nachdem die emotionale Wirkung der öffentlichen Appelle zur Sprache kommt. Erst jetzt findet eine Annäherung statt, nachdem erzählt, nicht argumentiert wird. „Wie wirkten Losungen und Werbung auf meinen Frauenalltag ein, und was folgte daraus für uns?" war die Frage, die ein Verständnis für die eigene Lebenssituation bei den anderen zu wecken vermochte und umgekehrt. Der Dialog konkretisierte sich, nachdem das gemeinsame Thema „Wohnen" unter den Frauen gefunden war.

Das Thema vermag die Vergangenheit mit der Gegenwart zu verbinden, denn die massiven Mieterhöhungen, die Verschuldung aufgrund der neuen Wohnungseinrichtung oder der für das Eigenheim notwendigen Kredite sowie die Zukunftssorgen wegen der angsteinflößenden Unwohnlichkeit der Städte sind zentrale Probleme der ost- wie der westdeutschen Frauen nach der Wende. Über der Losung „Jedem eine Wohnung!", die nach dem Machtantritt von Honecker aufkam und mit einem umfangreichen Bauprogramm in der DDR allmählich in die Tat umgesetzt werden sollte, doch bis zum Ende der DDR nicht voll verwirklicht werden konnte, kommt das Gespräch in Gang. Die hochsubventionierten Mieten waren in der DDR billig, der Erwerb von Haus- und Wohnungseigentum bezahlbar, ohne sich deshalb lebenslang verschulden zu müssen. Umso fassungsloser sind heute die Ost-Frauen mit der West-Praxis konfrontiert, sich wegen einer Wohnungseinrichtung, eines Hauserwerbs hoch verschulden zu müssen: „Schulden machen, das kannten wir ja nicht!" Sie fragen bei den westdeutschen Frauen nach, warum man Sozialhilfe braucht, um die Miete zu zahlen, und wozu die Arbeiterwohlfahrt nötig sei, obwohl die Arbeiter selbst doch alle Werte geschaffen haben.

Zunächst entgegnen die Westfrauen, daß die Wohnungsnot nach dem Krieg auch im Westen groß war und die Einkommen niedrig, daß jedoch unter Bedingungen gesicherter Arbeitsplätze und angesichts der Vollbeschäftigung das Risiko einer Kreditaufnahme kalkulierbar blieb. Man richtete sich damals solide ein, kaufte stabile Schrankwände und Sitzmöbel in dem Glauben, daß diese „fürs Leben hielten". Doch differenzierten sich seit den 60er Jahren die Lebensstile aus, kamen mit der veränderten Wohnkultur neue Ansprüche ans Wohnen auf, die ständig neue Anschaffungen erforderlich machten, um „mit der Zeit zu gehen". Hierbei kam der Werbung eine Schrittmacherfunktion zu, um die neuen leichten Anbaumöbel an die Frau zu bringen, die nun auch für junge Leute erschwinglich waren. Man schaffte nicht ein für allemal, sondern nach und nach die Wohnungseinrichtung an, sobald die Kaufkraft reichte. Die Verschuldung durch überhöhte Kredite wurde im Westen – und heute auch im Osten – erst zum Problem, als die Arbeitsplätze nicht mehr gesichert waren und auch die Einkommensschwächeren sich zunehmend hoch verschuldeten. Nachdem die Kehrseite des von der Werbung forcierten Konsumzwangs

im Westen von den Frauen angesprochen worden ist, kommen nun auch die Schattenseiten der Wohnungsmisere in der DDR zur Sprache, die das Aufbauprogramm „Jedem seine Wohnung" bis zum Ende nicht beseitigen konnte. Die Wohnungsvergabe blieb bis zuletzt „Mangelverwaltung", von Beziehungen und Zufall abhängig, Altbauten wie Neubauten zerfielen zusehends, weil niemand zur Verantwortung gezogen werden konnte. Hauseigentümer wie Verwalter von Genossenschaften hatten keinerlei Rechte, sofern der Mieter den Mietsatz vorenthielt: „Der Mieter war König – auf die Straße setzen, so wie heute, konnte man ihn nicht".

Den Losungen – so die ostdeutschen Frauen – kam in der DDR oft auch die Funktion zu, Mängel zu kaschieren, die Hausfrauen zum Durchhalten bei Engpässen zu motivieren. Parteimitglieder übernahmen dabei die Aufgabe, darüber aufzuklären, wie mit den Losungen im Alltag umzugehen sei. „Nimm ein Ei mehr", lautete beispielsweise die Losung in den 70er Jahren, nachdem das Fleischangebot verknappte. Oder „Weißkohl ist gesund", als der Gemüseanbau zurückging.

Losungen wechselten deshalb – wie die von der Werbung propagierten Moden – von Saison zu Saison. Doch hingen diese von staatlichen Produktions- und Verteilungsproblemen, nicht von privatwirtschaftlichen Gewinnmaximierungsinteressen ab.

Von wechselnden Losungen war auch die im engeren Sinne „politische Propaganda" betroffen. Nach der Entstalinisierung durch Chruschtschow verschwanden die Aufrufe zur Verherrlichung Stalins abrupt. Aber auch die Propaganda zur deutsch-sowjetischen Freundschaft veränderte sich im Laufe der Zeit. Die Freundschaft zu den „Befreiern vom Faschismus" war den Ostdeutschen zunächst aufgezwungen worden, die kurz zuvor die Sowjetunion als „Herrenmenschen" unterworfen hatten. Aber auch die eigenen Opfer im Krieg verzieh man dem „Brudervolk" nie. Trotz der offiziellen DDR-Propaganda blieb deshalb bis zuletzt die Beziehung zur sowjetischen Besatzungsarmee reserviert, war der Austausch im Alltag bis auf formalisierte Kontakte unerwünscht. Russische Soldaten blieben kaserniert, und jeder spontane Kontakt konnte für beide Seiten folgenreich sein.

Die ostdeutsche Organistin Johanna erzählt die anrührende Geschichte eines hohen sowjetischen Offiziers, dem sie für zwei Stunden ein Privatkonzert gab, nachdem er spontan die leere Kirche betreten hatte, als er ihr Orgelspiel vernahm. Ihm war das Werk von Bach vertraut, das er mit den Worten pries: „Musik ist heilig. Man hört, er spielt vor großem Mann". Als Leiter des sowjetischen Standortorchesters lud er die junge Frau zu einem Gegenbesuch eines Konzerts ein. Doch wenig später wurde er abkommandiert, und Johanna hat nie wieder etwas von ihm gehört. Die völkerverbindende Sprache der Musik hatte eine Brücke geschlagen, die zu betreten verboten war.

Nach dieser Erzählung klingt die Losung „Achte eines jeden Vaterland und liebe dein eigenes“ merkwürdig schal. Sie provoziert bei einer der Ostdeutschen die Erinnerung an eine Losung aus den letzten Tagen der DDR, die nicht vom Staat, sondern vom Volk ausgegangen war: „Wir sind das Volk!“ war während der Freitagsdemonstrationen in Leipzig die befreiende Losung, die von den nachrückenden Massen überstimmt wurde durch: „Wir sind *ein* Volk!“ Die Erzählerin ahnte damals, daß damit nicht nur das Ende der DDR, sondern auch das Ende ihrer Hoffnung auf einen dritten, basisdemokratischen Weg gekommen war.

Zum Ende dieser sich zunehmend füreinander öffnenden Spurensuche kommt die Frage danach auf, wie lange das Bewußtsein für das reale Sein bestimmend sein kann, auch wenn über die Anlässe in der Vergangenheit längst „Gras gewachsen“ ist. Konkret fragt eine der Frauen: „Wie lange hält das Gedächtnis der Völker an? Müssen wir immer von vorne beginnen? Lernen wir nichts hinzu aus den Fehlern der Vergangenheit?“ Den vorausgegangenen Erzählungen war zu entnehmen, wie intensiv der Groll über vergangenes Unrecht und widerfahrene Leiden weiterwirkt und über die Generationenfolge hinweg weitergegeben wird. In Frage gestellt war damit aber auch die staatliche Absicht in der DDR, durch Losungen und Propaganda zur kollektiven Umerziehung beizutragen und falsches Bewußtsein zum Schweigen zu bringen. Denn die Wiederkehr des Verdrängten, der unterdrückten Unrechtserfahrungen, die nicht mehr zu Wort kommen durften, ist eine der Lektionen, die uns die Geschichte der jüngsten Zeit erteilt hat. Historische Wunden heilen nicht, solange sie nicht zu Wort kommen dürfen und sofern sie nicht durch andere Realerfahrungen eines Besseren belehrt worden sind. Es bleibt vielmehr ein Groll, der über Generationengrenzen hinweg weiterwirkt und der als „negatives Lernen“ aus der Geschichte jederzeit wieder aktualisiert werden kann, sobald die Zeichen der Zeit günstig sind, um alte Feindbilder erneut zu mobilisieren. Doch läßt sich widerfahrenes Unrecht niemals mit neuem Unrecht vergelten.

Etappen im Frauenalltag der DDR

Der Frauenalltag in der DDR gehört heute der Geschichte an. Etappen der strukturellen Veränderungen dessen, was er den Frauen an Belastungen zugemutet und zugleich an Chancen geboten hat, sollen abschließend in diesem Abschnitt aus der Sicht der „Gründerinnen" und „Aufbauerinnen" rekapituliert werden unter der Fragestellung: Was haben die zwischen 1920 und 1940 geborenen Frauengenerationen in der DDR geleistet?

Die 40er Jahre: Not- und Mangeljahre der Nachkriegszeit
Am Ende des Zweiten Weltkriegs waren die ältesten unter den jungen Frauen als gefeierte Mütter der Nation um ihre nationalsozialistischen Illusionen gebracht (vgl. Koonz 1994). Die Männer, Väter, Brüder und Partner waren gefallen, versehrt heimgekehrt oder noch in Gefangenschaft. Die Frauen mußten als erste Schwerarbeit leisten, weil der akute Männermangel sie dazu zwang. Der Sieben-Millionen-Frauenüberschuß nach 1945 in Ost- und Westdeutschland forderte hier wie da seinen Tribut in allen Lebensbereichen: Überleben hing von den Frauen ab.

Dennoch berichten die ostdeutschen Frauen von der Aufbruchstimmung nach Kriegsende, die daraus resultierte, endlich dem Krieg entronnen zu sein und ein „besseres Deutschland" aufbauen zu wollen. Viele der jungen Frauen identifizierten sich mit den Anti-Kriegs-Zielen der DDR-Gründer, die im antifaschistischen Widerstand gekämpft hatten. Man nahm deshalb die extremen Belastungen in der SBZ hin, die zeitlich mit der Gründung der DDR zusammenfielen. Die DDR war mit weit schwierigeren Aufbau- und Lebensbedingungen konfrontiert als die Westzonen und die spätere BRD.

- Sie mußten für die immensen Kosten der Demontagen und Reparationszahlungen an die „sowjetischen Befreier" aufkommen, während im Westen der Marshallplan den Wiederaufbau voranbrachte.
- Die Abhängigkeit vom Wirtschaftsaustausch mit der Sowjetunion im Rahmen des Rates für Gemeinsame Wirtschaftshilfe (RGW) setzte sich nach Gründung der DDR im größeren Maßstab fort, weil Rohstoffe fehlten und der Devisenmangel den Handel auf die Länder des RGW beschränkte.
- Durch Flucht und Abwanderung in den Westen bis 1961 ging der DDR ein Großteil der wissenschaftlich-technischen Intelligenz und der jungen qualifizierten Arbeitskräfte verloren, die gerade in den Gründer- und Aufbaujahren fehlten.

Rohstoffmangel, die geringe Industrialisierung im Osten und der Abzug qualifizierter Fachkräfte konnten von der Gründung der DDR an nur durch Kampagnen zur Leistungssteigerung der Arbeitskräfte selbst kompensiert werden. Die Frauen waren deshalb seit der Gründung in die Pflicht genommen, zum Aufbau des Sozialismus beizutragen (vgl. Helwig/Nickel 1993).

50er Jahre: Berufseinstieg und Familiengründung während der Mangeljahre
„Mann und Frau sind gleichberechtigt", war als Grundsatz in der Verfassung der DDR von 1949 verankert. Doch trafen die Frauen die Aufbaujahre der 50er aufgrund der langen Arbeitszeiten und Niedrigstlöhne in den Betrieben und der chronischen Mangelversorgung mit Bedarfsgütern für den täglichen Gebrauch in den Familien doppelt hart: Die Jüngeren unter ihnen fanden kaum eine Lehrstelle aufgrund der immer noch brachliegenden Wirtschaft und der verbreiteten Arbeitslosigkeit in den Gründerjahren: Man nahm, was man bekam. Alle Frauen mußten zugleich die mangelhafte Güterversorgung durch Eigenarbeit ausgleichen, um den Familienbedarf zu decken. Auch in der DDR war deshalb noch Mitte der 50er Jahre nur etwas mehr als die Hälfte der Frauen erwerbstätig (54%). Zumal die Mütter blieben daheim, denn nur etwa ein Drittel von ihnen verfügte über einen Kindergartenplatz (28%) oder einen Krippenplatz (8%) für ihre Kinder. Wer dennoch auf die Erwerbsarbeit angewiesen war, brachte die Kinder bei den Großmüttern unter (vgl. Stern/Boeck 1970).

Der Grundbedarf in den Familien war noch für lange Zeit nicht gedeckt; den Reparationszahlungen, dem Aufbau der Grundstoff- und Schwerindustrie kam eindeutig Vorrang vor der Bedarfsgüterproduktion zu. Gegen unzumutbare Arbeitszeitnormen bei gleichzeitigem Preisanstieg für den Grundbedarf richtete sich der Arbeiteraufstand in Berlin von 1953, der auch eine „Brotrevolte" der Frauen war. Die Angst der politischen Führung vor ihrem revoltierenden Volk nach der gewaltsamen Niederschlagung des Aufstandes hinderte diese fortan daran, striktere Leistungsnormen durchzusetzen. Statt dessen begann man die fehlende Produktivität der Wirtschaft durch den vermehrten Arbeitskräfteeinsatz auszugleichen. In den arbeitsintensiven Industrien waren nun vor allem die Frauen gefragt, die den chronischen Arbeitskräftemangel in den „unproduktiven" Wirtschaftsbereichen beheben sollten. Bis zum Ende der DDR kam der systematisch geförderten Integration der Frauen und Mütter in die Berufsarbeit fortan eine strategisch wichtige Funktion beim Aufbau des Sozialismus zu, der nur mit den Frauen zu schaffen war (vgl. Gysi/Meyer 1993).

Bereits Anfang der 50er Jahre wurden auf Weisung von oben „Frauenausschüsse" gegründet, die in allen Wirtschaftsbereichen „Frauenförderpläne" aufstellten, um Erleichterungen bei der Vereinbarung von Familie und Beruf zu schaffen. Zwar wurden die sowjetisch geleiteten Betriebe 1954 bereits in DDR-Besitz überführt, doch die Lebensmittelrationierung wurde noch bis 1958 beibehalten, ein Hinweis darauf, daß erst danach sich allmählich der Frauenalltag zu normalisieren begann. Einen Rückschlag für die Grundversorgung bedeutete indessen die zur gleichen Zeit durchgeführte Kollektivierung der Landwirtschaft, nach der sich schlagartig die landwirtschaftliche Produktion verringerte.

Dennoch normalisierte sich der Alltag auch für die Jüngeren. Zwar wurden die Schülerinnen nach ihrer massenhaften Integration in Jugendorganisationen, z.B. der FDJ, in den allgemeinen Aufbaueinsatz eingeplant und unter der Losung „Jugend auf die Traktoren" zu Ernteeinsätzen aufs Land verschickt. Aber die Schulnot der frühen Jahre konnte allmählich behoben werden, nachdem die aus dem Schulwesen entfernten Nazi-Lehrer durch die zahlreich rekrutierten weiblichen „Junglehrer" ersetzt worden waren. Der Alltag normalisierte sich nach den Mangeljahren.

60er Jahre: Weiterqualifizierung und Aufstiegschancen für die Zurückbleibenden

Zu Beginn der 60er Jahre war die schwer arbeitende Bevölkerung in der DDR zu einem nicht geringen Teil nicht mehr bereit, den Aufbau des Sozialismus mitzutragen und auf eine ferne „bessere Zukunft" zu hoffen, sondern zog den Auszug in den Westen vor, wo das „Wirtschaftswunder" eingesetzt hatte. Die Hälfte der jungen qualifizierten männlichen Fachkräfte der 30er-Jahrgänge ging bis zum Mauerbau 1961 der DDR-Wirtschaft verloren und mußte durch die Zurückbleibenden aus eigener Kraft ersetzt werden.

Ein Teil der Zurückbleibenden identifizierte sich deshalb mit dem Mauerbau, der als „antifaschistischer Schutzwall" die Wirtschaft vor einem weiteren „Ausbluten" und die Bevölkerung vor den Verlockungen durch den Westen bewahren sollte. Ein anderer Teil gab nach dem Mauerbau die Hoffnung auf ein „besseres Deutschland" auf und verzog sich in die innere Emigration, nachdem ein Auszug im Wortsinn „verbaut" war. Nicht zu unterschätzen ist jedoch, daß der Abzug von Fachkräften nicht nur in allen Funktionsstellen den Arbeitskräftebedarf erhöhte, sondern auch den Zurückgebliebenen im Osten vermehrte Chancen zum Aufstieg eröffnet hat, die insbesondere den 30er-Jahrgängen – unter ihnen vielen jungen Frauen – zugute kamen. Keine Generation nach ihnen fand vergleichbare Aufstiegschancen vor, die viele von ihnen genutzt haben.

Nach Abzug der Fachkräfte in den Westen setzte die staatliche Planwirtschaft auf den Ausbau der vorhandenen Kapazitäten, auf die Erhöhung der Produktivität durch den wissenschaftlich-technischen Fortschritt und auf die gleichzeitige Weiterqualifizierung der Werktätigen neben der Erwerbsarbeit. Im Klartext hieß das, mit weniger Arbeitskräften sollte mehr produziert werden, gemäß der Losung von 1961: „In der gleichen Zeit für das gleiche Geld mehr produzieren". Während im Westen die Löhne stiegen, blieben die Löhne im Osten trotz der forcierten Leistungssteigerung niedrig – ein Widerspruch, der von vielen nicht akzeptiert worden ist.

Ausdruck des Kurswechsels in der Zeit war das Neue Ökonomische System (NÖS) von 1963, mit dem die Produktivität durch „wissenschaftliche Prinzipien der Steuerung und Planung der Wirtschaft" einerseits und die Leistungs-

erhöhung durch das „Prinzip der materiellen Interessiertheit“ andererseits gesteigert werden sollten. Klar war, daß das anspruchsvolle Programm der Produktivitätssteigerung nur unter Einbeziehung der Frauen zu verwirklichen war. Damit waren aber auch umfassende Reformen im Bildungs- und Familienbereich fällig geworden, um die Qualifikation der in der Masse gering qualifizierten Frauen anzuheben und diese von der Hausarbeit zu entlasten.

Die von oben verordnete Emanzipation der Frauen setzte konsequent am Familienrecht an, in dessen Folge umfassende Frauenfördermaßnahmen in Gang kamen, die überhaupt erst ermöglichten, Familie und Beruf zu vereinbaren (vgl. Gerhard 1994). Während das DDR-Familiengesetz schon 1965 die wechselseitige Unterstützung der Ehegatten in Familie und Beruf festschrieb, war im Westen noch bis 1977 die weibliche Erwerbsarbeit von der Zustimmung des Ehemannes abhängig. Der Entlastung von Familienarbeit im Dienste weiblicher Erwerbsarbeit diente der umfassende Ausbau staatlicher Stütz- und Fördermaßnahmen im Familienbereich, die jedoch ausschließlich den Frauen vorbehalten blieben, während die Männer nicht in die Pflicht genommen wurden. Der Verfassungsgrundsatz wurde einäugig im Frauenalltag verwirklicht (vgl. Helwig/Nickel 1993).

Vorgesehen waren

- der Kündigungsschutz von Schwangeren und Stillenden (bis zu drei Jahren),
- ein Schwangerschaftsurlaub bis zu 22 Monaten,
- Kindergeld und die bezahlte Arbeitsfreistellung bis zum Ende des ersten Jahres nach der Geburt,
- schließlich ein massiver Ausbau von Kinderkrippen, Kindergärten und Kinderhorten.

Ende der 60er Jahre hatten bereits zwei Drittel der Kinder einen festen Kindergartenplatz sowie jedes vierte Kleinstkind einen Krippenplatz. Die Frauenfördermaßnahmen kamen vorwiegend den Frauen der 40er-Jahrgänge zugute, kamen indessen für die Frauen der Gründer- und Aufbauergeneration zu spät.

Anders verhielt es sich mit den Ende der 60er Jahre einsetzenden Bildungsreformen, die auch noch von Frauen der 30er-Jahrgänge genutzt worden sind, um Bildungs- und Ausbildungsabschlüsse neben dem Beruf nachzuholen. Seit 1967 erhielten Familienmütter die Chance, sich während der Arbeitszeit durch großzügige Freistellungen im Direkt- oder Abendstudium in „Frauensonderklassen“ oder in „Frauenakademien“ weiterzuqualifizieren. Noch verfügten in den 60er Jahren nur 20% der Arbeiterinnen über einen Facharbeiterabschluß, viele der Älteren waren ohne jeden Ausbildungsabschluß geblieben. Es ging zunächst mit Vorrang darum, den Frauen das Nachholen einer Grundausbildung zu ermöglichen. Doch daneben war in der neuen „Sozialistischen Verfassung der DDR“ von 1968 ausdrücklich die Frauenförderung durch „be-

rufliche Qualifizierung“ als gesellschaftspolitische Aufgabe festgehalten und wurde unter der Losung von 1968 „Der Frauen Herz, Wissen und Tat für unseren sozialistischen Friedensstaat“ bald darauf in die Tat umgesetzt.

Bis Ende der 60er Jahre hatte sich innerhalb nur eines Jahrzehnts die Qualifikation der Frauen massiv erhöht. Die Zahl der Frauen mit Fachschul- oder Hochschulabschluß verdoppelte sich auf nahezu 200.000. Während im Westen zur gleichen Zeit nur ein Viertel aller Studierenden Frauen waren, stieg der Anteil im Osten auf immerhin 34% an.

Am nachdrücklichsten verlief die Frauenförderung in den klassischen Männerdomänen der technisch-wissenschaftlichen Disziplinen an Fachschulen, deren Frauenanteil in der DDR auf 29% stieg, während er in der BRD unwesentliche 2,7% betrug (vgl. Helwig/Nickel 1993).

Aufgrund der zweifellosen Fortschritte im Familien- und Bildungsbereich stieg die Frauenerwerbsquote in der DDR zwischen 1960 und 1969 von 64% auf 78% an, ein Anteil, hinter dem die Quote in der BRD weit zurückblieb. Viele der 30er-Jahrgänge haben sich folglich mit den Frauenerrungenschaften der DDR identifiziert, zumal sie nach den Mangel- und Notjahren als praktische Einlösung der Hoffnung auf eine bessere Zukunft im sozialistischen System erschienen. Die gegen den Westen gerichtete Kulturpolitik nahm man deshalb in vielen Fällen als gerechtfertigt hin, die abwechselnd mit Repressalien – z.B. der „Aktion Ochsenkopf“, mit der der TV-Empfang aus dem Westen unterbunden werden sollte – und mit eigenständigen Kulturoffensiven, wie der „Singebewegung“, seit Mitte der 60er Jahre reagierte.

70er Jahre: Steigerung des Lebensstandards im Versorgungsstaat

Mit dem Machtwechsel von 1971 war eine deutliche Steigerung des Lebensstandards im Alltag verbunden. Unter der Losung „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik“ wurden in der Ära Honecker der Wohnungsbau durch die standardisierte Plattenbauweise vorangetrieben und das Güterangebot für den Massenbedarf deutlich erweitert und verbessert. Die relative Einkommenssteigerung bei gleichzeitiger Preisstabilität kam zwar den Familien zugute, war jedoch nur um den Preis einer anhaltend hohen Subventionierung der Grundbedarfsgüter zu verwirklichen.

Damit nahm die Verfälschung der Inlandpreise gegenüber den Weltmarktpreisen zu, die seit der Ölkrise von 1973 kontinuierlich die Staatsverschuldung auf dem Weltmarkt erhöht hatten und den chronischen Devisenmangel der DDR bis zu ihrem Ende begründeten. Gleichwohl hielt der Staat zugunsten der Loyalitätssicherung bei den Massen an der Politik der Preisstabilität aufgrund des hochsubventionierten Grundbedarfs im Inland fest.

Der Versorgungsstaat versuchte nun auch die weiterhin bestehenden Vereinbarkeitsprobleme der erwerbstätigen Frauen zu verringern, die umfangreiche Sonderregelungen für Frauen am Arbeitsplatz in Gang brachten, zugleich

aber von der enormen Belastung der voll erwerbstätigen Mütter künden. Die 70er Jahre waren eine Übergangsphase in der DDR auf dem Wege der Frauengleichstellung (vgl. Stern/Boeck 1970). Zwar waren 1970 bereits 82% aller Frauen erwerbstätig, die in der großen Mehrheit zugleich Familienpflichten nachkommen mußten. Doch bezog die „Mutti-Politik" die Männer nicht in ihre Entlastungsstrategien ein. Nur freiwillig, wenn überhaupt, übernahm der Partner die Rolle als „Haushaltshilfe Mann", wenn der doppelt belasteten Frau und Mutter die Arbeit über den Kopf wuchs (vgl. Sass 1995).

Zwar war die gesellschaftliche Versorgung der Kleinkinder und der Schulkinder durch Kinderbetreuungseinrichtungen, durch Schulspeisungen, Horte und Kinderferienlager tagsüber umfassend gewährleistet. Doch blieb die Hausarbeit weiterhin vorwiegend Frauensache. Die Versorgungslage mit Grundbedarfsgütern war und blieb prekär und von Beziehungen abhängig wie von der Selbstversorgung durch den Obst- und Gemüseanbau in den massenhaft verbreiteten Kleingärten, die eine feste Planungsgröße in der sozialistischen Planwirtschaft waren. Etwa eine halbe Million Kleingärten dienten zugleich als „grüne Nische", in der man dem normierten Alltag im Plattenbau entkam (vgl. Wagner 1995).

Das neue Arbeitsgesetz brachte in dieser Lage vor allem den kinderreichen Familien und dem wachsenden Anteil alleinerziehender Frauen zahlreiche Vergünstigungen ein, die als „Kinderschiene" genutzt wurden, um an größere Wohnungen, an Kindergeld und zeitliche Freistellungen zu gelangen.
Das Arbeitsgesetz gewährte den Müttern:
– einen Hausarbeitstag,
– die bezahlte Freistellung im Krankheitsfall der Kinder
– sowie besondere Arbeitszeitregelungen für Mütter mehrerer Kinder.
Alle diese Erleichterungen seit 1977 kamen indessen nicht mehr den Frauen der 20er- und 30er-Jahrgänge zugute, die zwischen 37 und 57 Jahre alt waren. Sie lösten nicht selten Neidgefühle bei den Älteren aus, deren Kinder inzwischen erwachsen waren.

Die Generationskluft nahm aber auch im Qualifikationsbereich zu: Noch immer war Anfang der 70er Jahre die Hälfte der – überwiegend älteren – weiblichen Erwerbstätigen ohne Berufsabschluß (1971), verfügte selbst Ende der 70er Jahre nur ein Drittel der zwischen 1940 und 1945 geborenen Nachkriegsjahrgänge über einen qualifizierten Berufsabschluß, während zwei Drittel nicht mehr als einen „Teilabschluß" erworben hatten (vgl. Zemlin 1995). Eine Sonderregelung ermöglichte deshalb den 1973 über 40jährigen Frauen, nach einer dreijährigen Berufsarbeit in einem Facharbeiterberuf ohne Abschluß als Facharbeiter anerkannt zu werden.

Trotz massiver Frauenförderung war Ende der 70er Jahre nur ein Drittel der Teilnehmer von Qualifizierungsmaßnahmen Frauen, was sich auch in geringeren Aufstiegschancen für Frauen niederschlug. Doch selbst die hochquali-

fizierten jüngeren Frauen wechselten nicht selten nach einer Familiengründung zugunsten der Wohnortnähe des Arbeitsplatzes oder aufgrund günstigerer Arbeitszeiten auf geringer qualifizierte Arbeitsplätze in Anlernberufen, um Familie und Beruf besser zu vereinbaren.

Bis zum Ende der DDR blieben vor allem die Spitzenpositionen weiterhin Männersache. Zwar war bereits im Arbeitsrecht von 1961 dazu aufgefordert worden, Frauen in Leitungsfunktionen zu fördern, und bereits 1970 waren ein Drittel aller Richterstellen mit Frauen besetzt, jede vierte Schule von einer Direktorin geleitet, leiteten 1.300 Direktorinnen Kombinate oder volkseigene Betriebe (vgl. Stern/Boeck 1970). Doch blieben die Spitzenfunktionen in Wirtschaft und Politik den Männern vorbehalten. Das Politbüro und das ZK waren bis zum Ende der DDR eine reine Männerdomäne, in der nur einige wenige „Ausnahmefrauen", wie Margot Honecker, Zugang zur geschlossenen Gesellschaft der Spitzenfunktionäre erhielten.

80er Jahre: Krisenjahre und Abschluß der Eliten

Die 80er Jahre waren Krisenjahre von Anfang an. Die zunehmende Staatsverschuldung in der „Außenwirtschaft", die überholte Technik der arbeitskraftintensiven Industrie, die damit sich ausweitende schwindende Arbeitsmoral der Massen verhinderten, daß die zweifellos vorhandenen partiellen Fortschritte im wissenschaftlich-technischen Bereich auf dem Weltmarkt Schritt halten konnten. Auch die verstärkte Investition in Forschung und Entwicklung vor allem im Bereich neuer Technologien vermochte das Strukturdefizit nicht mehr auszugleichen. Der 30-Milliarden-Investitionsaufwand in diesen Bereichen zwischen 1986 und 1990 lag folglich weit über den auf dem Weltmarkt zu erzielenden Erlösen.

Hinzu kam die wirtschaftliche und politische Krise der Sowjetunion, die bis dahin wichtigster Wirtschaftspartner der DDR war. Dennoch hielt die Staatsführung an dem Weg der hochsubventionierten Inlandpreise fest, die zunehmend weniger mit den Weltmarktpreisen kompatibel waren. Im Frauenalltag wirkte sich die allgemeine Krise verheerend aus: Die Versorgungslage verschlechterte sich wieder zusehends, das Preisgefälle erweiterte sich und machte abhängig von den in der DDR kursierenden zwei Währungen: Wer über Valuta verfügte, konnte so ziemlich alle Bedürfnisse befriedigen, während sich die für Ost-Mark zugänglichen Läden sichtlich leerten.

Seit den 80er Jahren setzten sich schließlich die Widersprüche zwischen Anspruch und Wirklichkeit des Systems nun auch als Brüche in den Familien durch: Frauen bekamen zwar noch immer 25% weniger Lohn im Erwerbsleben als Männer, doch übernahmen sie zugleich 75% der neben der Berufsarbeit anfallenden Hausarbeit (vgl. Sylvester 1993). Fühlbare Konsequenz waren die in den 80er Jahren rapide steigenden Scheidungsquoten sowie der wachsende Verantwortungsentzug werdender Väter, die immer häufiger jun-

ge Mütter als Alleinerziehende zurückließen. Mehr als ein Drittel aller Kinder kam außerehelich zur Welt. Nur wer es sich leisten konnte, nahm eine Kinderfrau, andere blieben auf die staatliche Kinderbetreuung oder – wieder einmal – auf die Aushilfe der Großmütter angewiesen. Jetzt waren auch wieder die älteren Frauen der 20er- und 30er-Jahrgänge gefragt, nachdem sich für sie die Doppelbelastung in Familie und Beruf gerade etwas verringert hatte (vgl. Schneider 1996).

Die Kluft zwischen den Generationen nahm in den 80er Jahren generell zu, nachdem sich die Diskrepanz zwischen der offiziellen Propaganda und der Alltagswirklichkeit erweiterte: Während die ältere Generation die unvollkommene Gegenwart mit den hinter ihr liegenden Not- und Mangeljahren verglich, fehlte den Jüngeren jeder Vergleich mit der Arbeitslosigkeit und der Not der Nachkriegsjahre. Entsprechend war deren Bereitschaft, die Mißstände hinzunehmen, gering, sie verweigerten zunehmend ihre Loyalität gegenüber dem System (vgl. Hofmann/Rink 1993). Protest sammelte sich unter dem Dach der Kirchen und in zahlreichen kulturellen Nischen, ohne indessen im Alltag eine wirkliche Veränderung herbeizuführen. Der Protest blieb für den Alltag in der DDR wirkungs- und folgenlos, weil er in den Untergrund gedrängt war.

Längst hatten sich die Eliten aus der älteren Generation der Gründer und Aufbauer gegen Neuzugänge aus den jüngeren Generationen abgeschlossen. Die Verknöcherung der Eliten ließ sie den Autoritätsverlust bei den Jüngeren – der in einer Geheimstudie bereits Anfang der 80er Jahre belegt war – überhören oder mit weiteren Repressalien beantworten. Die Eliten reproduzierten sich durch Selbstrekrutierung, schlossen sich gegen Aufstiege aus der jüngeren Generation ab. Aufstiegschancen blieben den nach 1950 Geborenen trotz ihres höheren Ausbildungsniveaus weitgehend verschlossen. Die Jungen bekamen keine Chance mehr im System, wandten sich deshalb zunehmend von diesem ab. Ihre geringeren Chancen gegenüber den Vorgängern zeigten sich auch in generell schwindenden Studienquoten sowie der eingefrorenen Quote der Zulassung zum Hochschulstudium. Arbeiterkinder waren nach wie vor gegenüber Akademikerkindern bevorzugt, wenn es um die planmäßig am gesellschaftlichen Bedarf orientierte Verteilung von Studien- und Ausbildungsplätzen ging. Entsprechend stand den begabten Akademikerkindern oft nur noch eine Berufswahl offen, die eindeutig Zweitwahl war (vgl. Tauber 1994). Der Generationsbruch trug deshalb entscheidend dazu bei, daß die Jugend das System nicht mehr mittrug und schließlich massenhaft davongelaufen ist (vgl. Geulen 1993).

Wendenjahre: Frauen als Verliererinnen

Die Generationskluft durchzog auch das Bildungs- und Qualifikationssystem zum Ende der DDR. Trotz seines vorbildlichen Ausbaus zeigten sich die un-

günstigen Aufstiegschancen von Frauen darin, daß zwar doppelt soviele Frauen in der DDR (19%) wie in der BRD (8%) sich habilitieren konnten, doch ebensowenig Professorenstellen wie im Westen – nämlich 5% – mit Frauen besetzt wurden. Dennoch war die Geschlechterparität auf allen Qualifikationsniveaus weitgehend verwirklicht: 25% der Frauen verfügten über einen Fachhochschul- oder Hochschulabschluß, aber nur 19% der Männer. Zwei Drittel der Frauen hatten zum Ende der DDR einen Meister-, Facharbeiter- oder Teilabschluß, während nur noch 13% ohne jeden Abschluß waren. 1990 waren 34% aller Promovenden in der DDR Frauen, während der vergleichbare Anteil in Westdeutschland bei 26% lag (vgl. Tauber 1994).

Zweifellos brachten deshalb die ostdeutschen Frauen in die Wiedervereinigung ein hohes Bildungs- und Qualifikationsniveau ein, das jedoch im neuen System in keiner Weise auf entsprechende Chancen traf und honoriert worden ist.

Der frühe Gleichstellungsvorsprung (vgl. Geißler 1992) der Frauen verwandelte sich vielmehr nach der Wende in einen massiven Rückschritt. Wir müssen deshalb danach fragen, welche DDR-spezifischen Faktoren der Geschlechterungleichheit dazu beitrugen, daß ostdeutsche Frauen unter Bedingungen der Wirtschaftskrise, des Sozialabbaus und der verschärften Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt als die eigentlichen Verliererinnen der Wende gelten müssen. Es sind vor allem die zwischen 1924 und 1939 geborenen Frauen, die als Generation umfassend und unfreiwillig aus dem Erwerbsleben verdrängt wurden. Am stärksten von Arbeitslosigkeit betroffen waren nach 1989 die zwischen 50 und 65 Jahre alten Frauen, von denen noch 83% der 50- bis 55jährigen und 73% der 55- bis 60jährigen im Erwerbsleben standen. Bereits zu DDR-Zeiten war indessen der Anteil der über 60jährigen Frauen im Erwerbsleben rapide zurückgegangen (vgl. Böckmann-Schewe u.a. 1994).

Daß gerade diese Generation am stärksten von Arbeitsplatzverlusten betroffen war, geht auf Faktoren zurück, die im DDR-System selbst angelegt waren, aber ihre Wirkungen erst danach zeigten (vgl. Zemlin 1995):

- Frauen waren in der DDR in arbeitsintensiven, aber relativ unproduktiven Wirtschaftszweigen mit einem hohen Frauenanteil beschäftigt, die nach der Wende als erste abgewickelt wurden, dazu zählen die Leichtindustrie, die Lebensmittel- und Textilindustrie.
- Frauen wurden unter wachsendem Konkurrenzdruck nach dem Umbruch schlagartig durch ostdeutsche Männer aus Wirtschaftsbereichen verdrängt, die bisher Frauendomänen waren, nun aber auch für Männer attraktiv wurden, z.B. aus dem Bankwesen.
- Verdrängt wurden auch die nach der Wende nicht mehr konkurrenzfähigen Frauen mit geringen oder veralteten Qualifikationen, wovon insbesondere die Älteren betroffen waren, die nicht mehr von den Frauenfördermaßnahmen der goldenen 60er- und 70er Jahre der DDR profitiert hatten.

– Doch selbst hochqualifizierte Frauen traf der Entwertungsschub ihrer Qualifikation, nachdem zahlreiche Berufe und Fähigkeiten durch den Niedergang ganzer Industriezweige einer Region oder auch durch rapide Rationalisierungsprozesse überflüssig geworden waren und nicht mehr nachgefragt wurden.

Am günstigsten waren nach der Wende die Weiterbeschäftigungschancen der 1989 zwischen 30 und 50 Jahre alten Frauen aus den Jahrgängen von 1939 bis 1959, die am seltensten den Arbeitsplatz oder Betrieb wechseln mußten und am geringsten von Arbeitslosigkeit betroffen waren. Sie sind auch noch nachträglich die Nutznießerinnen der in der DDR forcierten Frauenförderung, die aufgrund einer qualifizierten Ausbildung in Schule, Universität und Betrieb auch nach der Wende eine Chance bekommen haben (vgl. Frankfurter Rundschau vom 9.9.1995).

Die Älteren bekommen indessen immer seltener eine Chance auf dem Arbeitsmarkt. Viele der 50 bis 65 Jahre alten Frauen wurden nach 1989 nicht nur um ihre Lebensaufgaben, sondern mit der vorzeitigen Freisetzung auch um ihren erwartbaren Rentenanspruch gebracht. Sie fühlen sich deshalb zu Recht als Opfer der Wende, während die noch Älteren zu den Gewinnerinnen zählen, die aufgrund der langen Lebensarbeitszeit heute über höhere Renten verfügen als Rentnerinnen in Westdeutschland, die oft nur für kurze Zeit oder in Teilzeitstellen tätig waren (vgl. Sydow u.a. 1995).

Neben den Frauen der Gründer- und Aufbauergeneration sind vor allem auch die jungen Frauen unter 30 von Arbeitslosigkeit betroffen. Schlagartig verloren diese mit der Wende alle zuvor erreichten Errungenschaften, die eine Vereinbarung von Familie und Beruf erleichterten. Damit schwanden aber auch ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt, sobald Kinder zu betreuen waren. Die jungen arbeitslosen Frauen sind die Töchter der älteren Frauen aus der Gründer- und Aufbauergeneration, die sich deshalb heute doppelt sorgen müssen, nachdem nicht nur ihnen, sondern nun auch den Kindern die Zukunft verbaut wird.

Was wir lernen können aus dem Rundgang durch den Frauenalltag in der DDR: Eine nachträglich pauschalisierte Verdammung des „sozialistischen Experiments“ wird weder der Geschichte noch den Problemen und Leistungen der Frauen im DDR-Alltag gerecht. Frauenerrungenschaften haben wir aber weder hier noch da ein für allemal gewonnen. Sie können jederzeit wieder verloren gehen. Eben deshalb müssen sie von den Frauen immer wieder aufs neue und im Bündnis der Generationen erkämpft werden.

Literatur

Frauen in der DDR und Ostdeutschland

Banuscher, Ch.: Zur Spezifik der Frauenbildung in den neuen Ländern. In: Küchler, F. v. (Hg.): Umbruch und Aufbruch. DIE, Frankfurt/M. 1995

Böckmann-Schewe, L./Kulka, Ch./Röhrig, A.: Wandel und Brüche in Lebensentwürfen von Frauen in den neuen Bundesländern. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament" 6/1994

Cornelissen, W.: Politische Partizipation von Frauen in der alten Bundesrepublik. In: Helwig/Nickel 1993

Deschle, R.: Als Technikerin „gleichberechtigt". In: Erziehung und Wissenschaft 2/1994

Diewald, M./Mayer, K.U. (Hg.): Zwischenbilanz der Wiedervereinigung. Strukturwandel und Mobilität im Transformationsprozeß. Leverkusen 1995

Fuhr, D./Raband, M. u.a.: Zur Lebenssituation von Frauen im Vorruhestand. Kassel 1994

Geißler, R.: Die ostdeutsche Sozialstruktur unter Modernisierungsdruck. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament" 29-30/1992

Gensior, S.: Die Bedeutung von Gruppenstrukturen und sozialer Bindung. Frauenerwerbstätigkeit in ostdeutschen Betrieben. In: Heidenreich, M. (Hg.): Krisen, Kader, Kombinate. Berlin 1992

Gensior, S. (Hg.): Frauenarbeit im ost-westdeutschen Vergleich. Berlin 1994

Gensior, S. (Hg.): Vergesellschaftung und Frauenarbeit. Ost-West-Vergleiche. Berlin 1995

Gerhard, U.: Die staatlich institutionalisierte „Lösung" der Frauenfrage. Zur Geschichte der Geschlechterverhältnisse. In: Kaelble u.a. 1994

Geulen, D.: Typische Sozialisationsverläufe in der DDR. Einige qualitative Befunde über vier Generationen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament" 26-27/1993

Gysi, J./Meyer, D.: Leitbild: berufstätige Mutter. DDR-Frauen in Familie, Partnerschaft und Ehe. In: Helwig/Nickel 1993

Hauser, K.: Patriarchat als Sozialismus. Soziologische Studien zur Literatur aus der DDR. Hamburg 1994

Helwig, G./Nickel, M: Frauen in Deutschland 1945-1992. Berlin 1993

Hoecker, B.: Wider den Mythos politischer Rückständigkeit ostdeutscher Frauen. In: Frankfurter Rundschau vom 27.1.1995

Hofmann, M./Rink, D.: Mütter und Töchter – Väter und Söhne. Mentalitätswandel in zwei DDR-Generationen. In: Bios 2/1993

Kaelble, H./Kocka, J./Zwahr, H. (Hg.): Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart 1994

Koonz, C.: Mütter im Vaterland. Frauen im Dritten Reich. Reinbek 1994

Lay, C.: „Ich bin nicht arbeitslos, ich bin jetzt Hausfrau." Der lautlose Rollenwechsel ostdeutscher Frauen im Licht der Familienforschung. In: Frankfurter Rundschau vom 4.4.1995

Meise, S.: Rabenmamas und Superfrauen. Mütter in Ost und West. In: Psychologie heute 9/1995

Merkel, I.: ...und Du, Frau an der Werkbank. Die DDR in den 50er Jahren. Berlin 1990

Nickel, H.M.: „Mitgestalterinnen des Sozialismus" – Frauenarbeit in der DDR. In: Helwig/Nickel 1993

Nickel, H.M.: Die Ankunft der Ostdeutschen in einer verdampfenden Gesellschaft. Von der Normalbiographie zur Individualisierung. In: Frankfurter Rundschau vom 30.11.1994

Rohnstock, K.: Männer made in GDR. In: Wochenpost vom 28.9.1995

Sass, J.: Väter in Ost und West. Eine Befragung. München 1995

Schenk, S.: Von der geschlossenen zur offenen Gesellschaft? Ostdeutsche Erwerbsverläufe im Spiegel von Umfrageergebnissen. In: Diewald/Mayer 1995

Schneider, N.F.: Familie und private Lebensführung in West- und Ostdeutschland. Eine vergleichende Analyse des Frauenlebens 1970-1992. Stuttgart 1996

Starke, K.: Die Republik der Nackten. In: Wochenpost v. 22.7.1993

Stern, K./Boeck, B.: Aus erster Hand. Das schöne Geschlecht und die Gleichberechtigung in der DDR. Ost-Berlin, DDR 1970

Sydow, H./Schlegel, U./Helmke, A. (Hg.): Chancen und Risiken im Lebenslauf – Beiträge zum gesellschaftlichen Wandel in Ostdeutschland. Berlin 1995

Sylvester, R.: Am 8. März ist Frauentag. In: Wochenpost vom 4.3.1993

Tauber, B.: Frauenüberschuß in der Chemie? Zur Situation der Naturwissenschaftlerinnen in den NBL. In: Frankfurter Rundschau vom 3.8.1994

Wagner, W.: Gesundheit und Gemüse – In Kleingärten wachsen Ost und West zusammen. In: Frankfurter Rundschau vom 27.1.1995

Wohlau, U.: Rückfall in alte Rollenmuster. Der Wunsch im Zeitalter des totalitären Sozialismus im Spiegel der DDR-Literatur. In: Frankfurter Rundschau vom 27.2.1995

Zemlin, P.: Verliererinnen der deutschen Einheit? In: Trojaner 9/1995

Lebensphasen und Frauenalltag

Binkert, D.: Ein Gesicht, das zu mir paßt. Frauen in der Lebensmitte ziehen Bilanz. Stuttgart 1990

Böhm, J. u.a. (Hg.): Deutschstunden. Was Jugendliche über die Einheit denken. Berlin 1993

Engler, W.: Das halbierte Gewissen. In: Kursbuch „Deutsche Jugend" 113/1993

Fischer, E.: Jenseits der Träume – Frauen um vierzig. Köln 1983

Fooken, I. (Hg.): Alter(n) aus Frauensicht. Essen 1995

Fuchs-Heinritz, W./Krüger, H.-H.: Feste Fahrpläne durch die Jugendphase. Jugendbiographien heute. Opladen 1991

Hille, B.: Geschlechtstypische Präferenzen und Benachteiligungen. Weibliche Jugendliche in Bildung, Ausbildung, Studium. In: Helwig/Nickel 1993

Kleist, B. von: Händchenhalten im dunklen Kinosaal. Rückblick auf das erste Rendevous. In: Frankfurter Rundschau vom 15.4.1995

Kubelka, S.: Endlich über 40 – Der reifen Frau gehört die Welt. München 1987

Link, A.-K.: „Frauen um die 60". Ein Erfahrungsbericht. In: Landesverband der VHS Niedersachsens (Hg.): Älterwerden und Bildung. Hannover 1994

Maaß, W.: Die Fünfzigjährigen. Portrait einer verratenen Generation. Hamburg 1980

Mader, Wilhelm (Hg.): Altwerden in einer alternden Gesellschaft. Kontinuität und Krisen. Leverkusen 1995

Mannheim, K.: Das Problem der Generationen. In: Kohli, M. (Hg.): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt/Neuwied 1978

Marbach, J.: Das Familienzykluskonzept in der Lebenslaufforschung. In: Voges; W. (Hg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen 1987

Mayer, K./Wagner, M.: Wann verlassen Kinder das Elternhaus? In: Herlth, A./Strohmeyer, K.P. (Hg.): Lebenslauf und Familienentwicklung. Opladen 1989

Nichols, M.P.: Vierzig werden – Die 2. Lebenshälfte als Chance zur Veränderung. Reinbek 1988

Ratajczak, C.: Generationen und Raumerfahrung in einem deutsch-sorbischen Dorf des Lausitzer Braunkohlegebietes. Vortrag zum Deutschen Soziologentag 1996 in Halle

Rosenmayr, L./Kolland, F. (Hg.): Arbeit – Freizeit – Lebenszeit. Neue Übergänge im Lebenszyklus. Opladen 1988

Siegfried, D.: Ergebnisse des Schülerwettbewerbs Deutsche Geschichte: Ost-West-, West-Ost-Geschichten. In: Bios 2/1995

Solms, F. (Hg.): Begrenzt glücklich. Kindheit in der DDR. Marburg 1992

Swientek, Ch.: Mit 40 depressiv, mit 70 um die Welt. Wie Frauen älter werden. Freiburg u.a. 1991

Schreiber, U.: Ich bin unsichtbar geworden. Über die Frau um vierzig. In: Der Spiegel 48/1984

Weiss, A.: Solo-Frauen. Frauen um 40 erzählen ihre Männergeschichten. Frankfurt/M. 1986



Schreibwerkstatt





Der Kiez als soziale Welt

Nur ein Gast hat sich am frühen Mittag in die Bahnhofsgaststätte von Marzahn verirrt. Gedankenversunken sitzt eine Frau von 65 vor ihrem Glas Bier. Es ist der einjährige Todestag ihres Mannes, dessen sie gedenkt. Der Biologe zog vor acht Jahren mit seiner Frau nach Marzahn. Sie freuten sich über die Zwei-Zimmer-Wohnung, die hell und „mit allen Schikanen" ausgestattet war. Die Wende machte ihn arbeitslos: „Das hat er nicht verkraftet". Kinder hatten sie keine. Ihre alten Bekannten vom anderen Ende Berlins sieht sie kaum noch. Es reicht nicht für das Fahrgeld, nachdem die Miete von 90 Mark auf 560 Mark angehoben wurde. Doch gerne geht sie in die Bahnhofsgaststätte – sie kommt unter Leute und ist dennoch anonym. Sie schämt sich ihrer Einsamkeit.

Am von Graffiti übersäten Wartehäuschen der Bushaltestelle in Marzahn lümmeln sich ein paar Jugendliche. Das Häuschen am Rande einer weiten Brachfläche wird in der Ferne von den Plattenbauten Marzahns begrenzt. Energisch hält die Frau um die 70 ihre Handtasche am Riemen fest. Sie wartet auf den Bus, der sie der Hauptstadt näherbringen soll: Wie täglich gönnt sie sich diesen „Ausflug unter Menschen", geht Schaufenster gucken. Die Miete ist zu hoch für die Kleinstrente der Witwe, doch die Monatsnetzkarte muß sein: „Damit bereise ich ganz Berlin".

Zwei Zufallsgeschichten aus Marzahn? Zwei Schicksale älterer Frauen, die etwas über die soziale Welt in der größten deutschen Satellitenstadt im Jahr 1995 aussagen.

1976 wurde der Grundstein zu dem ehrgeizigen DDR-Großbauprojekt des 9. Bezirks am östlichsten Stadtrand der Hauptstadt der DDR gelegt. In früheren Zeiten diente der ländliche Kern von Alt-Marzahn/Biesdorf den Berlinern als Rieselfeld. Erst der Eisenbahnbau bringt um die Jahrhundertwende den Anschluß an Berlin und 1925 die Eingemeindung als Teil von Berlin-Lichtenberg. 1945 marschiert die Rote Armee über die Berliner Stadtgrenze bei Marzahn ein.

In Konkurrenz zum Märkischen Viertel in Westberlin plante Ostberlin ab 1976 den Aufbau der Schlafstadt Marzahn auf der grünen Wiese. Vorherrschend war damals in Ost wie West das Baukonzept eines funktionsentmischten Wohnens und Arbeitens (vgl. Düwel 1995). Man legte die Großsiedlung für Neusiedler an, die in Ostberlin zwar Arbeit, aber keine Wohnung fanden: Etwa zwei Drittel der 170.000 Einwohner Marzahns sind Zugezogene, ein Drittel stammt aus Berlin. Mit dem Instrument der staatlichen Wohnraumlenkung wurden zu DDR-Zeiten überwiegend junge, qualifizierte Fach- und Führungskräfte aus der Provinz geholt, die hier Arbeit und Wohnung für ihre jungen Familien fanden. Zwar war mit der Vergabe von Wohnkontingenten an beteiligte Bauarbeiter, an Betriebe und Staatsangestellte der Armee, Verwaltung und Wissenschaft eine soziale „Durchmischung" angestrebt worden, doch war die Altersstruktur der Bewohner weitgehend homogen: Das Durch-

schnittsalter liegt 1993 bei 32 Jahren, ein Drittel der Bewohner Marzahns sind Kinder und Jugendliche, nur 6% sind im Rentenalter (vgl. Greiner 1993). Die Bildungs- und Beschäftigungsstruktur ist ein Indiz für die in der DDR erwünschte Konzentration der Intelligenz in der Zentrale Berlin. Die Hälfte der Bewohner verfügte 1991 über einen Hochschul- oder Fachhochschulabschluß. 50% waren in staatsnahen Funktionen tätig, ein Umstand, der nach der Wende für viele das berufliche Ende bedeutete. Noch 1995 ist Marzahn der Stadtbezirk Ostberlins mit dem höchsten Durchschnittseinkommen.

Marzahn bot zu DDR-Zeiten günstige Beschäftigungsmöglichkeiten in Wohnortnähe. Heute arbeiten indessen 40% der Erwerbstätigen außerhalb des Bezirks. Wenn man zu den 10% Arbeitslosen Vorruheständler und nur kurzfristig in ABM-Stellen Beschäftigte hinzuzählt, ist jeder fünfte Erwachsene ohne Arbeit. Hinzu kommen 36% der Bewohner, die als Rentner, Kinder oder Jugendliche ihren Lebensalltag in Marzahn verbringen müssen (vgl. Arnold 1994).

War früher Marzahn eine reine „Schlafstadt", so hat sich nach der Wende die soziale Welt Marzahns grundlegend gewandelt. Viele der jungen Mütter bleiben zu Hause, Kinder, Jugendliche, Arbeitslose und Rentner bevölkern den Stadtteil, der für die Hälfte seiner Bewohner zur dominanten Wohn- und Lebensumwelt geworden, darauf aber in keiner Weise vorbereitet ist. Mit der Arbeitslosigkeit vieler verschärfte sich die soziale Desintegration in dem an der Peripherie gelegenen Stadtteil, der über eine mangelhaft entwickelte soziale und kulturelle Infrastruktur verfügt.

Marzahn gilt heute als Synonym für den industriellen Massenwohnungsbau in der DDR. 1954 erfolgte die Wende zum „Industrialisierten Wohnungsbau" (IWB) unter der Losung „Schneller, besser, billiger bauen". Großserien standardisierter Plattenbetonelemente wurden fabrikmäßig vorgefertigt, transportiert und vor Ort montiert. Schon aus bautechnischen Gründen propagierte man die „aufgelockerte, offene Bauweise" auf der grünen Wiese, um die Montage der Plattenbauten entlang riesiger Kranbahnstraßen verwirklichen zu können. Verdichtungen der monotonen Plattenbauzeilen beschränkten sich auf die wenigen, zentral gelegenen „Komplexzentren", wo die sozialen Gesellschaftsbauten wie Schulen, Kindergärten und Krippen, Kaufhallen und Wohngebietsgaststätten sowie die Verwaltungseinrichtungen des Bezirks konzentriert waren.

Mit dem Neuen Ökonomischen System (NÖS) von 1963 setzte die Monotoniedebatte ein, die sich gegen die Kranideologie wandte und eine abwechslungsreiche Stadtbebauung forderte. Neue, komplexere Bautypen – wie Punkthochhäuser, Zwischensegmente und Eckbauten – und die Mäanderbebauung sollten nicht nur die Wohndichte erhöhen, sondern auch das Stadtbild differenzieren. Die Einwohnerzahl der Großsiedlungen wurde von 5.000 auf 20.000 erhöht, die Geschosse der Hochhäuser auf 21 Stockwerke aufgestockt. Um die Monotonie und Anonymität der Plattensiedlungen zu überwinden,

begann man sie in den 60er Jahren durch Kunst am Bau, Wandmalereien, Plastiken und Brunnen aufzulockern. Ziel war, die Identifikation der Bewohner mit ihrem Wohnbezirk zu festigen.

Eine neue Phase des Wohnungs- und Städtebaus der DDR begann mit der Honecker-Ära nach dem VIII. Parteitag der SED von 1971. Der Ausbau riesiger Großsiedlungen wurde forciert, um dem Wohnungsmangel abzuhelfen, zugleich sollte die Wohnqualität der Neuansiedlungen durch eine verbesserte geistig-kulturelle Versorgung im Stadtteil und die technisch verbesserte Ausstattung der Wohnungen erhöht werden. Die 70er Jahre brachten eine Auflockerung städtischer Areale durch Fußgängerbereiche, Stadtmöblierung und Grünflächen, ohne indessen die Monotonie der Schlafstädte wirklich überwinden zu können, die in dem Konzept des funktionsentmischten Wohnens und Arbeitens angelegt war.

In diese Phase fiel der Aufbau Marzahns, der zwar durch die Tatrabahn seine Bewohner an den Verkehr anschloß, doch die soziale Infrastruktur auf die geförderten „Hausgemeinschaften" beschränkte.

Dennoch galt der Wohnungserwerb in Marzahn als Glückstreffer, war die Wohnzufriedenheit seiner Bewohner zu DDR-Zeiten hoch angesichts des chronischen Wohnungsmangels (vgl. Arnold 1994; Greiner 1993). Die Zufriedenheit gründete einerseits darin, daß ein in der DDR ungewohnter technischer Standard mit Einbauküchen, Zentralheizung und Naßzellen vorhanden war, und dies bei einem niedrigen und hochsubventionierten Mietpreis. Andererseits schweißte die homogene Sozialstruktur die vielen jungen Familien in einer ähnlichen Lebenssituation in den Hausgemeinschaften zusammen. Zwar übernahm die Hausgemeinschaftsleitung (HGL) für Hausreinigung und sozialen Frieden eine Kontrollfunktion, doch eigneten sich die Bewohner die Institution der Hausgemeinschaftstreffen häufig im eigenen Interesse an: Neuzugezogene fanden hier einen Erstkontakt, man feierte gemeinsam Kinderfeste und Grillabende, half sich bei der Kinderbetreuung und im Notfall aus (vgl. Greiner 1993).

Darüber hinaus blieb indessen das soziokulturelle Netzwerk der Trabantenstadt unterentwickelt, die Unterhaltung in Marzahn auf eine Wohngebietsgaststätte und ein Kino beschränkt. Die Arbeitsgesellschaft der DDR ließ während der Woche auch kaum eine erweiterte Zerstreuung zum Feierabend zu. Nur am Wochenende ging man aus, verließ man Marzahn, um der eintönigen „Platte" zu entkommen, wich in die zahlreichen im Grünen gelegenen Datschen aus, fuhr raus ins Grüne oder zum Besuch in einen der älteren Stadtteile Ostberlins.

Erst nach der Wende verkehrten sich in den Augen seiner Bewohner die Vorzüge Marzahns zunehmend in ihr Gegenteil: Die soziale Welt löste sich angesichts des rapiden sozialen Differenzierungsprozesses auf. Nachdem die Arbeitsplätze, die vorher garantiert waren und den Zuzug nach Marzahn be-

gründet hatten, nicht mehr vorhanden waren, fiel plötzlich vielen „die Decke auf den Kopf". Berufs- und Arbeitsplatzwechsel machten häufig weite Anfahrten nach Berlin erforderlich. Wer – wie viele der Jungen und Alten – über kein eigenes Auto verfügte, war schlagartig vom Leben abgeschnitten oder auf die zeitaufwendige und nunmehr kostspielige Nutzung des Nahverkehrs angewiesen, um den Anschluß an die Welt zu finden.

Mit der Umwandlung der staatlichen Wohnungsbaugesellschaft Marzahns in eine GmbH verteuerten sich die Mieten 1991 von 1,75 Ost-Mark/m^2 auf 6,70 DM/m2 und stiegen auch danach weiter an. Viele der Wohnungen waren sanierungsbedürftig. Andere, die von ihren Bewohnern zu DDR-Zeiten in mühseliger Eigenarbeit ausgebaut worden waren, waren nicht mehr sicher, nachdem die Mieten stiegen. Erst nach der Erhöhung der Mietpreise fielen nun auch die Nachteile der kleinräumigen, extrem hellhörigen Wohnungen ins Gewicht. Viele der Jungen schafften den sozialen Absprung, zogen weg oder wurden mobil, während andere als Wendenverlierer an den Kiez gefesselt blieben.

Erst jetzt werden die Wohnsilos am Rande Berlins für viele zu den berüchtigten „Arbeiterschließfächern", in denen vor allem den Älteren, Alleinstehenden und jungen Arbeitslosen Einsamkeit droht. Wer indessen Arbeit hat, findet kaum noch Zeit für die Pflege alter Freundschaften, und die sozialen Beziehungen zerfallen. Nachdem der „kalte Hauch des Geldes" die Siedlung unwirtlich macht, wächst auch das Mißtrauen untereinander, nehmen die Verunsicherung auf den am Abend leergefegten Straßen und die Angst vor Gewalt zu. Jugendliche werden für Ältere real zur Bedrohung, nachdem sich die jungen Arbeitslosen an den unkontrollierten Übergangszonen öffentlicher Orte, an Rolltreppen, U-Bahnen und Wartehäuschen, zusammenballen, „um die Zeit totzuschlagen". Mangels anregender Quartiere und angesichts der beengten Wohnungen weichen die Jüngeren auf Reviere aus, wo sie auf Gleichaltrige in einer ähnlichen Lebenssituation treffen.

Erst jetzt wird für die Älteren und die jungen Mütter mit Kindern, die an das Haus gefesselt sind, die mangelhafte soziokulturelle Infrastruktur in Marzahn zum Problem, nachdem der soziale Zusammenhalt auch in den Hausgemeinschaften in Auflösung ist.

Wenn die entmischten Wohnzonen Marzahns nicht bald durch neue Gewerbeansiedlungen und erweiterte Bildungs- und Kulturangebote neu „aufgemischt" und damit als Wohn- und Arbeitsgebiet attraktiver werden, wird sich der anhaltende Exodus kaum noch aufhalten lassen, der seit der Wende eingesetzt hat. Vor allem die Jungen und Hochqualifizierten suchen das Weite. Soll sich der bereits in der DDR verbreitete Spruch „Lieber zehnmal einen Zahn ziehn, als einmal nach Marzahn ziehn" nicht verwirklichen, müssen neue Beschäftigungsmöglichkeiten und neue soziale Orte geschaffen werden. Sonst könnte Marzahn bald schon – wie prophezeit – zur „Betonwüstenei", zur „Kalten Platte" oder „Berliner Bronx" verkommen, die unbewohnbar wird.

Das Konzept „Lebensspuren in Schreibspuren“

Lebensspuren in Schreibspuren festzuhalten ist das Ziel der Schreibwerkstatt in Marzahn. Schreibwerkstätten sind nicht neu: Seit ihren Anfängen in den 60er Jahren wurde – in Ost wie West – mit dem Anspruch ernstgemacht, daß Schreiben lehr- und lernbar ist (vgl. Ermert/Bütow 1989). Kreativität ist ein in jedem Menschen schlummerndes Potential. Daß Talente systematisch entwikkelt werden können, nicht aber einer angeborenen Begabung vorbehalten sind, setzte sich als Erkenntnis im deutschen Sprachraum schwerer durch als in anderen Kulturen. Die ersten Schreibinitiativen gingen deshalb nicht von Schulen aus, die weiterhin dem Nachvollzog eines Regelkanons dienten und darauf beharrten, daß Talent nicht lehr- und lernbar sei. Schreibwerkstätten waren vielmehr ein Produkt sozialer Bewegungen, doch wurden diese im Westen von unten initiiert, im Osten aber von oben gefördert und programmatisch etabliert.

Im Westen ging die Absicht der Schreibinitiativen, auch Laien Kulturarbeit zugänglich zu machen, von kulturspezifischen Differenzerfahrungen marginalisierter Gruppen aus. Kulturell benachteiligten Gruppen sollte unter dem Motto „Kultur für alle“ ein Zugang zur Hochkultur verschafft werden. Diese waren aufgefordert, von ihren Erfahrungen als Frauen, als ältere Generation oder als Ausländer zu berichten, um den Problemlagen spezifischer Lebenswelten öffentliches Gehör zu verschaffen. Vielfach stellten die Leseforen, Schreibwettbewerbe und Zeitungswerkstätten überhaupt erst für die Kulturen am Rande Öffentlichkeit her, die bisher ohne Lobby geblieben waren. Sie stießen zugleich neue soziale Praxen unter Gleichgesinnten in der sich zunehmend privatisierenden Kultur im Westen an.

Anders in der DDR. Hier dienten die Schreibinitiativen an der Basis der Betriebe der kulturellen Vereinheitlichung unter Führung der Partei. Ziel war, die „führende Rolle der Arbeiterklasse“ herauszustellen. Die einem Erziehungsanspruch folgende Schreibbewegung des „Bitterfelder Weges“ wurde als Massenbewegung von oben initiiert, um die kollektive Identifikation der lesenden und schreibenden Arbeiter mit dem Werk zu fördern. Zugleich übernahmen die Schreibinitiativen im Dienste der Staatsdoktrin propagandistische Aufgaben. Literatur wurde zur Gebrauchskunst proklamiert, sei es, um die Identifikation mit dem Staat der Werktätigen zu stärken, sei es, um gegen den „Klassenfeind“ anzukämpfen. Gebrauchskunst war dem gesellschaftlichen Auftrag untergeordnet (vgl. Rüther 1991).

Doch unabhängig von der jeweiligen Sonderentwicklung der Schreibinitiativen in Ost und West ist den Älteren in aller Regel bereits in der Schulzeit die Kreativität abhanden gekommen. Lesen und Schreiben, die Arbeit an Texten wurde in der Schule ausschließlich im Hinblick auf ihre Richtigkeit und Ge-

nauigkeit eingeübt und überprüft, während der eigenwillige Selbstausdruck, die individuelle Deutung nicht zugelassen oder nicht vorgesehen waren.

Mit der Schreibwerkstatt in Marzahn sollte den oftmals isolierten Älteren ein Forum eröffnet werden, um schreibend eine Brücke zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart zu schlagen und sich einzumischen im Hier und Jetzt: Einmischung statt Rückzug war angestrebt. Wer seine Lebensgeschichte nicht „zu den Akten legen", sondern seine Erfahrungen weitergeben wollte, war aufgefordert, an der Werkstatt teilzunehmen.

Die Schreibwerkstatt sollte thematisch im Stadtteil verankert sein und Älteren eine Gelegenheit eröffnen, als Sprachrohr für die Stadtteilprobleme Älterer zu fungieren. Dabei waren die AdressatInnen als „AlltagsexpertInnen" im Kiez anzusprechen, die besser als der ortsfremde Experte wissen, woran es im Stadtteil mangelt und welche Hoffnungen und Erwartungen sie mit dem Leben im Stadtteil verbinden.

Anzunehmen war, daß die Stadtteilnähe den Zugang zur Schreibwerkstatt erleichtern könnte. Die Ausgangslage in Marzahn ließ vermuten, daß aufgrund der mangelhaften sozio-kulturellen Infrastruktur in Marzahn ein hoher Anteil der vorzeitig abgewickelten Intelligenz im Vorruhestand nur noch unzureichend Kontakt und neue soziale Aufgaben fand. Doch deutete ebenso manches darauf hin, z.B. der hohe Anteil der PDS-Wähler, daß die mit dem alten System Identifizierten sich nach der Wende enttäuscht zurückgezogen hatten und an einem sozialen Engagement im neuen System kein Interesse zeigen würden. Zu erwarten war deshalb, daß nur ein gewisser Anteil potentieller Adressaten für eine Schreibwerkstatt ansprechbar und für eine Schreibinitiative in Marzahn zu gewinnen sein würde.

Beabsichtigt war, den sozialen Zusammenhalt in der Werkstattgruppe durch thematischen Zusammenhang zu stärken. Deshalb war ein dreiphasiger Ablauf der Werkstatt geplant:

– Eine erste Phase diente der Selbstfindung der Gruppe, in der Vorgeschichten der Teilnehmenden, ihre Lebenswege in der DDR, in der Wendenzeit und danach thematisiert werden sollten. Die Vermittlung von Literaturtheorie und die Anregung zu schreibexperimentellen Übungen sollten für neue Erfahrungen im Schreibakt öffnen. Vorgesehen waren thematische Vorgaben, um in der Anfangsphase Strukturierungshilfen zu vermitteln. In jedem Fall sollten die Vorgaben der biographischen Selbstvergewisserung und dem Gruppenfindungsprozeß in der Werkstatt untergeordnet sein.
– Erst für die zweite Phase war der Übergang zu einer ziel- und ergebnisorientierten literarischen Arbeit an Texten geplant, die von der Werkstattleitung fachkundig angeleitet werden sollte. Es ging dabei darum, zu einer selbstbestimmten Themengestaltung anzuregen, um einen eigenen Stil zu finden und zum Selbstausdruck der Lebenserfahrung zu motivieren. Alltagserfahrungen im Kiez, Exkursionen und Recherchen in Marzahn konnten

dabei Anknüpfungspunkte einer alltagsbiographisch orientierten Textproduktion sein.
– Geplant war schließlich eine dritte Phase der Schreibwerkstatt, die in einer selbstorganisierten gemeinsamen Publikation münden sollte: Zur Veröffentlichung der Texte sind unterschiedliche Wege möglich, die von den Kompetenzen und Interessen der Gruppe abhängen. Denkbar wären Vorlesungen oder die Herausgabe einer Stadtteilchronik, einer Broschüre oder einer Stadtteilzeitung. Dabei käme der VHS die Aufgabe zu, der Publikationsarbeit ein Dach zu bieten, sachliche Ressourcen für die Veröffentlichung zur Verfügung zu stellen und ein Forum für den bürgernahen Austausch im und über den Stadtteil zu sein.

Methodisch sollte das Schreibexperiment Ausgangspunkt der Textarbeit sein. Diese Zugangsweise ist in Schreibwerkstätten mit Älteren eher ungewohnt. Bis heute steht das autobiographische Schreiben im Zentrum der Schreibinitiativen Älterer, während formale Ansprüche an den Sprachausdruck und das Schreibexperiment der Arbeit mit Jüngeren vorbehalten sind (vgl. Plauel 1995). Zweifellos entspricht die Biographiearbeit in Schreibzirkeln dem Schreibinteresse der Mehrheit unter den Älteren. Gerade das biographische Erzählmotiv ist ausschlaggebend, an einer Schreibinitiative teilzunehmen: Die Älteren wollen im Rückblick auf ihr Leben die Vergangenheit abrunden, sich selbst besinnen auf das, was war, oder ihre Erfahrungen an andere weitergeben (vgl. Mayer-Rosa 1992).

In aller Regel gehen deshalb Schreibwerkstätten für Ältere von dem reichen biographischen Erfahrungsfundus aus, demgegenüber Formfragen zurücktreten müssen und als zweitrangig behandelt werden. Wenn die Person auf dem Spiel steht – wie in autobiographischen Texten -, gebietet der Takt, zu Formfragen zu schweigen. Ist der biographische Selbstausdruck zentrales Schreibmotiv, verschränkt sich zwangsläufig das Urteil über den Text mit einer Aussage zu der Person. Eben deshalb bleibt in diesem Fall die formale Auseinandersetzung mit dem Text häufig aus. Doch auch von innen fesselt das biographische Schreiben die Fantasie. Es fehlt die für die literarische Imagination notwendige Distanz zum eigenen Leben und zur Vergangenheit, in die man innerlich verstrickt geblieben ist. Es fehlt der zweckfreie Blick, der für neue Erfahrungen im Schreibakt öffnen kann und nicht durch Rechtfertigungen verstellt ist (vgl. Sill 1991).

Was also spricht dennoch für eine schreibexperimentelle Zugangsweise zur Arbeit mit alltagsbiographischen Texten?

Wird die Themenwahl den Schreibenden selbst überlassen, wird diese in der Regel auf die Wiedergabe von Selbsterlebtem beschränkt. Dabei gerinnen die Lebenserfahrungen zu Anekdoten oder schweifen in endlosen Detailschilderungen ab, ohne auf den Punkt zu kommen. Der Erzähldruck verhindert eine kritische Auseinandersetzung mit dem Textmaterial, und in den

Schreibspuren reproduzieren sich Sprachklischees, die im Laufe des Lebens erworben wurden.

Ist indessen das themenzentrierte Schreibexperiment der vorgegebene Ausgangspunkt, kann die „biographische Falle" überwunden werden. Die Aufgabe fordert zu einem aktiv gestaltenden Umgang mit dem Text heraus, der von dem gelebten Leben distanziert. Der Schreibende erfährt in dem reflexiven Akt die Differenz zwischen Leben und Schreiben, zwischen Realität und Fiktion, die einen Spalt für die Vorstellungskraft und für neue Erfahrungen öffnen kann.

Die Vorgabe eines Sujets, einer Form- oder Stilübung bietet den Vorzug, daß durch Textvergleiche in der Gruppe die Vielfalt möglicher Lösungen sichtbar wird und sich ein Gefühl für Sprachformen und die Formensprache überhaupt erst ausbilden kann.

Ausgangspunkt der literarischen Moderne ist das „offene Kunstwerk" (vgl. Eco 1977), das auf der Annahme beruht, daß das literarische Werk den aktiven Rezipienten voraussetzt und zugleich zu seiner Vollendung braucht. Die Rezeption ist Teil des Werks, das sich erst in der Einheit von Produktion und Rezeption vollenden kann. Die Offenheit des Textes für unterschiedliche Lesarten geht aus Mehrdeutigkeiten, Leerstellen und Ambivalenzen des Textes hervor. Das „gute Ende", der eindeutige Ausgang, das Nacherzählen einer Geschichte in ihrem Ablauf sind damit abgeschafft (vgl. Vietta 1992).

Als Einstiegsimpuls in der Schreibwerkstatt bieten sich deshalb Schreibübungen an, die von biographischem Naturalismus und Schreibgewohnheiten gleichermaßen befreien können:

- Auslegen von Überschriften und Textanfängen
- Hypothesen über erwartbare Folgegeschehen zu Textanfängen entwerfen
- Sequenzweises Lesen von Texten und Sammeln möglicher Lesarten
- Umschreiben von Kurzgeschichten in Fabeln und Parabeln
- Narrative Kurzformen, wie Werbeanzeigen, Todesanzeigen, Verbotstafeln etc., in Geschichten auflösen
- Minutiöse Beschreibung von Alltagsabläufen
- Satz- und Wortfelder ergänzen und mit ihrem Gegensinn konfrontieren
- Alternativen zu Textschlüssen formulieren
- Sinnverkehrung einer Geschichte durch Übertreibung und Glossierung

Thematisch ist das Anknüpfen an biographische Erfahrungen damit keineswegs ausgeschlossen. Doch müssen sie in einem neuen Kontext formal gestaltet werden. Das Schreibexperiment und die Themenvorgabe betten die individuelle Textlösung in einen gemeinsamen Erfahrungskontext ein, der die Texte vergleichbar und überprüfbar macht. Es regt zu vergleichendem Sehen an und fordert zur Verständigung über Thema und Form heraus. Der Bezug

auf eine „dritte Sache“ schafft einen gemeinsamen Erfahrungskontext, der zu neuen Wahrnehmungs- und Schreibperspektiven anregt. Die Suche nach einer formal gelungenen Lösung verhindert nicht, sondern erhöht die Lust an der Textproduktion. Der Bezug auf Formfragen erleichtert die unbedingt nötige Textkritik, die formale Fragen und nicht die Person zum Thema macht. Steht die formale Behandlung eines Sujets im Mittelpunkt, regt diese auch die Leser zu offenen Lesarten an.

Bei der Vorgabe von Themen sind deshalb Sujets zu bevorzugen, die in einen gemeinsamen Erfahrungskontext eingebettet sind. Verbindende Erfahrungskontexte in der Schreibwerkstatt können Alltags- und Generationserfahrungen sein. In der Schreibwerkstatt im Stadtteil bietet sich zudem die Wahl stadtteilbezogener Themen an, die Vergangenheit und Gegenwart einbeziehen.

- Ein Fundstück: Wie war das damals, als ich nach Marzahn kam?
- Lebenswege: Wer kam wann und warum nach Marzahn?
- Wendengeschichten: Was hat die Wende mir gebracht? Was ging mit ihr verloren?
- Hausgemeinschaften: Und was daraus geworden ist ...
- Geräuschkulissen: Geschichten über Nachbarn, Kinder- und Straßenlärm
- Kneipenbummel: Kneipen in und um Marzahn
- Verlorene Orte: Was einmal war und nicht mehr ist
- Sommerfrische: Stadtnahe Natur- und Ausflugsziele
- Streifzüge: Reportagen im Stadtteil
- Brennpunkte: Alltägliche Gewalt, ökologische Zerstörung
- Die Jugend von heute: Zu unserer Zeit war das anders
- Hausklatsch: Küchengeschichten, Flurgeschichten, Treppenwitze
- J.w.d.-Geschichten: Datschen und Ausflüge ins Grüne
- Mein Refugium: Eine Bank, ein Balkon, ein Garten
- Lautes Denken: Beim Einkauf, beim Arzt, beim Friseur
- Lebenshilfen: Heilmittel gegen Einsamkeit, z.B. das Gespräch, der Hund, die Musik
- Böse Blicke: Glossen aus ungewohnter Sicht, vom Rollstuhl, vom Krankenbett, auf der Rolltreppe, am Briefkasten, am Wühltisch, im Supermarkt
- Fundgrube: Graffiti, Hausinschriften, Werbesprüche, Kalenderblätter, Anekdoten, Witze
- Klagemauer: Gerüchte, Problemzonen, Schattenseiten, Planungspannen, Nachtangst auf den Straßen
- Trampelpfade: Übersehenes, Eigensinniges, Aufgespießtes
- Forum Zeitgeist: Neue Lebensformen und Techniken im Stadtteil

Für das Schreibexperiment spricht schließlich auch ein biographie-immanenter Grund: Hinter dem biographischen Schreibmotiv der Älteren verbirgt sich nicht selten eine bislang unterdrückte Kreativität, ein Vergnügen am fabulierenden Selbstausdruck, das weit über die Nacherzählung der Lebensgeschichte hinausschießt. Es entpuppt sich in der überschäumenden Schreib-

und Fabulierfreude ein Nachholwunsch, etwas anderes zu tun als bisher, eine andere zu werden als die, die man bisher war. Hinter der Schreiblust verbirgt sich ein Veränderungswunsch. Nicht wenige möchten sich die späte Freiheit gönnen, endlich aus sich herauszugehen, ein Wunsch, der bisher hinter dem Nützlichsein und Funktionieren im Alltag zurücktreten mußte. Deshalb kann das Motiv, eigene Erfahrungen an andere weitergeben zu wollen, vorgeschoben werden, weil es sozial legitimiert ist. Doch mit der Nützlichkeit für andere maskiert sich der unbändige Wunsch nach einem gelungenen Selbstausdruck, nach Veränderung als Befreiung von lebenslangen biographischen Fesseln.

Geplant war für die Schreibwerkstatt, daß die Beiträge in irgendeiner Form veröffentlicht werden sollten, um den Texten Gehör und ein Forum zu verschaffen. Als Schreibgruppe zu publizieren heißt, ein gemeinsames Konzept entwickeln zu müssen. Um Texte zu veröffentlichen, sind Prüfkriterien erforderlich, die die Textauswahl anleiten können: Wen wollen wir ansprechen? Wo erreichen wir das Publikum? Wie kündigen wir die Publikation an? Wie erreichen wir einen thematischen Zusammenhang? Welchen Namen, welche Überschrift soll die Publikation erhalten? Welche Titel geben wir den Einzeltexten? Welche Themenschwerpunkte wollen wir ansprechen?

Dabei ist wichtig zu entscheiden, ob ein kleines lokales Publikum während einer einmaligen Vorlesung erreicht werden soll, das nicht ermüdet werden darf, das in die Texte einbezogen werden muß durch Assoziationsmöglichkeiten und das unterhalten sein will. Kurze Texte und abwechslungsreiche Themen erhöhen die Aufmerksamkeit. In diesem Fall können die Ankündigung in Funk oder Presse sowie ein zündendes Thema, das an aktuelle Brennpunkte anknüpft, ein Publikumsmagnet sein.

Sollen die Texte in einer Broschüre oder Publikation veröffentlicht werden, die einem anonymen Lesepublikum vorgestellt werden, ist der thematische Zusammenhang entscheidend, der in einem prägnanten Titel zum Ausdruck kommen muß. Die Texte können ausführlicher sein, sofern sie in den thematischen Rahmen passen. Ein Einleitungstext stellt den inneren Zusammenhang der Texte dar. Auch in diesem Fall ist wichtig, welche Adressaten angesprochen werden sollen. Die Entscheidung für eine Zielgruppe erleichtert die Ankündigung in der Presse und das Erreichen des Publikums.

Ist indessen eine wiederkehrende Publikation geplant in Form einer Zeitung oder Textsammlung, ist der Rahmen ausschlaggebend, um die Wiedererkennbarkeit des Druckorgans zu sichern. Das fängt mit der Namengebung an, die zünden und den Adressaten etwas sagen muß. Der Wiedererkennungseffekt erhöht sich mit einem einheitlich gestalteten graphischen Rahmen, durch ein Logo oder Symbol, ein wiederkehrendes Layout und abwechslungsreiches Schriftbild. In jeder Ausgabe sollte ein Schwerpunktthema die innere thematische Verbindung und die Verbindlichkeit der Texte erhöhen. Wiederkehren-

de Rubriken erleichtern die redaktionelle Arbeit, erhöhen die langfristige Planungssicherheit und prägen sich den LeserInnen ein. Wichtig in einer Stadtteilzeitung ist, daß nicht nur die ZeitungsmacherInnen zu Wort kommen, sondern auch die Menschen aus dem Stadtteil in Leserbriefrubriken. Zu aktuellen Fragestellungen sollten auch Funktionsträger, Vereine, Initiativen und Bürgeraktionen einbezogen werden.

In jedem Fall muß eine Veröffentlichung von Texten organisatorisch geplant werden, damit eine Schreibgruppe nicht durch Selbstüberforderung zerfällt. Wichtig ist dabei die Frage, welche Kompetenzen in der Schreibwerkstatt verfügbar sind und für welche Aufgaben zusätzliche Kompetenzen von außen hinzugezogen werden müssen.

- Was ist an technischem Know-how erforderlich?
- Wie werden Autoren angesprochen und gewonnen?
- Wer übernimmt die redaktionelle Arbeit der Auswahl, Kürzung und Überarbeitung der Texte?
- Wer ist zuständig für die Texterfassung im Computer, für Layout und Druck?
- Wie kann die Publikation vervielfältigt werden?
- Wie ist eine Mindestfinanzierung zu sichern?
- Wer übernimmt die Anzeigenakquisition?
- Wo kann das Pubikum erreicht werden?
- Wer ist verantwortlich für Verteilung oder Vertrieb?

Ablauf der Schreibwerkstatt an der VHS Marzahn

Der Kontakt zur VHS Marzahn konnte an eine vorausgegangene Projektinitiative der VHS anknüpfen, in der Vorruheständler die Sozialstruktur und die Lebensbedingungen im Stadtteil Marzahn untersuchten (vgl. Arnold 1994).

Der Leiter der VHS, Ulrich Stahr, zeigte Interesse für die stadtteilbezogene Perspektive der Spurensicherung im Kiez mit literarischen Mitteln. Er sicherte die wöchentliche Durchführung einer dreistündigen Schreibwerkstatt für Ältere auch finanziell ab. So konnte die Werkstatt für ein Jahr unentgeltlich – und später gegen eine ermäßigte Gebühr – angeboten werden, eine Strategie, die bei der Einführung neuer, ungewohnter Themen unbedingt erforderlich ist.

Nach Anlaufproblemen im ersten Halbjahr erweist sich die Werkstatt inzwischen als erstaunlich stabil und setzt ihre Arbeit weiterhin fort. Entgegen der ursprünglichen Planung fand die Schreibrunde jedoch nicht in dem großzügigen, aber am Rande Marzahns gelegenen VHS-Zentralgebäude statt, sondern im KOMM, einem Kontaktzentrum für den Vorruhestand im Einkaufszentrum Marzahns, das für die Älteren leichter zugänglich war.

Als Werkstattleiterin konnte die junge Westdeutsche Ute Zimmermanns gewonnen werden, die über umfassende Erfahrungen mit der Durchführung von Schreibwerkstätten für Ältere an Westberliner Volkshochschulen verfügte. Als Theaterwissenschaftlerin brachte sie die gesuchte Kompetenz und Offenheit mit, um sich auf das Schreibexperiment und die ihr fremden DDR-Biographien einzulassen. Die ungewöhnliche Konstellation, daß eine um 30 Jahre jüngere Werkstattleiterin vom Jahrgang 1965 aus dem Westteil Berlins die Schreibarbeit der älteren Ostdeutschen anleitet, hat sich nicht als Nachteil erwiesen. Im Gegentei: Der Altersunterschied fördert ein Klima gegenseitiger Achtung und Sympathie. Die sonst in Ost-West-Beziehungen verbreitete Konkurrenzsituation unter Gleichaltrigen entfällt: Man gesteht sich wechselseitig die andere Biographie schon aufgrund der Altersdifferenz zu. Doch beschränkt sich das Interesse an den unbekannten Lebensformen weitgehend auf die Werkstattleiterin selbst. Auch sechs Jahre nach dem Mauerfall sind die Ostdeutschen viel zu sehr mit sich und dem anhaltenden Veränderungsdruck im neuen System beschäftigt, um sich auf die anderen Biographien der Westdeutschen mit Interesse einzulassen. Das Ungleichgewicht der Interessenlage und der Beschäftigung mit dem anderen Deutschland ist ein Phänomen, das in allen Ostwerkstätten zu beobachten war. Die in der Gegenwart geforderten Lernprozesse, um den Alltag zu bewältigen, überdecken jedes tiefergehende Interesse an der Vergangenheit der anderen.

Die Ansprache der Adressaten erfolgte durch ein von Ute Zimmermanns entworfenes Plakat, das im KOMM und der VHS ausgehängt worden ist. Hinzu kam die Ankündigung in der VHS-Broschüre und in der Lokalzeitung MAZ unter der Überschrift „Schreib- und Zeitungswerkstatt“:

Schreiben Sie gerne? Oder sind Sie daran interessiert, persönliche Erlebnisse, Wendengeschichten, Biographien, Geschichte, Kultur, Politik und den Alltag in Marzahn festzuhalten? Dann machen Sie mit – Vorkenntnisse sind nicht erforderlich!! Angesprochen sind in erster Linie Vorruheständler und Senioren. Wir freuen uns aber auch über Jüngere. Öffnen Sie die Schubladen! Vorhandene Texte können vorgelesen und diskutiert werden. Oder spitzen Sie den Bleistift! Schreibtechniken werden vorgestellt und darstellende Stilformen aus Literatur und Journalismus besprochen. Langfristig werden wir versuchen, die gemeinsam erarbeiteten Texte in Form einer Zeitung oder Chronik zu veröffentlichen. Die Schreib- und Zeitungswerkstatt ist ein Projekt der VHS und des Deutschen Instituts für Erwachsenenbildung. Die Teilnahme ist kostenlos.

Auf den Aufruf hin kommt zunächst nur eine Kleinstgruppe zustande, die ein hochindividualisiertes Eingehen auf die Schreibwünsche der einzelnen verlangt. Erst nach und nach finden sich zwölf Teilnehmende zusammen, von denen einige wieder wegbleiben. Zwei der Frauen fühlen sich durch die Intensität, mit der in der Kleingruppe gearbeitet wird, überfordert und bleiben weg. Eine jüngere Frau kann nicht auf Dauer in den Kreis Älterer integriert werden. Ein Mann zieht sich aus gesundheitlichen, ein anderer aus psychologischen Gründen zurück, nachdem er sich durch die Anforderung überfordert fühlt, seine Texte vor der Gruppe zu veröffentlichen. Andere kommen neu hinzu.

Übrig bleibt eine produktive Gruppe von Frauen, der sich nur drei Männer auf Dauer anschließen. Die Mehrheit gehört der Altersgruppe zwischen 56 und 66 Jahren an, nur ein Teilnehmer ist über 70. Neben Arbeitslosigkeit sind alle Formen des Ruhestandes in der Gruppe vertreten: der Normalrentner ebenso wie die aus gesundheitlichen Gründen oder aufgrund eines freiwilligen oder erzwungenen Vorruhestandes vorzeitig aus dem Berufsleben Ausgeschiedene. Besonders unter den Frauen hinterließ die unfreiwillige Berufsaufgabe tiefe Spuren der Enttäuschung. Mit dem Berufsende ging nicht nur der zentrale Lebensinhalt verloren, sondern auch der Sozialkontakt. Alle Frauen der Gruppe sind – überwiegend nach einer Scheidung oder Verwitwung – alleinstehend und haben es schwer, die soziale Isolation nach der Berufsaufgabe zu überwinden. Anders die Männer in der Gruppe, die durchweg noch eine Lebenspartnerin an ihrer Seite haben.

Die beruflichen Vorerfahrungen sind charakteristisch für Marzahn, soweit die Mehrheit in staatsnahen Funktionen beschäftigt war. Doch ist das Tätigkeitsspektrum sehr unterschiedlich. Der Gruppe gehörten u. a. ein Kriminalbeamter, ein Fremdenlegionär, eine Revisorin, eine Verwaltungsangestellte und eine Psychologin an. Bereits das Berufsspektrum verweist darauf, daß dem Schreiben eine nachholende, kompensatorische Funktion zukommt, die im bisherigen Leben nicht verwirklicht werden konnte.

Die Biographien sind durch schwere Schicksale gezeichnet, die heute die persönliche Mobilität aufgrund von Krankheit und Invalidität zusätzlich einschränken. Die Vorgeschichten lassen den Schluß zu, daß die biographische Bewältigung kritischer Lebensereignisse vor und nach der Wende die Teilnahme an der Schreibwerkstatt wesentlich motiviert hat. Die literarische Arbeit bedeutet in dieser Konstellation zugleich Selbstaneignung der Biographie und Alltagsbewältigung. Der Schreibwerkstatt kommt deshalb weniger die Aufgabe bloßer Wissensvermittlung zu, als vielmehr die einer Hilfe bei der Bewältigung des Lebensalltags unter neuen Bedingungen. Sie ist ein Ort, an dem sich die schreibenden Individuen das Wissen und Können aneignen, das in ihr biographisches Lebenskonzept paßt und deshalb nicht zu verallgemeinern ist.

Schreiberfahrungen brachten nur zwei der Teilnehmenden mit: Eine der Frauen hat bereits an einem Fernkurs für Literatur teilgenommen und ist seit längerem damit beschäftigt, ihre Lebenserfahrungen zu Papier zu bringen. Auch der Älteste in der Gruppe verfügt über literarische Vorerfahrungen und hat im Rahmen von Seniorengruppen bereits publiziert. Für alle übrigen ist die systematische Arbeit an Texten gänzlich neu.

Zweifellos sucht die Gruppe nach einem Rahmen für den fachlichen Austausch und einem Forum für die eigene Selbstdarstellung. Doch geht das Interesse am sozialen Kontakt nicht über die Arbeit in der Werkstatt hinaus. Anders als in den anderen Werkstätten schließen sich die SchreiberInnen bisher im privaten Bereich nicht zusammen. Ein Grund mag darin liegen, daß die politischen und sozialen Vorerfahrungen zu unterschiedlich sind, um die sozialen Schranken zu überwinden. Ein anderer Grund geht aus der Sache selbst hervor: Wer schreibt, sucht primär nach Selbstausdruck, den er nur indirekt – über das Papier vermittelt – anderen zu Gehör bringen will.

Jedes der Werkstatt-Treffen wird zum Einstieg von einem sprachdidaktischen Exkurs eingeleitet. Der Theorieteil führt in poetologische Kriterien ein (Was ist eine Fabel?), behandelt Stilprobleme, Gattungsmerkmale oder semantische Fragen, die in der Gruppe aufgekommen sind.

Anschließend tragen die SchreiberInnen ihre zu Hause verfaßten Texte vor, wobei grundsätzlich jede(r) der Beteiligten zu Gehör kommt. Das Vorstellen eigener Texte ist den meisten zunächst schwergefallen. Gegenseitige Kritik an der sprachlichen Gestaltung der Texte wird zwar herausgefordert, doch muß sensibel darauf geachtet werden, daß mit dem Urteil über den Text nicht auch die Person getroffen wird. Den Korrekturangeboten kommt der Status von „Vorschlägen“ zu, die auch verworfen werden können. Sie sind in jedem Fall der Aufgabe untergeordnet, das Selbstbewußtsein der Schreibenden zu stärken, einen eigenen Weg und Stil zu finden.

Eine entspannte Gruppenstimmung ist für den offenen Austausch förderlich. Die Runde tagt mit Kaffee und Gebäck, es wird viel gelacht und disku-

tiert, und die drei Stunden „vergehen im Fluge“. Jedes Gruppentreffen schließt mit einer Hausaufgabe ab, die eine Anregung zu sprachexperimentellem Schreiben vermitteln soll. Die Schreibenden sind ungewöhnlich produktiv bei der Erledigung der wöchentlichen Hausaufgabe und finden stets eine unverwechselbare, sehr individuelle Lösung für das vorgegebene Thema.

Bisher wechselten die Vorgabe von Themen und die Selbstwahl des Sujets ab. Insbesondere Themen, die die formale Behandlung der Texte den Teilnehmenden überlassen, bringen erstaunliche formale Experimente zutage, wie Science-Fiction-Geschichten, Fabeln und Parabeln, die zu einer freien Entfaltung der Fantasie anregen. Umgekehrt lösen vorgegebene Mythenschablonen – wie das Weihnachtsthema – hochindividuelle Geschichten aus, die eine Distanz zum biographisch Erlebten herzustellen erlauben.

Zum Einstieg boten sich Themen aus dem unmittelbaren Erfahrungsradius in der Wohnumwelt Marzahns an, z.B. die Frage: Wie kam ich nach Marzahn? Doch der Alltag im Kiez ist von selbst kein Thema, das unter den Nägeln brennt. Ein Grund mag darin zu suchen sein, daß die meisten in der Gruppe erst vor wenigen Jahren zugezogen sind und mit dem Stadtteil keine oder eine nur sehr rudimentäre Geschichte verbinden. Der geschichts- und traditionslose Ort provoziert von sich aus keine Geschichten, ein Umstand, der etwas über die Heimatlosigkeit in den Trabantenstädten aussagt. Unter Umständen scheut man aber auch aus Gründen der Diskretion davor zurück, von Geschichten zu erzählen, die sich quasi „vor der Haustüre“ abspielen. Kein Ort, nirgends: Der Alltag im Stadtteil ist zugleich zu fern und zu nah, um ihn in Geschichten zu verdichten.

Auch die Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit gehört nicht zu den selbstgewählten Themen, erfolgt stets nur nach einer thematischen Vorgabe. Die DDR bleibt ausgespart in den Textbeiträgen, die Wende unthematisiert, wenn nicht ausdrücklich dazu aufgefordert wird, in die Geschichte einzutauchen. Ironie der Geschichte: Auftragsliteratur provoziert Texte, die in der Regel weniger konkret, stilistisch mißlungen und wenig inspiriert sind im Unterschied zu frei gewählten Themen, die detailreich und anschaulich aufgegriffen werden. Geschichte interessiert nur in ihrer lebensgeschichtlichen Einbettung: Zum einen als eine der Gegenwart entrückte Gegenwelt in der Vergangenheit, in der die andere Welt der Kindheit idealisiert aufscheint: Die Heimat ist der Ort, von dem man nicht vertrieben werden kann, auch wenn man ihn für immer verloren und verlassen hat. Geschichte erscheint andererseits als Randbedingung der Biographie, in der sich die Lebensgeschichte als „meine Welt“ gegenüber der großen Geschichte behauptet und dieser ein Randdasein, eine marginale Bedeutung für das eigene Leben zuweist. So erscheint die historische Wahrheit nur noch im Detail, der Prager Aufstand von 1968 als ein verpatzter Urlaub am Plattensee in Ungarn. Als jedoch mit Nachdruck dazu aufgefordert wird, ein persönlich bedeutsames Datum der DDR-

Geschichte mit biographischen Erinnerungen zu verbinden, bricht ein Streit über Fakten aus: Daten und Erinnerungen purzeln wild durch den Raum, so daß kaum in einem Punkt Einigkeit erzielt werden kann. Die Aufforderung, ein geschichtsträchtiges Datum als Schreibanlaß zu nutzen, löst einen heftigen Streit über die Richtigkeit von Daten und den Ablauf von Ereignissen aus, obwohl es letztlich um die unterschiedliche Bewertung der Ereignisse geht. Ideologische Verwicklungen wirken nach, indem sich die heiklen unterschiedlichen Wertdifferenzen in einen Kampf um die Richtigkeit des weit weniger strittigen Faktenwissens transformieren. Weil Wertdifferenzen nicht durch Faktenwissen aufzulösen sind, ist die Gruppe durch das Thema deutlich überfordert. Bezeichnenderweise wurde nun auch die aus Westsicht im Projekt entworfene „Chronik der DDR" in den Streit einbezogen, in dem man keine Einigkeit erzielen konnte.

Textbeiträge zu dem gestellten Thema kamen dennoch zustande und auf den Tisch der Werkstatt. Die auf die heißen Geschichtsthemen bezogenen Beiträge lassen sich zwar in schonungsloser Offenheit auf die Ereignisse ein, doch fehlt ihnen die sonst in der Gruppe erreichte erzählerische Qualität. Argumentation hat das Erzählen ersetzt. Obwohl man in der Werkstattgruppe sich wechselseitig Respekt zollt für die Offenheit in der kritischen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, weigert man sich zugleich, die Texte für eine Veröffentlichung freizugeben. In den Texten zeichnen sich Differenzen zu in der DDR herrschenden Lesarten ab, die seinerzeit nicht einmal im internen Zusammenhang geäußert werden konnten. Das Rede- und Denkverbot wirkt bis heute nach und zeigt, daß auch in der Gegenwart die unberechenbaren Wirkungen heikler Themen gefürchtet werden, sobald diese einer externen Öffentlichkeit preisgegeben werden sollen. Andererseits mag ein Solidargebot dabei wirksam sein, das daran hindert, angesichts der übermächtigen West-Interpretation der DDR-Geschichte Selbstkritik zu üben. Doch muß allein das Hörbarwerden der ausgeprägten ideologischen Differenzen in der internen Öffentlichkeit der Schreibwerkstatt als eine wichtige, wenn auch angsteinflößende Lernerfahrung gewertet werden.

Das Beispiel zeigt, wie Zugänge zur Zeitgeschichte eher verbaut als erschlossen werden. Es geht deshalb vor allem darum, das Thema enger auf einen alltagsgeschichtlichen Zugang zu fokussieren. Am ehesten entsprechen dieser Perspektive die in der Werkstatt produzierten „Schrippen-Geschichten", die die Luftbrötchen des Westens gegen die guten alten DDR-Schrippen ausspielen. Sie machen anschaulich, wie der Bezug auf den Alltag erlaubt, sich von den Rändern der Ereignisse aus der Lebens- und Zeitgeschichte zu nähern. Hier können am Detail Facetten des Ganzen sichtbar gemacht werden, ohne sich in ideologische Fallstricke zu verwickeln.

Auch die nach gemeinsamen Exkursionen in Marzahn entstandenen Texte provozieren differenzierte Ansichten im Blick auf die Alltagswirklichkeit.

Eine Chance, sich den schwierigen Themen dosiert zu nähern, eröffnen schließlich auch die immanenten Zugzwänge des Schreibens in der Werkstatt selbst, die sich von den Erzählzwängen und den Ausdrucksmitteln bildnerischen Gestaltens deutlich unterscheiden lassen:

– Die getrennten Phasen des Schreibens von Texten und ihrer Veröffentlichung in der Werkstatt – der getrennte Produktions- und Rezeptionsvorgang – erlauben, sich von allzu intensiven Erlebnissen in der Vergangenheit im Schreibakt zu distanzieren.
– Das Vortragen der Texte in der Werkstatt verleiht einerseits den Einzelgängern und Schweigern in der Gruppe eine Stimme. Es nötigt andererseits die Hörer dazu, die mit dem isolierten Schreibakt verbundene egozentrische Sichtweise durch Vergleiche zu überwinden zugunsten einer differenzierteren Weltsicht.
– Schließlich kann in einer heiklen Situation – in der die Person oder das Thema auf dem Spiel stehen – zu der die Werkstatt verbindenden „dritten Sache“, von den Inhalten zu den Formfragen übergegangen werden.

Inzwischen veröffentlichte die Schreibwerkstatt mehrere Beiträge in der Lokalzeitung und in der VHS-Broschüre. Auch in einem Fernsehinterview mit der Gruppe konnten einzelne Beiträge vorgestellt werden. Die erste öffentliche Lesung der Marzahner Schreibwerkstatt fand an der VHS vor einem kleinen Publikum statt. Geplant ist, die gelungenen Texte in einer im Eigendruck erscheinenden Broschüre zu veröffentlichen. Der Schritt nach draußen ist getan, die Teilnehmenden haben sich nach innen soweit geöffnet, daß sie nach außen öffentlichkeitswirksam handlungsfähig sind.

Texte aus der Schreibwerkstatt

„Wer schreibet, der bleibet“ und „Was man schreibt, das bleibt“. Die Texte der Schreibwerkstatt verkörpern beides: Sie sind Selbstzeugnis einer inneren Wirklichkeit der Schreibenden und Zeugnis einer äußeren Welt, von der sie sich ein Bild gemacht haben. In Schreibspuren eine vergangene Wirklichkeit wiederzugeben, die auch noch in der Gegenwart weiterwirkt, ist Absicht dieses Abschnitts. Allen Texten oder ausschnittweise zitierten Textpassagen ist die Schreiblust der AutorInnen eingeschrieben, die im Lesevergnügen ihre Entsprechung findet. Schon deshalb fällt eine Auswahl aus dem innerhalb eines Jahres hergestellten Textkonvolut der Werkstatt nicht leicht.

Um ein möglichst breites Spektrum von der Vielfalt der sehr persönlichen Sichtweisen und Schreibstile wiederzugeben, wurde von allen AutorInnen der Schreibwerkstatt mindestens eine Textprobe aufgenommen. Damit waren Kürzungen der zum Teil umfangreichen Manuskripte verbunden. Die Auslassungen sind markiert und durch knappe Zusammenfassungen ergänzt, um die Verständlichkeit des Textes zu bewahren. Realitätsspuren finden da am deutlichsten einen Niederschlag, wo erzählt und nicht argumentiert wird.

Die Abfolge der Textsammlung folgt nicht der Chronologie der in der Werkstatt abgehandelten Themen. Sie folgt vielmehr der Alltagserfahrung in der Zeitdimension: Im Fortgang der Texte zeichnet sich eine „Vorgeschichte“ zur DDR ab, die mit dem Kriegsende einsetzt, mit biographischen Erfahrungen aus dem Alltag der DDR fortgeführt wird und in Geschichten von der Nachwendenzeit mündet, die vor dem Erfahrungshintergrund der Vergangenheit ausgelegt werden. Eben deshalb werden hier die auf die Zeit nach ’89 bezogenen Texte als „Nachgeschichten“ bezeichnet.

Biographisches erscheint in sehr unterschiedlicher literarischer Gestalt: Berufs- und Lebenswege werden einmal als verwirklichter Wunschtraum einer Mutter präsentiert, ein andermal als Berufsreport eines „Rädchens im Getriebe“ oder als Beschreibung einer typischen DDR-Funktionärskarriere. Doch unabhängig vom Grad der Fiktionalität scheint in jedem Fall die DDR-spezifische Laufbahngestaltung durch, die eingangs als Verräumlichung der Biographie beschrieben wurde. DDR-Alltag zeichnet sich auch in Reise- und Feriengeschichten ab, die Urlaub vom Alltag, Befreitsein vom „Joch der Arbeit“ zu sein versprachen, doch oftmals von den „Mühen der Ebene“ im DDR-Alltag erzählen. Ortswechsel waren in der DDR ein mühsames Unterfangen. Sie waren zugleich mit Freiheit assoziiert, die man nach der Wende endlich zu finden hoffte. Doch was die ErzählerInnen vorfanden, wird vor allem als Freiheit der Warenzirkulation beschrieben, auf die sie in keiner Hinsicht vorbereitet waren.

Den weitaus größten Anteil an der Gesamtproduktion der Schreibwerkstatt nehmen die Texte zur Nachwendenzeit ein, eine Entwicklung, die in der Werkstatt nicht vorgesehen war, die sich gleichwohl in der Dynamik der Gruppe durchgesetzt hat. Zu groß war der Schock durch die Wende, der massenhaft aufgenötigte Lernprozeß, hinter dem der Rückblick auf die Vergangenheit quasi verschwindet. Die Intensität der Wendenerfahrung und der mit ihr verbundene Wechsel der Alltagsorientierung in der Gegenwart überdecken das Interesse an der Vergangenheit. In den Wendentexten kommt indessen der in der DDR ausgebildete Erfahrungshorizont zum Ausdruck, der jeder neuen Erfahrung ihren Platz zuweist. Die Überwältigung durch das Neue ist stärker als die Erinnerung an die vorausgegangene Zeit, doch erhält die Gegenwartserfahrung durch diese ihre spezifische Wertung und Gestalt.

Während in den auf den DDR-Alltag bezogenen Geschichten noch die Geduld, die List und der Humor gegenüber den Widrigkeiten spürbar sind, die man im Alltag der sozialistischen „Wartegemeinschaft" auf sich zu nehmen gelernt hatte, durchzieht die „Nachgeschichten" ein schärferer Ton. Dieser zeugt von der Überwältigung, von Angst und Desorientierung, aber auch von aufkommender Wut, die nur mühsam in burlesker Form sprachlich sublimiert wird: Ohnmachtsgefühle verkehren sich in trotzige Solidarität mit einem Räuber, im Protest gegen die Welt der Waren, gegen Wendengewinner und Wendehälse, gegen Raubzüge von Handelsketten und „große Fische", gegen Etikettenschwindel und Betrug, gegen Müllberge und Umweltverschmutzung.

Sprachlich drückt sich das Ankämpfen gegen den schärferen Westwind in satirischen Spitzen der Erzählungen, in der „Verkleidung" der Sprache in Burlesken, Fabeln und Parabeln, in der gebundenen Rede der Reim- und Versform aus, die das Erzählen im „offenen Feld" vermeidet. Offenes Erzählen fällt schwer, wenn Klagen und Anklagen überhand nehmen. Zugleich bietet die sprachliche Übersetzung des Leidensdrucks, der Verluste und Entwertungserfahrungen in ein anderes Metier die Chance, sich allmählich innerlich von dem zu distanzieren, was aktuell bedrängt. Die Geschichten aus der Schreibwerkstatt sind deshalb nicht nur Schreibspuren einer untergegangenen Welt; sie halten zugleich auch Momentaufnahmen einer sich ändernden Mentalität im gegenwärtigen Transformationsprozeß fest.

Vorgeschichten: Von armen Leuten, guten Zeiten und schlechten Zeiten

Vorgeschichten, die der DDR vorausgehen, erzählen von armen Leuten, von Not- und Mangelzeiten des Krieges und der Nachkriegszeit. Der Krieg wird nur einmal in seinen Schrecken erinnert, in einer Kurzgeschichte über einen Jungen, der seit '45 „Püppi" genannt wird. Es ist die Geschichte eines Kinderopfers. Andere Opfergeschichten folgen: Man war hart gegen die Schwächsten, gegen Kinder und Alte, oft auch gegen sich selbst, wenn es ums Überle-

ben ging. Und die Erinnerungen kreisen um Hungergeschichten, um Lebensmittel, die Überlebensmittel waren. Als Fantasien die fehlende Nahrung ersetzen mußten, bedeutete der Schokoladengeruch am Stanniolpapier Kinderglück. Der Mangel wurde zugleich durch einen immensen Arbeitsaufwand wettgemacht. Erzählt wird von tagelangen Backritualen, von längst vergessenen Handarbeitstechniken, die eine Bescherung zum Weihnachtsfest sicherten. Doch war die Freude am Wenigen, Selbstgemachten nicht geringer als heute, nachdem alles käuflich und alles zu haben ist.

Kinderopfer: Der Name hat überlebt (Charlotte Bethge)
Von einer entfernten Bekannten erfuhr die Autorin einmal die Geschichte von deren Sohn, der seit der Flucht Püppi hieß. Zögernd, fast mühsam begann sie zu erzählen: „Wir waren Ende April 1945 auf der Flucht". Da hieß es plötzlich, daß die Russen anrückten. Deutsche Panzerfahrzeuge, die in Richtung Westen fuhren, nahmen sie und ihren Sohn auf. Während einer kurzen Rast verlor sie den fünfjährigen Sohn, der kurz etwas trinken gegangen war. Als der Treck sich wieder in Bewegung setzte, sprang sie ab, um ihn zu suchen.

Plötzlich rasten Tiefflieger direkt über mir, sie schossen aus allen Rohren und waren so jäh wieder verschwunden, als hätte sie jemand weggezaubert. Da hörte ich einen merkwürdigen Klagelaut und sah meinen im Grase kauernden Andreas, neben ihm lag ein buntes Bündelchen, ein kleines Mädchen, das Blut schoß aus einer Wunde am Oberschenkel. Es sah mich an: ‚Ach Tante'. Dann schloß es die Augen. Das bleiche Gesichtchen zeigte keinen Ausdruck, keine Tränen, keine Schmerzen (...).

Plötzlich fing Andreas an zu schreien. ‚Püppi! Püppi!' Seine kleine Freundin aus unserer Heimat wurde so gerufen. Ich kam zu mir und versuchte die schreckliche Wunde mit meinem Gürtel abzubinden, aber es gelang mir nur mühsam, und die dunkle Lache unter dem Kindeskörper wurde immer größer. In diesem Augenblick hörte ich ganz nah einen Feuerstoß. „Die Russen kommen!", schrie ich außer mir vor Angst und riß den Jungen hoch. Nur nicht den Anschluß an unsere Truppe verlieren. Mein Sohn warf sich auf den Boden. „Nimm die Püppi mit!", seine Stimme gellte. „Das kleine Mädchen wird von ihrer Mutti geholt. Du bist meine Püppi. Dich muß ich retten. Ich kann nicht noch ein Kind tragen!" Andreas liefen die Tränen über das Gesicht, aber er rannte jetzt mit. (...) Von jenem Tag an hieß Andreas Püppi. Fragen Sie mich nicht, warum. Zur Erinnerung an dieses kleine Mädchen? Zur Erinnerung, dieses sterbende Kind im Stich gelassen zu haben? Aus Dankbarkeit für meinen lebenden Jungen? Der Name ist schrecklich und schön zugleich für mich – eine Wunde, die heilen will und nicht kann (...). (Aus: „Püppi")

Großvaters Holzlöffel: An den Gesindetisch verbannt (Edgar Schalwat)
Großvater Johannes hatte sein ganzes Leben hart und fleißig gearbeitet. Dar-

über war er alt und schon ein wenig tatterig geworden. Großvater machte sich hier und da noch ein wenig nützlich, soweit seine Kraft und seine Gesundheit ausreichten. Aber die Herrschaft über Haus, Hof, Feld und Flur und Gesinde hatte er schon Sohn und Schwiegertochter übertragen. Weil Großvater beim Essen wegen seiner zittrigen Hände mit Besteck und Geschirr unerwünschte Geräusche verursachte und des öfteren auch etwas verschüttete, bekam er künftig einen Holzlöffel und wurde an den Gesindetisch verbannt.

Enkel Christian beschäftigte sich oft mit seinem Schnitzmesser. (...) Wieder einmal war Christian in eine Schnitzerei vertieft. Vater Karl, der seinem Sohn eine Weile zugeschaut hatte, fragte schließlich: „Was schnitzt du diesmal, mein Sohn?" „Ich? Ich schnitze Holzlöffel für Vater und Mutter." Beschämt schauten sich die Eltern an. Fortan durfte Großvater seine Mahlzeiten wieder am Familientisch einnehmen. (Aus: „Holzlöffel")

Großmutters Courage: Sollten die Häscher doch! (Barbara Ludwig)

In der Art, wie Jugendliche es tun, liegt Anna auf dem Teppich ihres Zimmers und betrachtet hingebungsvoll alte Fotos ihrer Mutter. Eines fasziniert sie besonders. Da sitzen mit lächelnden Gesichtern zwei Mädchen, etwa sechs und acht Jahre alt, mit ihrer lieben Mutter auf dem Sofa in der Wohnküche. Hinter ihnen ist ein Christbaum zu sehen, hübsch geschmückt mit silberglänzenden Kugeln, lustigen Holzfigürchen und etwas spärlichem, silbrig flirrendem Lametta. Die drei Personen auf dem Foto sind ihre Großmutter mit deren zwei Töchterchen. Auf der Rückseite steht zu lesen: Weihnachten 1946. (...)

Die Jahre 1946/47 brachten einen besonders kalten Winter. Frieren war angesagt. Die Küche, in der die drei saßen, war schwach geheizt. Großmutter hatte Birkenholz in den Ofen hineingelegt. Es waren grobe Stücke von Ästen von kleinen, noch dünnen Stämmchen, die sie im Wald abgesägt hatte. Das war eine gefährliche Angelegenheit, denn wer gefaßt wurde, mußte mit Strafe rechnen. Aber Großmutter war nicht ängstlich. Sollten die Häscher doch! Viel schlimmer war es für eine Mutter, mitansehen zu müssen, wie ihre Kinder froren. (...) Auf dem Tisch standen, außer dem Christbaum, noch die leeren Teller und Tassen vom Weihnachtsmahl, Kartoffelsalat gab es. Sonst nichts. Kartoffelsalat am Heiligen Abend zu essen war Tradition, aber es war an den Vortagen eine Schwierigkeit gewesen, Kartoffeln zu besorgen und sie bis zu diesem Abend aufzuheben. (...) Anna hatte aus den Erzählungen in Erinnerung, daß sich die Kinder gar nicht entsinnen konnten, wann sie die letzte Schokolade gegessen hatten. Nur, daß sie irgendwo einmal ein Stück gefaltetes Blatt Stanniol fanden, das wunderbar nach Schokolade roch. Seitdem bewahrten sie es in ihrer Spielkiste auf, und wenn der Appetit zu groß war, holten sie es hervor und rochen daran. (Aus: „Annes Traum – Eine Weihnachtsgeschichte")

Mutters Tauschgeschäfte: Fahrrad gegen Puppenwagen (Irene Qualmann)
Die Weihnachtsbäckerei war, wie jedes Jahr, eine Attraktion für sich. Am ersten Advent wurden die Plätzchen gebacken. Wir Kinder durften mithelfen Figuren ausstechen, belegen mit Mandeln und Nüssen, dann aufs Blech legen und ab damit in die Backröhre (...). Am zweiten Advent war dann die Stollenbäckerei an der Reihe: Dresdner Stollen, Mohnstollen und Quarkstollen. (...) Wir Kinder saßen nachmittags in unserem Zimmer und bastelten Weihnachtsgeschenke. Perlen wurden aufgefädelt und zu schönen bunten Untersetzern verarbeitet, Deckchen bestickt, Nadelkissen angefertigt, ein Schal gestrickt und vieles andere mehr. Auch meine Eltern hatten allerlei geheimnisvolle Sachen zu erledigen. Meine Puppe war verschwunden und der Teddy auch (...). Drei Tage vor Heiligabend durften wir Kinder die Wohnstube nicht mehr betreten. Sie war abgeschlossen, auch durch das Schlüsselloch konnte man nichts sehen (...). „Bescherung", rief meine Mutter und ganz langsam näherten wir uns den Geschenken. Ach, da war ja meine Puppe Anna in einem neuen Kleid. Ganz schick! Und da, mein Teddy mit einem gestrickten Anzug. Er saß in einem Puppensportwagen, in dessen Rückenlehne zwei große Buchstaben eingesteppt waren, „MK". Viele Jahre später erfuhr ich, daß diese Buchstaben die Initialen der großen Tochter unserer Nachbarin waren, nämlich Margot Kuhn, und meine Mutti dafür ihr Fahrrad eingetauscht hatte, damit ich einen Puppenwagen bekommen konnte. (Aus: „Weihnachten")

DDR-Geschichten: Von den Mühen der Ebene

In den Erzählungen aus dem DDR-Alltag folgen die Lebenswege den Berufswegen, die andere festlegten, förderten oder verhinderten und die fast immer mit einem Ortswechsel verbunden waren, wenn man etwas werden wollte. „Einen Schritt nach oben" hatte geschafft, wer staatliche Förderung im Kulturleben, in Sport oder Politik erfuhr. Das bedeutete für viele zugleich, den Heimatort verlassen und in Heim- oder Internatsschulen wechseln zu müssen. Oder es folgte der Umzug nach Berlin, dem „Wasserkopf" der DDR, wo die kulturelle, wissenschaftliche und politische Elite versammelt war. Dem kurzen Aufbruch der 50er Jahre folgte bald darauf Resignation, nachdem massive Kontrollen in Beruf und Alltag das freie Denken und die Bewegungsfreiheit behinderten. Selbst wenn man einen der begehrten Arbeitsplätze in der Zentrale Berlin gefunden hatte, beschränkten Zuzugsregelungen die Wohnmöglichkeit in Berlin. Von den jahrelangen Mühen, eine Wohnung zu ergattern, und von dem Dickicht im Beruf erzählt die Revisorin, die zu „neuen Ufern" aufgebrochen war. Ehrgeizige Pläne wurden indessen belohnt, soweit sie mit den staatlichen Zielen übereinstimmten. Die Geschichte der Förderung einer Sportkarriere zeigt, daß von Kindesbeinen an ein unermüdlicher Einsatz von Mutter und Kind erforderlich war, der zugleich aber ihre Trennung

zur Folge hatte: Ohne Internatsunterbringung keine Karriere im Spitzensport. Auch der Geschichte eines Parteisekretärs ist ein Scheitern eingeschrieben, der als „ewiger Zweiter" eigene Beschränkungen an von ihm Abhängige weitergab: Sein Mittel waren Reisegenehmigungen in den Westen, die er erteilte oder verweigerte, ein mächtiges Instrument, das in der eingeschlossenen Gesellschaft mit den Sehnsüchten der Menschen spielte.

Den Ferien- und Reisegeschichten kam in der DDR eine weit höhere Bedeutung zu als im Westen: Wo die Freizügigkeit derart eingeschränkt und reglementiert war, kam dem Ortswechsel, dem Reisen und dem grenzüberschreitenden Auslandsaufenthalt eine hohe Wertschätzung zu. Umso eher waren die Reisen unter den gegebenen schlechten Verkehrs- und Infrastrukturbedingungen durch Enttäuschung bedroht. Von den Mühen der Raumüberwindung erzählt eine alleinerziehende Mutter zweier Kinder, die mit Sack und Pack eine Irrfahrt hinter sich bringt, ehe sie im Wohnwagen an der See ihr Urlaubsglück findet. Die Odyssee einer Auslandsreise nach Ungarn ist indessen politisch begründet: Das Brudervolk war nach dem Prager Aufstand im August '68 über Nacht zum inneren Feind geworden. Die Erzählerin berichtet von der Rückreise auf Umwegen über die Ukraine und Polen.

Doch auch nach der Wende wurde Politik zum Schicksal: Vom tragischen Ende eines einzelnen erzählt die Geschichte über einen Urlaub ohne Wiederkehr, dessen Tod ein Fragezeichen hinterließ.

Die Revisorin: „Auf zu fremden Ufern!" (Barbara Ludwig)

Eine junge Frau aus der Provinz bewirbt sich als Finanzrevisorin in einer Ost-Berliner Behörde und wird nach dem Bewerbungsgespräch mit dem Kaderleiter angenommen.

Ich wollte ein neues eigenständiges Leben beginnen, gewohnte Fesseln ablegen und die Zukunft allein meistern. Das bedeutete, sich von der geliebten Heimat zu trennen, fort von zu Hause, von der Fürsorglichkeit der Mutter, Freunden und Bekannten. (...) Ich wurde angenommen! Und das ganz ohne Beziehungen, ohne Protektion und ohne daß ich Parteimitglied war; einfach nur durch mich selbst! Ich war glücklich!

Dieses Problem war gelöst, doch das nächste folgte sogleich. Wo sollte ich wohnen? (...) Vorrang hatten in der DDR auf alle Fälle Arbeiter, allen voran die Bauarbeiter. Und da es äußerst wenige Wohnungen gab, hatten jedwede Art von Verwaltungsangestellten keine Chance. Ausnahmen waren die Regel, vor allem, wenn es sich um hochgestellte Parteimitglieder handelte. (...) Das Sagen hatten die Wohnungsämter, und diese durften von Menschen, die wie ich nur eine Aufenthaltsgenehmigung hatten, keine Wohnungsanträge annehmen. Die Aufenthaltsgenehmigung galt für drei Jahre, erst danach konnte man eine Zuzugsgenehmigung erhalten. Das bedeutete, dann durfte ich mich endlich mit dem Wohnungsamt des Stadtbezirks, in dem ich zur Untermiete

wohnte, und nur dort!, herumplagen, auseinandersetzen, mich viele Jahre abweisen lassen, um dann eventuell – über den Umweg einer Eingabe an den Staatsratsvorsitzenden, E.H., die dann wieder beim zuständigen Wohnungsamt landete – eine Chance auf eine allerdings viel zu kleine Wohnung zu haben. (...)

Die Erzählerin findet aufgrund einer Annonce in der Tageszeitung schließlich ein Zimmer zur Untermiete in P. An ihrem neuen Arbeitsplatz erhält sie indessen nicht die zugesagte Einarbeitung. Sie ist ganz auf sich gestellt, denn jeder tat nur, was unbedingt notwendig war. Die Mehrheit hatte längst resigniert vor den Widrigkeiten der Revisorentätigkeit.

Ich war willens, meine Kraft für den Aufbau der sozialistischen Wirtschaft einzusetzen, und wollte meine Revisionen darauf ausrichten. Ja, ich wollte! Aber allein, als kleines Rädchen im großen Getriebe? Das funktionierte nicht! Oft genug mußte ich in den Betrieben aufgedeckte Mängel und Verstöße gegen die Finanzdisziplin und das Sparsamkeitsprinzip „unter den Tisch fallen lassen", weil zum Beispiel Berlins Spitzen der SED, der Magistrat oder gar die Zentrale des Ministeriums aus verschleierungstaktischen Gründen untersagten, sie offen kundzutun (...). Ich selbst eignete mir im Laufe der Zeit durch Selbststudium und Teilnahme an Lehrgängen einen beachtlichen Wissensstand auf ökonomischem Gebiet an. Routiniertes Revidieren, gepaart mit einer ständigen Informationsaneignung neuester wirtschaftlicher Gesetze und Verordnungen, brachte mir, wenngleich nicht umfassend, die Zufriedenheit, das vorher „unbekannte Ufer" erreicht zu haben. So wuchs ich mit den Aufgaben, hatte ein für mich hohes Ziel angestrebt und es erreicht. Aber am Ende nur für mich ganz allein. Genutzt hatte das kleine Rädchen im großen Getriebe nichts.

Spitzensport: Der Umweg ins Ausland (Barbara Ludwig)

Kaum war das Mädchen auf der Welt, träumte und plante die Mutter die Zukunft des Kindes. Sie baute keine Luftschlösser, handfest mußte es sein. Dazu gehörte eine gute, umsichtige und in jeder Beziehung gewissenhafte Erziehung, die ohne viel Liebe, Hinwendung, Einfühlungsvermögen und Ehrgeiz nicht möglich gewesen wäre. – In ihren Träumen hatte die Mutter Großes mit ihrem Kinde vor. An eine völlige Realisierung glaubte sie jedoch selbst nicht. Aber sie wußte, daß ein Teil der Erziehung fürs Leben bleiben würde, ein Schritt auf dem Weg nach oben.

Das Kind war noch keine fünf Jahre alt, als im Kindergarten eines Tages drei Trainer erschienen, die sich kleine, besonders zarte, gelenkige, aber dennoch kraftvolle Kinder auswählten und sie einige Übungen ausführen ließen. Sie wurden hochgehoben, um an einem Schrank einen Klimmzug zu versuchen. Celli schaffte es (...). Dieser Beginn war bereits die erste Stufe zum Leistungssport. Die Ausbildung finanzierte der Staat. So war es möglich, jedes

Talent zu fördern. Eigentlich wollte die Mutter einen Sportverein, der Körperertüchtigung sowie Freude und Spiel vermittelte. Aber den gab es nicht (...).

Unproblematisch war die Turnerei ganz und gar nicht. Eine umfassende Organisation aller Tagesabläufe bis ins kleinste Detail und eine völlige Hingabe, diese Aktivität durchzuhalten, waren seitens der Mutter erforderlich. Zudem war oberstes Gebot, dem Kind die Freude am Sport zu erhalten. (...) Das alles stand und fiel mit der Mutter. Sie mußte ihr ganzes Geschick einbringen, damit das Kind bereit blieb, das einmal begonnene Sportlerleben weiterzuführen. Es hatte großes Talent, das es zu fördern galt.

Später dann, als es etwa sechs Jahre alt war, wurden die Kinder von pädagogisch gut geschulten Trainern trainiert. Das ehemalige Ziel, dem Kind das Selbstbewußtsein zu stärken, war erreicht worden. Es hatte im Turnen viele Erfolge. Die Urkunden und Medaillen, ein großer Teddy für einen ersten Platz und sogar ein Gymnastikanzug und ein paar Turnschuhe werden noch heute wie Reliquien zu Hause aufbewahrt.

Sport wurde in der DDR großgeschrieben. Damit ging das Land in die Welt, wurde bekannt und anerkannt. Sport war zur Prestigefrage geworden. Was gab es sonst, wo die DDR hätte mithalten können? So wurde der Leistungssport gefördert. Sportler ersten Ranges durften ihren Traumberuf erlernen. Abitur und Studium einbezogen. Zudem hatten sie die Freiheit, wenn auch nicht privat, in das nichtsozialistische Ausland reisen zu dürfen. Das Kind sollte nicht, wie sie und alle DDR-Bürger, ewig im Land eingesperrt sein. Es sollte die Welt sehen können. Diese Mühe, so meinte sie, lohne sich für ein schöneres Leben ihrer Celli.

Schließlich entscheidet sich die Mutter am Ende der zweiten Klasse gegen einen Übergang der Tochter in eine Sportschule. Es hätte bedeutet, daß die Tochter bis auf drei Wochen im Jahr von der Mutter getrennt in einer Internatsschule untergebracht worden wäre. Aus der Tochter ist schließlich dennoch etwas geworden. Sie konnte nach der Wende ihr Abitur ablegen und ein Studium beginnen. (Aus: „Mutter und Tochter im Wendengeschehen“)

Der Parteisekretär: Eine Politik wendet sich (Ursula Raupach)

Stalin war unser Parteisekretär. Er übte diese Funktion schon Jahrzehnte aus. Sein ganzes Wesen verkörperte buchstäblich das Bild des Funktionärs der Staatspartei. Das Gesicht zur Faust geballt, verkündete er bei jeder Gelegenheit pathetisch und mit erhobenem Zeigefinger die Parteidoktrin. Stalin hieß eigentlich Hermann. Diesen Namen nutzten aber nur Schmeichler und vielleicht die Stasi, mit der er eng liiert war. An Stalins parteilichem Charme kam niemand, auch kein Parteiloser, vorbei. Besondere Freude bereitete er denjenigen, die ihre Westverwandtschaft besuchen durften. Da rotierte seine politische Gebetsmühle! Ein umfangreicher Fragespiegel wanderte ins Gepäck der Reisenden. Damit sollten die Gastgeber angeregt werden, ihre Meinung über

die DDR zu äußern. Vom Prüfungsergebnis war abhängig, „ob die Verwandten es wert wären, daß man sich so aufopferungsvoll um sie kümmerte". War es nicht im Sinne der Staatsdoktrin, durften die Verwandten selbstverständlich nicht mehr besucht werden! (...)

In der Leitungshierarchie war er der ewige Zweite. Es kränkte ihn ungemein, daß er da immer wieder übergangen worden war. Er nutzte deshalb seine Parteifunktion als Machtposition. Da kam die Wende! Für alle ziemlich unerwartet, zerbrachen die Stützen des Systems. Eine Katastrophe für Stalin! Diese Unsicherheit! So schnell konnte man doch nicht umdenken! Das war ja entsetzlich, was die Zeitungen so über die oberen Zehntausend schrieben! Na, ob das alles stimmte? Der Genosse Tisch sollte die Solidaritätsgelder verpraßt haben! Große Diskussion im Kollektiv! Alle hatten sich unfreiwillig-freiwillig verpflichtet, monatlich ein Prozent des Gehaltes in die Solidaritätskasse zu zahlen. „Das ist zu viel!", stöhnte ein Kollege auf. Ein anderer konterte sarkastisch: „Na, wovon hätten Tisch und Konsorten denn sonst so lustig leben sollen?" Stalin begriff nicht! Wollte sie auch weiter leben lassen! Böse rief er, als alle die Zahlung ablehnten: „Aber ihr habt euch doch verpflichtet!"

Er war eben unser Parteisteuermann, wollte aushalten, bis die Partei das Ufer gewann. Nun galt sein Wort plötzlich nichts mehr! Man hatte keinen Respekt, sprich keine Angst mehr vor ihm! Wie sollte das nur enden? Der Schreck saß ihm in den Gliedern. Augenblicklich trat bei ihm die Wandlung ein. Und er wendete sich gründlich. Es ging ja schließlich ums Überleben (...). Trotzdem konnte er einem bisweilen leid tun. Er war total aus seiner Ordnung gekommen. Niemand war mehr da, der ihm die Richtung wies. Wohin sollte er nur marschieren? Partei ja! Partei nein! Rein oder raus? Es ging ihm wie der Hausschnecke bei Christian Morgenstern:

„Soll i aus meim Haus raus? Soll i aus meim Haus nit raus?
Einen Schritt raus? Lieber nit raus?
Hausenitraus – Hauseraus Hausenitraus Hausenaus
rauserauserauserause". (Aus: „Ein Politnik wendet sich")

Prager Frühling: Urlaubsodyssee am Plattensee (Ursula Raupach)

Ein sonniger Urlaub am Plattensee hatte es werden sollen.

Pitschnaß und durchgefroren kamen wir an unserem Quartier an. Preiswert war hier mit spartanisch gleichgesetzt worden. „Hier sollen wir uns erholen?" Zweifelnd sahen mich meine beiden Männer an, der Große mißmutig, der Kleine grimassenschneidend. „Machen wir das Beste draus", tröstete ich, „schlimmer kann es wohl kaum noch kommen!" Ein paar Tage später wurde ich eines Besseren belehrt. (...) Wir saßen gerade beim Frühstück, als Radio Wien die Nachricht ausstrahlte. Die Truppen des Warschauer Pakts waren in die CSSR einmarschiert! Eine Konterrevolution in Prag sollte niedergeschlagen werden! Ratlos sahen wir uns an. Was sollten wir tun? (...) Es hieß, die

Leitungen seien unterbrochen. Die geheime Weisung für Offiziere lautete in einem solchen Fall: „Sofortige Meldung bei der Truppe“! Wie aber sollten wir das bewerkstelligen?

Die Odyssee über Budapest konnte beginnen, eigentlich war eine Rückreise über Prag gebucht, aber in der Botschaft empfahl man ihnen – wie vielen anderen DDR-Touristen -, über die sowjetische Grenzstadt Brest einen Anschlußzug zu finden.

Über den Lautsprecher kam die Meldung, daß ein Zug in Richtung sowjetische Grenze auf Gleis 3 für die DDR-Touristen bereitgestellt wurde. Die Menschenmasse schob und drängelte sofort zum Bahnsteig (...). Als der Schaffner dann nach Stunden die Kelle hob und der Zug sich langsam in Bewegung setzte, fing unsere Odyssee erst an. Schnaufend zog die Lok die total überfüllten Dritte-Klasse-Waggons über Debrecin in Richtung des sowjetischen Grenzortes Tschop. An der Grenze angekommen, wurden wir erst mal auf freiem Feld gestoppt und von waffenstrotzenden Grenzern bewacht. (...) Als dann die Order endlich kam, mußten wir mit Sack und Pack durch die Zollkontrolle. Es mußte ja alles seine dienstliche Ordnung haben! Unter tausend Stoßseufzern kamen wir dann auf dem Bahnsteig des kleinen Grenzortes an, als gerade ein Zug einfuhr. Ein paar ältere Leute und Familien mit Kindern wurden aus dem Menschenhaufen herausgewunken und durften den Zug besteigen. Wir drei waren auch dabei! Wie herrlich, wir stolperten in ein Schlafwagenabteil und ließen uns erleichtert auf die weichen Sitze fallen (...). Kein Gedanke kam uns, daß wir etwa vor Brest den Zug noch mal wechseln mußten! Und das, obwohl uns der Zielbahnhof diese Zuges gar nicht bekannt war! Wir wußten nur, daß wir in Richtung Norden fuhren, daß da unser Ziel, „die Stadt Brest“, lag. Und das reichte uns.

Unterwegs stieg eine ukrainische Familie zu, die das Abteil gebucht hatte. Ich kramte meine Russischkenntnisse hervor, und so konnten wir uns einigermaßen verständigen. Es waren sehr nette Leute, die uns auch noch aus ihrem riesigen Proviantsack mitverpflegten. Leider mußten wir von ihnen erfahren, daß ihre und damit auch unsere Reise in Lemberg, damals Lwow, zu Ende sei. Der Zug hatte dort seine Endstation (...). Nun sollte es, wie auf der Botschaft gesagt worden war, nach Brest weitergehen (...). Als dann ein Zug in diese Richtung angekündigt wurde, stürmten wir auf den Bahnsteig. Die leeren Schlafwagen wurden bereitgestellt. Wegen des Lärms erschien der Kondukteur unseres Schlafwagens und forderte mit gewaltiger Stimme: „Pakaschitje Billjety!“ Wir reichten ihm unsere über Prag nach Berlin ausgestellten Fahrkarten. Verständnislos sah er sie an: „Njet,“ donnerte dann seine Stimme, während sein Finger auf uns zeigte. „Wychoditje! Äti Billjety nad Praha sa Berlina!“ Als wir trotzdem trotzig auf den Betten sitzen blieben und uns mit Erklärungen abmühten, schnappte er unser Gepäck und warf es aus dem Fenster auf den Bahnsteig. Dabei schimpfte er wütend auf deutsch: „Verflixte

Nazischweine!". (...) Daß die Nachricht vom Einmarsch unserer Truppen in die CSSR noch nicht bis Lemberg durchgedrungen war, konnten wir noch verkraften. Daß wir aber von unseren ach so guten Freunden dermaßen beschimpft wurden, das war mehr als zuträglich. (...) Noch gravierender aber war, daß die häßliche Szene auf dem Bahnhof in Lemberg tiefe Spuren im Gemüt unseres Sohnes hinterlassen hatte. Seine Abneigung gegen alles Russische konnte er erst viele Jahre später, als er fast schon erwachsen war, überwinden. (Aus: „Der ‚Prager Frühling' und unsere Urlaubsodyssee!")

Schließlich wurde in Lemberg ein Sonderzug eingesetzt, der die Familie und die anderen über Przemysl, Krakow und Wroclaw nach Görlitz brachte. Von dort ging es dann im Schnellzug nach Berlin.

Zum Zeltplatz: Urlaubsfreuden einer Alleinerziehenden (Irene Qualmann)

Was es heißt, Mitte der 70er als seit kurzem geschiedene alleinerziehende Mutter zweier zwölf- und achtjähriger Söhne an die Ostsee zu fahren, um dort Ferien im Wohnwagen zu verbringen, ist Thema der folgenden Geschichte:.

Unruhig sah Christa auf ihre Armbanduhr – zwölf Minuten Verspätung schon – hoffentlich wartet der Anschlußzug noch, dachte Christa. Endlich Stralsund! Aus dem Lautsprecher tönte es: „Der Zug nach Saßnitz steht zur Abfahrt bereit, bitte beim Umsteigen beeilen! Beeilen, bitte!" So schnell ging das natürlich nicht mit dem Gepäck, immer zwei Koffer vortragen, den Rest nachholen, das alles die Treppe runter, durch den Tunnel, die andere Treppe wieder rauf. Und dann noch den halben Bahnsteig entlang. Christa wuchtete mit letzter Kraft das Gepäck, die Kinder und sich selbst in den Zug, und schon klappten die Türen und ab ging die Post.

Nach einer ähnlichen Umsteigeprozedur in einen Bus läßt sie beim Aussteigen am Urlaubsort die Handtasche vor Aufregung im Gepäcknetz des Busses liegen.

Was nun? Christa war in diesem Moment ein Niemand ohne einen Pfennig Geld. Sie schlug die Hände vor ihren Kopf und schrie: „Was soll ich bloß machen? Was mache ich jetzt nur?" Die Kinder sahen sie entsetzt und ängstlich an. Blitzschnell ergriff sie die Kinder, setzte sie in den Straßengraben und das Gepäck dazu, gab ihnen Order, sich nicht von der Stelle zu rühren, bis sie wieder zurück sei. Dann sprang sie auf die Fahrbahn, das nächste Auto, welches kam, mußte zwangsläufig anhalten oder sie überfahren. Christa hatte Glück, es kam gleich eins und hielt auch an.

Endlich erreicht sie am Nachmittag mit Hilfe des gekaperten Fahrzeugs den Bus, die Handtasche und schließlich das Ziel, den Wohnwagen auf dem Zeltplatz der Insel Rügen, nachdem sie die wartenden Kinder wieder eingesammelt hatte.

Die Betten waren bezogen, die Koffer ausgepackt, der Urlaub konnte beginnen. Noch den Magenfahrplan unter die Lupe genommen, alles vorhan-

den, außer Brot. Also, auf ging's, die Einkaufsmöglichkeiten des Zeltplatzes zu inspizieren. Da war so eine Art Landwarenhaus zu sehen. Wunderbar! Doch was war denn das? Der Eingang verschlossen, ein angebrachter Zettel sagte aus, daß aus innerbetrieblichen Gründen heute, Montag, nur bis zwölf Uhr geöffnet sei. „Das darf doch nicht wahr sein", fluchte Christa vor sich hin. Also, Brot mußte her, koste es, was es wolle. Mal die Anlieferseite betrachten. Christa traute ihren Augen nicht. Backwaren wurden soeben entladen. Nichts wie hin! Eine Frau in mittleren Jahren kontrollierte die Lieferung. „Hallo, ich habe eine riesengroße Bitte", begann Christa, „wir sind gerade angereist, und ich habe kein Brot. Könnten Sie mir ausnahmsweise eins verkaufen?" – „Ausgeschlossen", antwortete die Frau etwas barsch. „Kommen Sie morgen wieder, wir öffnen acht Uhr." – „Hören Sie", begann Christa gereizt mit erhobener Stimme, „ich brauche das Brot dringend, meine Kinder haben Hunger". Christa erregte sich immer mehr: „Ich konnte ja nicht ahnen, daß es aus irgendwelchen Schwierigkeiten in diesem Kaff nichts Eßbares an diesem Tag zu kaufen gibt. Ich dachte, das ist ein zivilisierter Urlaubsort, aber hier herrschen wüstenähnliche Bedingungen." Die Frau sah Christa mitleidig an und dachte vielleicht, meine Güte, die Frau ist ja mit den Nerven total am Ende. „Meinetwegen", sagte sie zu Christa, „nehmen Sie ein Brot mit, aber nur, wenn Sie passend Geld haben." (Aus: „Urlaubsfreuden")

Ohne die spontane Hilfsbereitschaft vieler Miturlauber wären bereits am ersten Tag des dreiwöchigen Urlaubs die Ferien zu Ende gewesen, denn Christa holt sich beim abendlichen Fußballspiel mit den Söhnen eine Zerrung am Fuß, die sie für den Rest der Zeit an den Wohnwagen bindet.

Wendenschicksal: Urlaub ohne Wiederkehr (Ingrid Taubert)

1990, zu meinem 53sten Geburtstag, ist das Ende der DDR-Geschichte, und es kommt zum Zusammenschluß zwischen West und Ost. Später im Betrieb neue, sehr differenzierte und – in meinem Fall – diffamierende Gehaltseinstufungen, Leistungsdruck. Diskriminierungen, Auseinandersetzungen, Arbeitseinsatz im Westteil der Stadt und ein wesentlich längerer Fahrtweg. Ich nehme alles in Kauf, kämpfe, wo Kampf notwendig, möchte noch arbeiten, etwas leisten. Aber die Schutzhülle bröckelt ab. Meine Seele und mein Herz liegen fast bloß. Dann kommt für mich das Aus. Wie schnell haben Menschen gelernt, jemanden unter psychischen Druck zu setzen?? Ich hatte keine Kraft mehr.

1993 blieb mir nichts anderes übrig, als ab 1. Januar in den Altersübergang zu gehen. Warteschlangen vor und im Arbeitsamt. Wie stolz war ich noch vor Jahren, daß uns das in der DDR erspart blieb. Angst vor der nicht mehr garantierten sozialen Sicherheit im Alter. Ich schämte mich, auch arbeitslos zu sein, ging ehemaligen Kollegen aus dem Weg und wurde immer depressiver. (...)

Mein Mann hatte noch Arbeit, wenn auch teilweise Kurzarbeit. Vom Meister war er zum Hilfsarbeiter degradiert, mit natürlich weniger Geld. Er rechnet täglich mit seiner Entlassung. Wir werden es gemeinsam schaffen, auch diesen Schicksalsschlag zu überstehen. Es waren nur noch zu viele offene Wünsche übrig geblieben.

1994 im Juni haben wir, obwohl es nicht geplant war, beschlossen, Urlaub an der polnischen Ostsee zu machen. Acht Tage vollkommenes Entspannen und Erholen (...). Mein Mann liebte die Ostsee. Am letzten Urlaubstag ging er früh nach dem Aufstehen wie an jedem Tag allein baden. Und kam nie wieder zurück (...). Sechs Tage später wollten ihn das Wasser und die Wellen der Ostsee nicht mehr haben und gaben ihn mir zurück, kalt und stumm. (Aus: „Auszüge aus meinem Lebenslauf")

Nachgeschichten: Von der Stadt, dem Müll und den Waren

Die ungewohnten Freiheiten nach der Wende äußern sich in Erzählungen als Zunahme der Orientierungsunsicherheit. Die Warenfülle überfordert durch Wahlzwänge, Mogelpackungen und Etikettenschwindel halten oft nicht, was versprochen wird. Freiheit erscheint den Erzählenden nicht nur als Bewegungs- und Reisefreiheit, sondern vor allem anderen als Zugang zum freien Markt, dem alles unterworfen wird, was zur Ware werden kann: Selbst der Blick vom Kraterrand muß in barer Münze gezahlt werden.

Die Öffnung der Grenzen bedeutete die Öffnung des Marktes im Osten für Europa, dessen „Zweiachser, Dreiachser, Vierachser" Ostdeutschland überrollen und den Handel zusammenbrechen lassen.

Nach dem ersten Ausflug ins Schlaraffenland folgte die Ernüchterung, der Desillusionierung schließlich ein Rückbesinnen auf ostdeutsche Formen alltäglicher Lebensführung, das mit dem Festhalten an der Ostschrippe einsetzt. Geschmack ist ein Kulturprodukt. Damit nahm die Kritik an den Begleiterscheinungen der Warenwelt aber auch zu.

Am Beispiel von Marzahn wird erzählt, was es heißt, wenn sich niemand mehr für den Stadtteil verantwortlich fühlt, nachdem die staatliche Kontrolle entfallen ist und die Eigentumsverhältnisse noch ungeklärt sind: Öffentliche Orte zerfallen, der Müll breitet sich aus, die Unsicherheit nimmt zu.

Doch in den letzten Erzählungen über einen Ausflug nach Schloß Biesdorf bei Berlin, über dessen weitere Nutzung noch nicht entschieden ist, zeichnet sich ab, daß der DDR-spezifische Einheitsstandpunkt längst durch individualisierte Wahrnehmungen und differenzierte Urteile über Handlungsalternativen abgelöst worden ist. Im ersten Text wird die Verwertung der Immobilie ironisch ausgemalt. Im zweiten Text setzt man auf das Bewahren des kulturellen Erbes, während im letzten Text für eine Nutzung durch die

Bürger plädiert wird. Drei Erzählungen – drei Sichtweisen, die zu verhandeln sind, wenn das Schloß nicht zur Ruine werden soll: Wendenfragen sind Verwendungsfragen.

Ungewohnte Freiheit: „Fahren ohne Marschbefehl" (Ursula Raupach)
Es wurde kaum etwas Nützliches und etwas Sinnvolles getan in dieser Zeit. Man war viel zu blockiert, viel zu sehr dem Alten verhaftet, um klare Entscheidungen treffen zu können. Die Leitung versagte vollends. Und da bewies sich wieder einmal mehr, wie wenig die Produktion auf die Leitung angewiesen war. Man wartete auf keinen Marschbefehl. Die Züge fuhren gut ohne diesen! Sie fuhren nach Erfordernis! Sehr langsam ging die Wandlung im Verwaltungsapparat vonstatten. Immer noch beschäftigte die eine Abteilung die andere und umgekehrt, ohne daß am Ende etwas herauskam. Das konnten alle auch vor der Wende schon recht gut. Die meisten sogar mit ernstem verbissenem Gesicht. Jetzt wurden dazu noch heiße Diskussionen geführt. Im Moment ging es um die Wahl des Berliner Senats. (Aus: „Ein Politnik wendet sich")

Warenwunder: Kurzer Ausflug ins Schlaraffenland (Ernst Parsche)
Was also hat mir die Wende gebracht? Meine Ersparnisse wurden zum großen Teil im Verhältnis 1:2 umgetauscht. Es war ein Schock. Kurz darauf erfolgte beinahe eine Verdoppelung meiner Rente. Der Schock verflog. Ich hatte plötzlich mehr D-Mark als Mark der DDR zur Verfügung. Bisher in Exquisitläden zu hohen Preisen erhältlich gewesene Waren wurden nun in einer Fülle angeboten, daß ich glaubte, in ein Schlaraffenland geraten zu sein. Und es war über Nacht möglich geworden, in bisher verschlossene westliche Länder zu reisen. Wahrhaftig – die Wende brachte Wundern zu vergleichende Veränderungen. (...)

Obst, Gemüse, Brot, Fleisch und Mehl wurden angefahren. Aus den alten Ländern, aus Holland, Frankreich, Italien, Spanien und anderen Ländern rollten Zwei-, Drei- und Vierachser an. Welch ein buntes Angebot in Kaisers und in Kaufhallen, die vor kurzem noch als „HO" oder „Konsum" firmierten. Europa! Große Heimat! Einst Vision, jetzt Realität.

Ein Gemüsebauer sagte mir, daß er in Konkurs gehen müsse. Die Handelsketten seien an seinem Produkt nicht interessiert. Ich wollte es nicht wahrhaben. „Du darfst nicht aufgeben", ermunterte ich ihn. „Ich müßte die Gemüselieferanten aus dem Westen unterbieten, verlangen sie", war die Antwort. Freie Marktwirtschaft, dachte ich, schwieg aber, weil mir die neue Art zu handeln noch fremd war. Nicht ganz grundlos aber schien mir meine Frage, warum Versorgungskolonnen pausenlos Waren anliefern, von denen es in der DDR zur Genüge gab. Hilfe für Notleidende? Meine Logik geriet ins Wanken. (Aus: „Was brachte mir die Wende")

Auslandsreisen: Am Kraterrand der Souvenirstand (Ursula Raupach)
Warme Osterferien hatten sie und ihr Enkel sich von der Auslandsreise nach Ischia versprochen. Doch lag der Vesuv in Wolken bei einem Ausflug dorthin:

Immer höher hinauf ging unsere Fahrt (...), vorbei an dem breiten Lavastrom der letzten Vulkanausbrüche; vorbei an der nun doch etwas kümmerlich werdenden Vegetation bis zu einem mit schwarzer Vulkanasche bedeckten Parkplatz für Touristenbusse. Wir befanden uns ungefähr 300 m unter dem Gipfel des 1281 m hohen Vesuvs, oder Monte Vesuvio, wie die Italiener ihn nennen. – Wir hätten uns ebenso auf einer Mülldeponie befinden können! Achtlos weggeworfener Unrat zierte die nähere Umgebung des Parkplatzes! Dichter und sehr feuchter Nebel machte den Gipfel und die weitere Umgebung unsichtbar. Mitleidlose Kälte ließ uns erschauern, als wir den Bus verließen, um die steilen Serpentinen bis zum Krater hinauf zu kraxeln. (...) Mühsam quälte ich mich weiter hinauf. Da, kurz vor dem Kraterrand ein Souvenirstand und natürlich die unerläßliche Kasse, an der man sich den Blick über den Kraterrand erkaufen mußte. Sollten wir für die neblige „Aussicht" auch noch bezahlen? Vom Krater zurückkehrende Passanten winkten ab: „Es ist nichts, aber auch überhaupt nichts außer dem Nebel zu sehen!" Wir wandten uns kurzentschlossen dem Souvenirstand zu. Wenigstens mineralisches Vulkangestein wollte Stefan als Andenken mitnehmen. Leicht wurde dem Kleinen danach der Abstieg. Wir hatten das Eintrittsgeld in Schwefel und echtes Lavagestein umgesetzt. (Aus: „... Und immer wieder dieses Wetter!")

Entscheidungszwänge: Wer die Wahl hat, hat auch die Qual

Wirtschaftswunder (Guntram Nieschant)
Vielleicht diesen...
Eventuell jenen...
Oder doch diesen...
Besser jenen...
Ein Los ziehen...
Nein, eine Münze werfen...
Sich mit dieser zufälligen Entscheidung abfinden...
Die Frau oder die Kinder fragen...
Gott anrufen oder sich dem Teufel verschreiben...
Wenn ich nur nicht mit dem linken Fuß aufgestanden wäre...
Aber Freitag, der 13., ist erst morgen...
Die Sache überschlafen geht nicht...
Augen zu und durch wäre das beste...

Da sich der deutsche Manager nicht entscheiden konnte, Kaffee oder Tee zu trinken, ließ er das Frühstück ausfallen und machte sich daran, die Erhöhung seiner Bezüge zu organisieren.

Eingriff (Ernst Parsche)
Sonne, Wärme, Licht,
Schnee und Regen,
Alles
Was vom Himmel kommt
Ist für alle gleich.
Doch auf Erden
Falsche Götter
Teilen auf
Nach arm und reich.

Berliner Luft (Ursula Raupach)
Wir waren gestern unter den Linden,
um da die berühmte Berliner Luft zu finden
Doch leider war das gar nicht heiter
Denn wir kamen vor lauter Blech kaum weiter;
Wir bekamen auch nur wenig Luft
Und diese hatte keinerlei Duft
Sie miefte,
Meinte unser Piefke!

Fischfabel: Von großen Hechten und kleinen Fischen (Edgar Schalwat)
„Deine Sicherheit ist dein Schwarm", ermahnt ihn seine Mutter immer wieder. Dort ein Wasserfloh, schnell hin. Zu spät. Sein Bruder ist schneller. Ein riesiger Schatten zieht über den Pulk. Hektisch flitzen sie in alle Richtungen auseinander. Diese Gelegenheit nutzend, versucht Fratz allein auf Entdekkungsreise zu schwimmen. Wird nichts. Der Schwarm hat ihn schnell wieder eingeholt. – „Ärgerlich – kann man gar nichts allein machen?" Dazu wieder die Ermahnung: „Du willst wohl vom Hecht gefressen werden?" (...) Jeder Versuch scheitert. Immer wenn er meint, aus der Gemeinschaft entfliehen zu können, ist die ganze Familie wieder bei ihm. – „Warum können die großen Fische es sich leisten, alle Freiheiten zu genießen? Wieso haben diese immer die besten Futterplätze? Weshalb müssen wir kleinen Fische immer einen großen Bogen um ihr Revier schwimmen?" Fragen über Fragen und immer die gleiche Antwort: „Das war schon immer so!" (...)

Der Schwarm nähert sich dem Schilf, eine nicht ganz ungefährliche Gegend. Es geht die Rede, daß hier Herr Hecht des öfteren gesehen wurde. Intuitiv rückt der Pulk enger zusammen. Doch das Wissen, an diesem Ort reich-

lich Nahrung zu finden, läßt die gebotene Vorsicht zweitrangig werden. Die ununterbrochene Jagd nach dem ausgiebig vorhandenen Futter zerstreut den Schwarm in alle Richtungen. Auch die ständigen Mahnungen der Älteren helfen hier wenig. (...) So ist es leicht verständlich, daß Herr Hecht sich nahezu unbemerkt den eifrig Jagenden nähern kann. Wer hat zuerst das Signal zur Flucht gegeben? Niemand weiß es zu sagen. Alles flieht wild durcheinander. (...) Ein kurzes Zögern, und der Hecht stürzt sich auf Fratz. Fast ist er wie gelähmt. Ihm gelingt es dennoch im letzten Augenblick einen Haken zu schlagen und zwischen zwei eng stehenden Schilfstangen hindurch zu schlüpfen. (...) Aufgeregt schwimmt er einige Haken, aber der Verfolger kommt immer näher. Schon glaubt er sich verloren, als vor ihm eine Reuse sichtbar wird: „Zu vermeiden!", hat er gelernt. Egal, hinein. Der Hecht hinterher! Nein! Dort eine etwas weitere Masche im Korbgeflecht. Es klappt! Der Räuber sitzt in der Falle und Fratz ist frei. (Aus: „Erlebnisse des Fisches Fratz")

Die Stadt und der Müll: Marzahn mausert sich (Ursula Raupach)

Im traurigen Monat November war es, und auch die Tage wurden trüber, da zog ich vor genau vier Jahren nach Marzahn hinüber. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich am geräuschvollen Alex gelebt und freute mich auf ein ruhigeres Zuhause in der Nähe der Ringkolonnaden. Ansonsten war ich ohne große Erwartungen in das Wohngebiet der Plattenbauten gezogen, von denen recht wenig Gutes an meine Ohren gedrungen war. – Die einzige für mich angenehme Überraschung war damals dann auch die im Verhältnis preisgünstige Einkaufsmöglichkeit in den Discountläden. Und natürlich lernte ich die ruhige Wohnlage und die saubere Luft schnell schätzen.

Erinnern kann ich mich noch an verwahrloste Vorgärten und Wohnhöfe – sowie an halbzerstörte, beschmierte Wartehäuschen für Straßenbahn und Bus. Parkplätze, Straßen und Grünanlagen waren zeitweilig dermaßen mit Unrat aller Art verdreckt, daß ich das Gefühl hatte, auf einer wilden Mülldeponie zu wohnen.

Als ich ein Jahr nach meinem Umzug in den Vorruhestand ging, mußte ich mir diese Unordnung nun täglich bei Lichte betrachten. Mein Angebot, wenigstens den Vorgarten in Eigeninitiative zu entrümpeln, scheiterte an der Gerätefrage. Niemand fühlte sich zuständig, weil damals die Eigentumsprobleme der Grundstücke noch nicht geklärt waren. Die Misere im Wohngebiet bekümmerte viele Marzahner Bürger, und so nahm zu diesem Zeitpunkt die Kritik massive Formen an. Die Regierenden wachten endlich auf. Oder stand wieder einmal eine Wahl vor der Tür? Jedenfalls hob Ende 1993/Anfang 1994 ein reges Leben und Treiben in Marzahn an. Das betraf sowohl das Baugeschehen als auch die Aktivitäten der Straßenreinigung und Gartenbaubetriebe. Das Ergebnis kann sich sehen lassen. Der Wohngebietspark mit einem großen Erlebnisspielplatz und einer Kinderplantsche wurden fertiggestellt. Die

Straßenbahn bekam ein neues Gleisbett, neue Wartehäuschen lösten die unansehnlich beschmierten ab, und die Übergänge über die Gleisanlagen wurden sicherer gestaltet. Neue Einkaufszentren, wie beispielsweise das „Karré" oder das „Hagemann-Center" bieten eine Fülle neuer Einkaufsmöglichkeiten. (...)

Es ließe sich noch besser leben, wären da nicht jene, für die das Wort „Sauberkeit" noch immer ein Fremdwort ist. Da werden Hausflure und Fahrstühle als Mülleimer und Aschenbecher genutzt. Achtlos fliegen Büchsen, Flaschen, Druckerzeugnisse und anderer Unrat auf die Straßen, Gehwege und in die Grünanlagen. Neuester Gag: auf den Baum mit dem Dreck! Sollen die Bäume etwa mit Plastiktüten weihnachtlich dekoriert werden? Und die Sünder sind dabei keineswegs nur die Kinder! (...) Wunsch: Wäre Unrat nur ein Bumerang, wie würde es den Unverschämten bang! Sie liefen herum mit Müll beladen und hätten zum Spott auch noch den Schaden!

Unter Raubrittern: Mein Sonntag soll ein Sonntag bleiben (B. Ludwig)

Langsam füllt sich der Gastraum, nur wenige Tische sind noch frei. Gerne beobachte ich die Menschen, wie sie sich geben, wie sie gekleidet sind. Mein Blick fällt auf einen jungen Mann zwei Tische weiter. „Mein Gott", denke ich, „hat er gute Umgangsformen". Denn gerade bemerke ich, wie er einer ihm offenbar fremden alten Dame in den Mantel hilft. (...) Sein Äußeres wirkt gepflegt. Dichtes dunkles kurzgeschnittenes Haar und ein Vollbart umrahmen sein Gesicht. Ich schaue intensiver. Sein Blick trifft mich. Wie Blitze stechen seine unruhigen Augen und wenden sich sofort wieder von mir ab. Ich erschrecke, starre ihn an; meine innere Stimme sagt mir: „Das ist... Das ist doch... Nein, das kann nicht sein, oder?" Ich kann es nicht fassen, das ist er, ja, ich erkenne ihn an der Narbe, die bis zu den Augenbrauen reicht! Sie ist heller als die Hautfarbe. Das macht sie auffallend. (...) Ich erinnere mich genau an das Video, das gestern im Fernsehen ausgestrahlt wurde. Er soll bei einem fast perfekten Einbruch Hunderttausende geraubt haben. Menschen sind nicht zu Schaden gekommen. Nachts sei es geschehen, so die Meldung. Ich werde immer sicherer, daß dieser Mensch der Gesuchte ist! (...)

Meine Gedanken wirbeln durcheinander. „Ich muß ihn anzeigen", sage ich mir. „Aber wo, wie?", geht es mir durch den Kopf. „Anzeigen, wieso? Muß ich doch gar nicht! Nein, ich denke nicht daran!" Trotz steigt in mir empor. „Vielleicht erkennt ihn jemand anderes. Ich nicht, ich tue so, als ob ich ihn nie gesehen habe. Was soll ich mich damit plagen?" Den Sonntag lasse ich mir nicht verderben. „Und außerdem", grinst es in mir, „tut es dem großen, reichen Unternehmen weh, Hunderttausende zu verlieren? Dann hätte es ja vielleicht eine Belohnung ausgesetzt." Ich überlege: „Menschen hat er nicht in Gefahr gebracht. Also, was soll's? Nein, ich zeige ihn nicht an. Ich bin fest entschlossen dazu. Mein Sonntag soll ein Sonntag bleiben. Den lasse ich mir

nicht verderben. Keine Hektik, keinen Streß. Die Ruhe ist mir heilig!" (Aus: „Sonntagslaune")

Rückbesinnung: Sozialistische Wartegemeinschaft (I. Taubert)
Die Nostalgie der Ost-Autorinnen hält sich in Grenzen. Weniges wollen sie wiederhaben. Dazu zählt die Ostschrippe.

Höchstes Frühstücksvergnügen war zu DDR-Zeiten ein Sonnabend mit warmen, duftenden Brötchen. Das ließ man sich etwas kosten! Nein, kein Geld! Fünf Pfennige für ein Brötchen waren ohnehin so gut wie geschenkt! Man verzichtete auf das wohlverdiente Ausschlafen! Statt dessen stand man früh beizeiten auf und nahm den oft recht weiten Weg zum Bäcker in Kauf. Chancen hatte man, wenn man sich wenigstens 30 Minuten, das heißt, gegen 6 Uhr, vor der Öffnungszeit bei einem der wenigen Bäckerläden anstellte. Da war man zwar nicht der Erste, der zu seinen frischen Brötchen kam. Aber die „Schlange" (oder, wie der Volksmund sagte, die „sozialistische Wartegemeinschaft") war überschaubar, und man kam im ersten Schub zu seinen Frühstücksschrippen. Das Anstehen und zeitige Aufstehen mußte sich auch lohnen: Man kaufte Brötchen für den Sonnabend, für den Sonntag zum Aufbakken, und für eines der kommenden Wochenenden, wo der Bäcker wegen Urlaub geschlossen haben würde – zum Einfrieren.

Besser waren jene Bürger dran, die ein gutes Verhältnis zu ihrem Bäcker hatten. Sie konnten schon am Vortag ihre Bestellung aufgeben und Geld, Beutel oder Tasche abgeben. Da konnte man mit siegesbewußtem Lächeln an den grimmig guckenden Leuten vorbeigehen und seine Brötchen an der Verkaufstheke in Empfang nehmen. Aber wer hatte schon diese innige Beziehung zu seinem Bäcker?

Mit der Wende änderten sich die Brötchen und das Kaufverhalten der ehemaligen DDR-Bewohner. Brötchen gab es zu jeder Tages- und Nachtzeit. (...) Also geht es uns jetzt in dieser Beziehung gut? Aber wir sind so undankbar wie unser Ruf! Wir haben „Sehnsucht" nach unseren DDR-Schrippen! Hin und wieder „erbarmt" sich ein Bäcker und bietet „Ostschrippen" an! Da wir ans Brot bzw. Brötchen gewöhnt sind, nehmen wir wieder den längeren Weg in Kauf und auch, daß man wieder „anstehen" muß! (Aus: „Brötchen")

Ostschrippen: Das Waterloo der Westschrippen (Charlotte Bethge)
Ein Wunder ist geschehen, ein veritables Wunder: Nicht nur der grüne Pfeil überlebt, sondern auch die Schrippen aus der Deutschen Demokratischen Republik sind – „auferstanden aus Ruinen und der Zukunft zugewandt" – wieder zu sehen. Und sie wird fleißig gekauft, nachdem die Konkurrentin, die Westschrippe, ein klägliches Waterloo knapp überlebt hat. Ach, wie stachen sie uns in die Augen, die riesigen Brötchen des Klassenfeindes – unerreichbar und nur in der Fantasie genießbar. Wie stürzten wir uns auf sie, als sie bei

den Bäckern erschienen, die ihre Zubereitungstechnik auf sie eingerichtet hatten. Und welch trauriges Erwachen beim täglichen unkomplizierten Erwerb und Verzehr! War es denn zu glauben, ein Krümelregen ergoß sich auf unsere Tischdecken und Teppiche, die Zähne tasteten ratlos in riesigen Teigblasen umher. Decke und Boden dieses westlichen Wunderkindes brachen krachend ineinander und zerbröckelten in unseren Schößen. Wie anders doch unser verstoßenes Aschenputtel. Zwar war es nur halb so groß, aber solide! Jeder Biß einen echten Mundvoll kaubaren Gebäcks, der uns andächtig Minuten beschäftigte. Kein Schnellauf zu Teppichkehrer und Müllschippe nach dem Frühstück. Unser Liliputaner verschwindet hundertprozentig im Magen und hinterläßt ein angenehmes Gefühl der Sättigung. Nun thronen sie als goldbraunes Gebirge mit dem neuen Namen „Altberliner Schrippe" geadelt wieder in den Bäckereien neben den vielen anderen Brötchen, darunter die Westschrippe, die wir als erste Mogelpackung enttarnten. (Aus: „Die Berliner Schrippen")

Etikettenschwindel: Eine Mogelpackung Mozart (Edgar Schalwat)

Seit kurzer Zeit bin ich stolzer Besitzer eines Computers mit CD-Rom-Laufwerk und Soundkarte. Die Neugier, ob damit auch normale Musik-CDs abgespielt werden können, treibt mich ins Kaufcenter in den Ringkolonnaden. Eine CD mit dem Titel „Oktoberfest" wird erworben, und angekündigt ist Stimmungsmusik, das heißt Lieder wie z.B. „Tiroler Holzhackermarsch" und „Lustig ist das Zigeunerleben". Zu Hause angekommen, wird die CD ausgepackt. (...) Aus dem Lautsprecher erklingt... Mozart!!! Stop! Die CD entfernen, Prägung vergleichen! Auch hier die gleiche Inhaltsangabe „Tiroler Holzhackermarsch" usw. Ich bin kein Gegner der klassischen Musik, aber eigentlich wollte ich Stimmungslieder erwerben. Der Kassenzettel, wichtigstes Requisit für einen Umtausch, ist im Müll gelandet. Was nun? Wenigstens die Information an die Verkaufseinrichtung soll verhindern, daß noch weitere Kunden den gleichen Fehlgriff machen. (...)

„Tut mir leid, mein Herr, ohne Kassenbon ist ein Umtausch nicht möglich. Sie können die CD auch anderswo erworben haben." – „Ich weiß, Sie sollen sich die CD ja auch nur mal anhören und dann ebenso wie ich feststellen, daß die Inhaltsangabe mit dem tatsächlichen Musikinhalt nicht übereinstimmt. Sie können dann andere Kunden davor bewahren, dem gleichen Irrtum zu unterliegen." Verlegenes Schweigen. Es folgt die Suche nach einem CD-Spieler und dann nach einer Steckdose. Keine Steckdose! „Tut mir leid, wir haben Umbaumaßnahmen. Gegenwärtig ist die einzige Steckdose die der Kasse, und die kann ich nicht freimachen. Vielleicht können Sie sich an den Hersteller wenden?" (Aus: „Klassisches Oktoberfest")

Ziel einer Exkursion der Schreibwerkstatt war das 130 Jahre alte Schloß Biesdorf in Marzahn, über dessen weitere Verwendung nach der Wende heftig gestritten, doch bis heute nicht entschieden wurde. Derzeit wird das Anwesen von zahlreichen Initiativen genutzt. Die Schreibgruppe war aufgefordert, sich selbst ein Bild zu machen von dem Ort und darüber eine Geschichte ohne thematische oder formale Vorgabe zu schreiben. Während Barbara Ludwig ein amüsantes Sprachspiel mit den unterschiedlichen Wert- und Deutungsmustern einer verarmten Adligen und eines Immobilienmaklers in Briefform entfaltet, nutzt sie das Mittel der burlesken Übertreibung durch Kontrastierung. Mit profunder Recherche und genauer Information will Irene Qualmann für die Erhaltung des Objekts werben, während der Beitrag von Charlotte Bethge mit einer spannenden Fantasy-Geschichte für die Nutzung in der Gegenwart plädiert.

Schloß oder Ruine: Sanierungsfragen sind Verwertungsfragen (Barbara Ludwig)

Unter dem Titel „Schloß oder Ruine, das ist hier die Frage" kündigt sich ein Perspektivwechsel an. Amelie, ältliches Fräulein aus verarmtem Adel und Eigentümerin des Schlosses, beklagt in einem Brief an die Tante Amalia den Zerfallsprozeß ihres Anwesens.

Liebste Tante Amalia!

Heute muß ich mir meinen Frust von der Seele schreiben. Weißt du, die Turmvilla raubt mir noch den letzten Nerv! Ich muß feststellen, sie zerfällt immer mehr! Es regnet jetzt an mindestens fünf Stellen in die Räume. Das ehemals darüber errichtete Notdach ist und bleibt eben nur ein Provisorium. Das Obergeschoß müßte endlich wieder aufgebaut werden. Aber die Mittel dafür kann ich nicht aufbringen. Fegen Wind und Wetter durch das Haus, habe ich Angst, daß es jeden Moment zusammenfallen könnte. Was denkst du? Ich bin sogar auf der brüchigen Wendeltreppe hinauf aufs Dach gestiegen, und was sah ich da? Viele Pfützen! Vögel haben diese als ihre Tränke und Badestelle auserwählt. Unkraut wächst auch darauf und zwei erbärmlich anzusehende Birken fristen dort bereits ihr Dasein. – Als ich meinen Blick nach oben richtete, fiel mir der Turm in seiner ganzen baufälligen, mit einfachem Mauerwerk zusammengehaltenen Unansehnlichkeit ins Auge. Das Fensterglas fehlte natürlich wie eh und je. Statt dessen sind jetzt die Fenster mit Plastevorhängen verhangen. (...) Ich wäre gern auf den Turm gestiegen, habe mich jedoch nicht auf die eingebaute morsche Holzleiter gewagt. (...) Heute wollte ich im Kamin Feuer machen. Ich dachte, dem feuchten Kaminzimmer könnte das gut tun. Aber kaum hatte ich das Birkenholz angezündet, kamen mir dikke Rauchschwaden entgegen. Hustend und mit tränenden Augen habe ich das Feuer gleich wieder löschen müssen. Ich glaube, der Schornstein ist auch hinüber. Nein, nicht einmal heizen kann ich mehr! (...) Was soll ich nur tun?

Verkaufen? Ha, diese Ruine nimmt nicht einmal mehr jemand geschenkt. Sie könnte höchstens noch als Mahnmal der Kriegs- und Nachkriegszeit dienen. Ehrlich gesagt, auch wenn das Schloß in einem guten Zustand wäre, möchte ich dort nicht wohnen. Ich will Dir schreiben, warum. Seit geraumer Zeit sind an der Ost- und Südseite des Parkes breite Straßen entstanden. Sie werden ungeheuer stark befahren, denn sie münden draußen in die Autobahn. So ein Lärm und so starke Abgase, höchst umweltfreundlich!

Weißt Du, ich habe das alles satt! Ich verkaufe das Gebäude! Es ist nur eine Frage, wie und an wen? Liebste Tante Amalia, ich werde dich vom Fortgang unterrichten. – Deine teure Nichte Amelie.

Eine Woche später erhält ein Makler von Amelie den folgenden Brief.

Sehr geehrter Herr Wucherle!

Aufgrund Ihres Inserates vom 1.4. im „Eulenspiegel" biete ich Ihnen ein außergewöhnliches Schloß im klassizistischen Baustil zur Vermittlung an. Die gesamte Fläche des Gebäudes trägt einen Dachgarten, der, außer einem Pool, auch seltene Gewächse beherbergt. Sagenhafte Möglichkeiten zur Naherholung sind somit gewährleistet. – An der Südostecke erhält das Schloß durch einen Turm eine eindrucksvolle Prägung. Er verleiht ihm einen märchenhaften Glanz alter Zeiten. Der Aufstieg ist von abenteuerlicher Romantik geprägt. Oben angelangt wird man von der Schönheit des Kuppeldachs fast erschlagen. Eine besondere Zierde ist die geschweifte Freitreppe an der Ostseite des Schlosses. (...) Nicht unerwähnt bleiben darf die Traulichkeit des Kaminzimmers. Stellen Sie sich vor: Stimmungsvoll romantisch läßt das knisternde Kaminfeuer die Herzen warm erklingen. (...) Kunstinteressierte werden den einmaligen georgianischen Flügel, der im Ballsaal sein Domizil hat, zu schätzen wissen. (...) Zum Schluß meines Angebotes sei noch erwähnt, daß trotz der Lage im Grünen eine äußerst günstige Verkehrsanbindung besteht. Die City ist in einer halben Stunde zu erreichen.

Ich bitte um schnelle Antwort, da bereits einige ernsthafte Käufer bzw. Makler ihr Interesse angemeldet haben.

Mit freundlichen Grüßen

Amelie v. Clever (Aus: „Schloß oder Ruine – das ist hier die Frage?")

Bewahren des Kulturerbes: Ein Herbsttag in Biesdorf (Irene Qualmann)

Ziel ist das Schloß Biesdorf mit seinem 14 ha großen, im englischen Stil angelegten Park. Das Wetter, für diese Jahreszeit recht warm und sonnig, gibt den Bäumen mit den zum Teil schon buntgefärbten Blättern ein malerisches Flair. Das Gelände mit 49 Baum- und 43 Brutvögelarten ist durchsetzt mit einem verzweigten System von Wegen. Sehr beeindruckend ist die Lindenallee, die, beidseitig mit numerierten Linden gesäumt, schnurgerade, fast chausseeähnlich, vom Bahnhof Biesdorf zum Schloß führt.

Bei einer Führung durch den Schloßpark, die u.a. monatlich auf dem Programm des Sozio-kulturellen Zentrums steht, wird jedes Botanikerherz höher schlagen. Nicht nur, daß es Eichen schlechthin gibt, sondern Stileichen, Traubeneichen und kanadische Eichen. Auch die Buchenarten sind mit Rot-, Blut- und Hainbuchen vertreten. (...)

Auch eine Freilichtbühne mit 800 Plätzen gehört zum Park. Leider kann sie nicht in Betrieb gehalten werden, es fehlen die erforderlichen finanziellen Mittel. Der Weg führt weiter zum Schloß. Der äußere Anschein läßt auf eine baldige Restaurierung hoffen. Eigentümer dieses Anwesens, einschließlich Park, ist die Stadt Berlin. Das Sparpaket hat bestimmt auch in dieser Richtung seine Wunden geschlagen. Sollte die Regierung in der Phase des Umzuges nach Berlin Interesse anmelden, das Haus als Gästehaus zu nutzen, wie gemunkelt wird, steht einer Restaurierung bestimmt nichts mehr im Wege. Das würde bedeuten, daß das Kulturgut erhalten bliebe, aber andererseits die Zugänglichkeit für die Bevölkerung der Erholungsoase nicht mehr gegeben wäre. Das aber ist Spekulation. (...) Im Schloßinnern angelangt, betritt man als erstes das Kaminzimmer, welches einlädt zum Relaxen bei Kaffee und Tee, serviert von einer netten Mitarbeiterin, für ein geringes Entgelt. (...) Die Eröffnung einer neuen Ausstellung in der Galerie ist schon in Vorbereitung. Unter dem Thema „Blickwinkel" wird Kerstin Sitschlag ihre Malerei und Zeichnungen vorstellen. Dieser Raum wird noch anderweitig genutzt, zum Beispiel zum Üben auf dem Klavier, zum Bewegen mit Musik für Kids, Vorruheständler und Senioren. Auch die Geselligkeit kommt nicht zu kurz, jeden Donnerstag beim Tanztee für Senioren, inklusive Kaffee und Kuchen. (...)

Wenn man bedenkt, daß ausnahmslos alle Mitarbeiter ABM-Kräfte sind, ist es beachtenswert, wieviel Liebe und Engagement jeder einzelne in die Arbeit legt. Doch wenn nicht zur rechten Zeit eine Lösung gefunden wird, geht es mit dem Kulturerbe den Bach hinunter, und der absolute Verfall ist nicht mehr aufzuhalten.

Nutzen für alle: Das UFO im Eiskeller (Charlotte Bethge)

Eine fantastische Geschichte kündigt sich mit diesem Titel an, die nur ausschnittweise wiedergegeben wird. In einem Vorwort grenzt sich die Autorin von der Zumutung ab, wie erwartet ein herbstliches Stimmungsbild zeichnen zu müssen.

Meine Stimme sollte stumm bleiben in unserer Runde. Sollten die anderen fallende Blätter preisen oder verdammen. Mir fiel diesmal der Part des passiven Zuschauers zu. Eine stille Schadenfreude gab mir die Kraft, dem Tag ins Auge zu blicken. Das Wetter hatte sich gebessert, im Park loderten die Farben. (...) Wie schön, sie nicht benennen zu müssen. Dem puren Erleben hingegeben, schlenderte ich dahin. Wir kamen in die Nähe des „Eiskellers", eines unterirdischen Baues, der in früheren Zeiten bei 3°C Temperatur ideale

Kühlungsmöglichkeiten bot. Da geschah es: Unter meinen Füßen begann es zu dröhnen; die Erde vibrierte in einem Rhythmus, der meinen Körper erschütterte. Mein Herz wurde rebellisch. Dann hörte mit einem Schlag das unterirdische Rumoren auf. Wie weggeblasen waren die Beschwerden, die Sicht wieder klar. Die anderen schienen nichts bemerkt zu haben, sie unterhielten sich, lachten. Ich ging zu einem der Parkbetreuer und fragte ihn: „Was war das? Sind da unten Maschinen?" Er sah mich an, und sein Blick war gar nicht mehr freundlich. „Leiden Sie an Einbildungen? Der Keller darf gar nicht benutzt werden!" Ich zog mich verwirrt zurück. Da setzte das unterirdische Beben und Stampfen ein, wieder reagierte mein ganzer Organismus. Dann war alles vorbei. (...)

Sie erzählt die Geschichte einem zwölfjährigen Jungen aus der Nachbarschaft, der sie ab und an besucht und mit ihr die Vorliebe für Science Fiction teilt.

Alexander war begeistert. „Das ist bestimmt die Besatzung eines notgelandeten Ufos, die versuchten zu starten."

Der Fall interessiert ihn, und er beschließt, am nächsten Tag nach Biesdorf zu fahren. Später berichtet er ihr:

„Also, ich habe das Rumsen unter der Erde auch gehört. Da habe ich die Tür zum Eiskeller gesucht. Die war nicht mal verschlossen. Drinnen ist es ganz still und dunkel... Dann hält mich jemand fest. (...) Vor Schreck hätte ich mir fast in die Hose gepißt! Jetzt schleppen die dich ins UFO, denke ich! Da geht das Licht an, ich seh' nur Glanz und Gold und ein Mikrofon. So ein paar ausgeflippte Typen dreschen gleich wieder los auf die Instrumente bzw. blasen, daß die Ohren sich biegen. Einer singt (...). Also 'ne richtige Rockband! Ganz große Klasse, dufte Jungen! Der mich am Arm gefaßt hat, ist der Sohn vom Hausmeister im Schloß. Der weiß, daß die da heimlich üben, obwohl es verboten ist, den Keller zu betreten. (...) Aber ich durfte da bleiben und habe den ganzen Nachmittag und Abend zugehört. Das war mehr als cool! Zu allen Proben darf ich wiederkommen."

Was die Autorin nicht ausspricht, aber herauszuhören ist, ist die Zustimmung zu einer Nutzung des Anwesens als ein Kulturzentrum, das allen offensteht, den Jungen wie den Alten.

Etappen der Kulturentwicklung in der DDR

Mit der Machtübernahme der Gründer der DDR setzte die kulturelle Orientierung am sowjetischen Vorbild ein. Dies bedeutete zugleich die Abkehr von der kulturellen Moderne im Westen, die als „Formalismus", als „vom sozialen Inhalt beraubter Modernismus" verpönt und schließlich nach dem Mauerbau nicht mehr zugänglich war (vgl. Schubbe 1972).

Nach Gründung der DDR folgte man der Formel Stalins, Kultur habe „dem Inhalt nach sozialistisch und der Form nach national" zu sein. In Literatur, bildender Kunst, Theater, Musik und Architektur galt die Doktrin des sozialistischen Realismus, dem Staat der Werktätigen zu dienen, die führende Rolle der Arbeiterklasse herauszustellen und den neuen Menschen zu erziehen. Kultur hatte sich dem gesellschaftlichen Erziehungsauftrag unterzuordnen. Sie sollte zugleich Kultur für alle sein, die auch dem Arbeiter zugänglich war. Dazu waren Identifikationsobjekte gesucht, wie die im Zuckerbäckerstil erbaute Stalinallee in Berlin oder der positive Held in Literatur und Theater, mit dem die Welt der Arbeit und des Werktätigen an der Werkbank symbolisch überhöht werden sollte. Der heroische Monumentalismus der frühen Jahre in der bildenden Kunst und Architektur repräsentierte Aufbruchstimmung der „Sieger der Geschichte", die ebenso, wie sie den Nationalsozialismus beseitigt hatten, auch das Ausbeutersystem des Kapitalismus zu überwinden hofften.

Wie es in der Wirklichkeit der Werktätigen in den frühen Jahren der DDR aussah, blieb indessen ausgespart, auch die Vergangenheit der Mitläufer und Täter war kein Thema mehr. Man „orientierte sich nach vorne", auf die strahlende Zukunft des sozialistischen Ideals. Der Preis für diesen Wirklichkeitsverzicht war hoch: „Schwierigkeiten mit der Wahrheit" (Janka 1989) begleiteten die Kulturpolitik der DDR von Anfang an bis zu ihrem Ende. Sie schuf damit ihre Totengräber der Kultur, die durch Zensur und Propaganda, durch Repressalien und Berufsverbot gekennzeichnet waren. Doch lösten Tauwetterphasen die Eiszeiten ab, wenn wachsender innerer Druck im System oder der Druck von außen dazu veranlaßten, im kulturellen Raum ein Ventil zu öffnen. Die Doppelstrategie von Repression und Zugeständnissen – von Integration und Anerkennung der einen und Ausschluß oder Ächtung der anderen – schuf ein Klima der Verunsicherung, das die einen ausharren, die anderen aber resignieren oder weggehen ließ.

Immer wieder ging man der Frage nach, warum sich ein großer Teil der Kulturschaffenden in der DDR trotz der Repressalien mit dem sozialistischen Auftrag über lange Zeit identifiziert hat: Warum nahmen sie die Einschränkungen der kreativen Arbeit auf sich? Warum unterwarfen sie sich dem mit jedem Parteitag wechselnden Kulturprogramm? Warum schwiegen sie wie

Anna Seghers, Christa Wolf und viele andere, wenn die Wahrheit gebeugt oder Künstler geächtet wurden? Der Mechanismus der Repression allein reicht als Erklärung nicht aus. In anderen sozialistischen Ländern hatte sich die Kultur trotz Unterdrückung weit stärker von der Staatsdoktrin gelöst, ging die Intelligenz in Opposition zum System.

Ein Deutungsversuch geht von Schuld, Scham und Wiedergutmachungsmotiven der DDR-„Intelligenz" aus, die sie als Folge der nationalsozialistischen Vergangenheit erpreßbar machte. Die Hoffnung auf Befreiung von Schuld durch den Aufbau einer besseren Welt ließ sie zu einem willfährigen Instrument der Protagonisten des antifaschistischen Widerstandes an der Macht werden: Wenigstens diese hatten den Nazis widerstanden. Sie übernahmen stellvertretend die Rolle der Entschuldung der Gründergeneration. Ihnen kam Vorbildfunktion für die 20er- und 30er-Jahrgänge zu, die das Dritte Reich noch mitgetragen oder als Jugendliche erlebt hatten. Die Autorität der Staatsgründer schuf die unheilige Allianz zwischen der Kulturpolitik und den Kulturschaffenden. Sie begünstigte den Zusammenhang von Unterdrükkung und Selbstentmündigung, von staatlichem Kulturauftrag und Belehrungsmoral, der von den Literaten, Künstlern und Intelligenzlern mitgetragen wurde. Der Preis war hoch: Die Partei- und Kulturpolitik verlangte nicht weniger als eine lebenslange Loyalität und den Verzicht auf Gegenentwürfe, auf öffentliche Kritik und unabhängiges Denken, das nicht dem gemeinsamen sozialistischen Ziel verpflichtet war (vgl. Grunenberg 1990).

Wer sich indessen dem Schwarz-Weiß-Denken der Antifa-Moral entzog, galt als Feind: Wer anders dachte, folgte dem falschen Bewußtsein, wer den Parteitagsbeschluß nicht als Auftrag akzeptierte, war Abweichler, wer nicht dem Kollektiv huldigte, galt als bürgerlicher Individualist, wer differenzierte, war als Revisionist verpönt. Christa Wolf beschrieb nach der Wende den Antifa-Mechanismus, der die Kultur beherrschte:

„Eine kleine Gruppe von Antifaschisten, die das Land regierte, hat ihr Siegesbewußtsein zu irgendeinem nicht genau zu bestimmenden Zeitpunkt aus pragmatischen Gründen auf die ganze Bevölkerung übertragen. Die ‚Sieger der Geschichte' hörten auf, sich mit ihrer wirklichen Vergangenheit, der der Mitläufer, der Verführten, der Gläubigen in der Zeit des Nationalsozialismus auseinanderzusetzen. Ihren Kindern erzählten sie meistens wenig oder nichts von ihrer eigenen Kindheit und Jugend. Ihr untergründig schlechtes Gewissen machte ungeeignet, sich den stalinistischen Strukturen und Denkweisen zu widersetzen" (Wolf 1990).

Gute Gründe pflasterten den Weg des Irrtums: Die Aufbauarbeit einer neuen Gesellschaft fiel deshalb den Kulturschaffenden zu, die sich keineswegs nur als Ergebnis von Zwang und Indoktrination mit ihrer Aufgabe identifizierten. Viele von ihnen glaubten daran, den „neuen Menschen" im Sozialismus bilden zu können. Sie erlagen der „Epochenillusion" (Grunenberg 1990) von

der Macht der Kultur als Erziehungsfaktor. Sie überschätzten dabei vor allem die Rolle der Literatur, der in der DDR eine ungleich wichtigere Aufgabe zukam als im Westen, wo sie eher ein Randdasein führte. DDR-AutorInnen konnten sich zugleich als Sprachrohr und als Erzieher der Massen begreifen, die den neuen Menschen für eine bessere Welt erzogen, zumindest aber die Vorbilder dafür entwarfen. Kulturschaffende profitierten deshalb indirekt von der Macht. Sie schufen den „positiven Helden", der weltanschauliche Werte zu vermitteln imstande war und in dieser Form auf die Praxis einwirken sollte. Später kamen differenziertere Bilder vom Alltag der Massen dazu, in denen sich das Lesepublikum wiederfand und nach der Wahrheit zu suchen begann, die offiziell nicht zugelassen war.

Anders als im Westen, wo das von der Vielfalt des kulturellen Angebotes zerstreute Publikum abgelenkt war, fand die Literatur in der DDR ein massenhaftes Publikum. Die DDR war ein „Leseland" wie kein anderes. Kultur für alle blieb nicht nur Programm, sondern war faktisch in der DDR verwirklicht. Begeistert nahmen die Massen die hochsubventionierten – und darum zugänglichen – Kulturgüter in Anspruch, die ihnen geboten wurden. Dem Buch kam dabei eine unterschiedliche Funktion zu: Es konnte Flucht aus dem grauen Alltag in eine Gegenwelt bedeuten, aber auch als Korrektiv der Macht fungieren, wenn moralische Fragen behandelt wurden. Man war gewohnt, zwischen den Zeilen zu lesen und unterschwellige Botschaften zu vernehmen.

Heute läuft indessen das Publikum den ostdeutschen AutorInnen davon. Nachdem sich jeder über eigene Befindlichkeiten offen äußern kann, braucht niemand mehr die Literatur, um Informationen zu erlangen. Literatur als Refugium der Wahrheit, Lesen als Flucht aus der schlechten Wirklichkeit und die Lesergemeinde als „Mitwisser" verlieren zusehends an Wertschätzung und Bedeutung. Nachdem die Wahrheit am Zeitungsstand zu haben ist, im Theater, im Buchladen oder im Fernsehen, verliert sich auch in Ostdeutschland das Lesepublikum.

Die Entwicklung der Kulturpolitik in der DDR verlief nicht gradlinig oder einheitlich. Sie war von wiederkehrenden Brüchen und Widersprüchen gekennzeichnet, trotz der grundlegenden Verpflichtung auf das Parteilichkeitsgebot.

In den frühen 50er Jahren fand noch eine lebhafte Diskussion um den richtigen Weg statt, an der u.a. der Philosoph Ernst Bloch und die ältere Generation der Literaten, wie Anna Seghers und Stefan Heym, beteiligt waren. Sie geißelten die Schwächen der Auftragskunst von kleinbürgerlichem Zuschnitt, die durch das Fehlen von Konflikten, durch die Dramaturgie des Positiven und durch Trivialformen charakterisiert war. Auf dem Theater, das als öffentlicher Raum von besonders strengen Zensurauflagen betroffen war, herrschten in den 50er Jahren Schwänke und Komödien vor, die von den Mühen des Alltags ablenken konnten. Bertolt Brecht erhielt zwar ein Forum, doch versiegte in

der DDR seine Produktivität. Er schrieb kein einziges Drama mehr bis zu seinem Tod. Dem kurzen Tauwetter in der Kultur zwischen 1953 und 1956, als lebhafte Debatten noch möglich waren, folgte die bis Ende der 50er Jahre anhaltende Phase einer verschärften Repression, die in die Schauprozesse unter Hilde Benjamin mündete.

Vorausgegangen waren der XX. Parteitag der KPDSU von 1956, der die Entstalinisierung einleitete, und der Aufstand in Ungarn. Beide Ereignisse lösten intensive Reformdebatten aus, die Karl Schirdewan anläßlich des III. Parteitags der SED (1956) für eine Revision des Stalinismus und gegen den Dogmatismus der Partei plädieren ließen. Den eng begrenzten Intelligenzzirkeln, die die Reformdebatte aufgriffen, wurde später wegen Verschwörung der Prozeß gemacht. Weil sie für Geistesfreiheit, Rechtssicherheit und eine Entbürokratisierung des Staates eingetreten waren, wurden Walter Janka, Wolfgang Harig, Erich Loest zu langjährigen Haftstrafen verurteilt. Der perfide Zwangszusammenhang von Repression und Unterwerfung zeichnet sich im Widerruf und in der Selbstanklage der bedrohten Intelligenz am bedrückendsten ab. So bezichtigte sich der zu zehn Jahren Haft verurteilte Wolfgang Harig vor dem Tribunal 1957 nicht nur als „politisch durchgebranntes Pferd", sondern bedankte sich obendrein bei der Staatsmacht für ihre „Wachsamkeit" (Janka 1989: 89).

Ulbricht hatte vor dem ZK im Januar 1957 den antidogmatischen Reformversuchen eine endgültige Absage erteilt, indem er sich von dem demokratischen Freiheitsbegriff – der die Freiheit Andersdenkender schützt – kategorisch abgrenzte und einen sozialistischen Freiheitsbegriff dagegenhielt: „Für uns ist die Freiheit keine Abstraktion. Wir gewähren volle Freiheit für die Entwicklung der sozialistischen Wissenschaft und Kultur in der DDR" (Rüther 1991: 85). Die kulturelle Opposition war damit ausgeschaltet. Welche Konsequenzen den Oppositionellen erwarteten, wurde von Alexander Abusch während der Kulturkonferenz der SED (Oktober 1957) im Klartext formuliert: „Was unserer gemeinsamen sozialistischen Sache schadet, ist auszumerzen".

Gemäß der Doppelstrategie, die die einen ausschloß und die anderen integrierte, initiierte die Partei zur gleichen Zeit eine Kulturoffensive, die als „Bitterfelder Weg" Geschichte machte. Schon während des IV. Kongresses des Schriftstellerverbandes (SV) von 1956 entwickelte sich das Konzept, das Kopfarbeiter auf die Darstellung der Arbeit an der Basis verpflichten sollte. Um die Arbeit der Werktätigen in das Zentrum literarischer Bemühungen zu rücken, kam Literatur nun die Aufgabe zu, Mittlerin zwischen der Partei und der Basis zu sein. Die von Ulbricht anläßlich des V. Parteitages der SED 1958 verkündeten „Zehn Gebote der Sozialistischen Moral" bildeten die Leitlinie, die dem Bitterfelder Weg die Zukunft vorgab (vgl. Rüther 1991).

Gleichzeitig mit dem Ausbau der Grundstoffindustrie lief in Bitterfeld die Kampagne 1959 unter der Losung „Greif zur Feder, Kumpel" an, die nun

auch die Werktätigen selbst in die Schreiboffensive integrieren sollte. Damit waren nicht nur die Literaten aufgefordert, sich mit dem „Leben unserer Menschen" vertraut zu machen, sondern auch die Werktätigen selbst sollten als schreibende Arbeiter die „Höhen der Kultur erstürmen". Unzählige Brigade-Tagebücher zeugen noch heute von dem Versuch, die Identifikation der Werktätigen mit ihrem Werk in Schreibzirkeln der Betriebe zu erhöhen. Aber auch ein großer Anteil der Schriftsteller griff die Aufforderung auf und ging vor Ort, um den Arbeitsalltag zu dokumentieren, wie Franz Fühmann auf der Wernow-Werft. Zwar wurde damit die Arbeit symbolisch aufgewertet, doch verkam die Schreibbewegung der Arbeitsbrigaden zunehmend zu einem affirmativen Ritual, das die wirklichen Betriebskonflikte nicht zur Sprache brachte.

Die 60er Jahre brachten zunächst ein Aufweichen der verhärteten Fronten, nachdem die Mauer stand und um die Zurückgebliebenen geworben werden mußte. Der Bitterfelder Weg hatte sich als Sackgasse erwiesen. Ulbricht sprach sich deshalb nach massiver Kritik am Sozialistischen Realismus für eine kulturelle Öffnung aus. Literatur und Kunst wurden nicht mehr generell auf die Zwangslogik des positiven Helden verpflichtet, sondern durften die Wirklichkeit in Grenzen zeigen, wie sie ist. Während „Die Abenteuer des Werner Holl" von Peter Noll (1960) noch zum Bleiben aufforderten, hatte sich nach dem Mauerbau die Entscheidung zwischen Flucht oder Bleiben von selbst erledigt. Die Frage war nun vielmehr: Wie richtet man sich in den Verhältnissen und mit den Widersprüchen ein, ohne vollends zu resignieren? Zum Auftakt erscheint 1961 die „Ankunft im Alltag" von Brigitte Reimann.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen standen die SchriftstellerInnen der 60er Jahre hinter der Partei und ihrem Programm. Was die junge Generation der 30er-Jahrgänge indessen forderte, war Gedankenfreiheit innerhalb der bestehenden Ordnung. Lyrik, die den größten Spielraum für den Selbstausdruck läßt, war deshalb das bevorzugte Feld der Jungen: Zu ihnen zählten Sarah Kirsch, Reiner Kirsch, Reiner Kunze, Wolfgang Biermann, Volker Braun und Elke Erb. Die ProtagonistInnen der „Neuen Subjektivität" grenzten sich gegen die Zumutungen des Kollektivzwangs ab, wie Biermann in der „Rücksichtslosen Schimpferei": „Das Kollektiv liegt schief/ Ich bin der Einzelne/ Das Kollektiv hat sich von mir isoliert/ Stiert mich nicht so an" (Nachlaß I, Köln 1977: 77).

Das waren neue Töne, die bisher nicht zu vernehmen waren. Nach dem unvergessenen Lyrikabend an der Akademie der Künste von 1962, der die jungen Lyriker präsentierte, war eine Maßregelung fällig, und Stefan Hermlin übte Selbstkritik. Peter Huchel wurde indessen im gleichen Jahr als Chefredakteur bei „Sinn und Form" abgelöst. Der Staat reagierte mit Zensur und mit dem Ausschluß von Publikationsmöglichkeiten. Aber er sperrte seine Dichter nicht mehr ein.

Auch in der Prosa war man im Alltag mit seinen Sorgen, Nöten und Konflikten angekommen. Die Voraussetzungen des Systems wurden nicht mehr grundlegend in Frage gestellt, doch seine Probleme wurden sichtbar gemacht. „Der geteilte Himmel" von Christa Wolf (1963), „Ole Bienenkopp" von Erwin Strittmatter (1963), „Die Aula" von Hermann Kant (1964) sind Beispiele dafür.

Doch wo der Machtmißbrauch der Partei direkt thematisiert wurde, hörte auch die ungewohnte Konzessionsbereitschaft in der Kulturpolitik wieder auf, und diese reagierte mit der gewohnten Repression. Das 11. Plenum des ZK der SED von 1965 wurde zum Tribunal gegen Wolf Biermann und Günther Heym. Es folgten Aufführungsverbote für zwölf Defa-Filme, die nicht der Linie entsprachen. Christa Wolf und Anna Seghers übten öffentliche Kritik an der Entpolitisierung der Jugend und der mangelnden Linientreue der Literatur – ein Vertrauensbruch in den eigenen Reihen, der nicht mehr aufgehoben werden konnte.

Eine erneute Öffnung für eine Kultur „ohne Tabu" kündigte sich mit dem Machtantritt von Honecker auf dem VIII. Parteitag der SED von 1971 an, mit dem die sozialistische Utopie zugunsten pragmatischer Ziele endgültig verabschiedet wurde.

Die Suche nach Identität in einer bürokratisch entfremdeten Welt wurde nunmehr zum zentralen Thema einer Fülle literarischer Werke der 70er Jahre. Die partielle Öffnung der Kultur provozierte eine zu DDR-Zeiten nicht mehr erreichte Produktivität, die von Ulrich Plenzdorf mit „Die neuen Leiden des jungen W." (1972) einsetzte, gefolgt von „Die Preisverleihung" von Günther de Bruyn (1972), „22 Tage oder die Hälfte des Lebens" von Franz Fühmann (1973), „Leben und Abenteuer der Troubadura Beatrix nach Zeugnissen ihrer Spielfrau Laura" von Irmtraud Morgner (1974), „Franziska Linkerhand" von Brigitte Reimann (1974), „Kindheitsmuster" von Christa Wolf (1976), „Guten Morgen, du Schöne" von Maxi Wander (1978) und „Kein Ort, nirgends" von Christa Wolf (1979). Auffällig ist die Dominanz der Frauen in der Literatur, die einen geschärften Blick für die Alltags- und Beziehungsprobleme in der DDR entwickelt hatten – ein Umstand, der die genannten Werke auch in Westdeutschland zu Bestsellern werden ließ.

Zugleich setzte seit Mitte der 60er Jahre der große Exodus literarischer Talente in den Westen ein, nachdem der Bruch mit dem System nach Biermanns Vertreibung aus der DDR 1976 nicht mehr zu kitten war. Der Auszug von 30 der wichtigsten AutorInnen der DDR zeigte, daß die Kulturpolitik „mit Zukkerbrot und Peitsche" an ihrem Ende angekommen war. Von Schikanen zermürbt, durch Zensur und Berufsverbote um ihre Wirkung gebracht, verließen u.a. Rainer Kunze, Jurek Becker, Jürgen Fuchs, Rolf Schneider, Monika Maron, Sarah Kirsch, Günther Kunert, Erich Loest, Thomas Brasch und Uwe Kolbe das Land.

Die 80er Jahre waren auch in Literatur und Kultur Krisenjahre der DDR. Wer geblieben war, verlor den sozialen Zusammenhang in der Kulturszene, der für viele Jahre den Rücken gestärkt hatte. Viele der Älteren vereinsamten, zogen sich in die innere Emigration zurück. Nur noch wenige ihrer Prosawerke ragen heraus: „Der Sturz des Engels" von Franz Fühmann (1982), „Amanda, ein Hexenroman" von Irmtraud Morgner (1983), „Bronsteins Kinder" von Jurek Becker (1986), „Passage" von Christof Hein (1987).

Literatur mußte in den 80er Jahren nicht mehr Loyalität gegenüber dem System demonstrieren, war nicht mehr auftragsgebunden. Die Politik war mit sich selbst beschäftigt, und die Literatur hatte sich von der Politik abgewandt. Doch in ihrem Rückzug in die neue Innerlichkeit verlor sie auch den Wirklichkeitsbezug. Die Werke zeugen vom Ausharren der Älteren, von der Lähmung der Gefühle und der Blockade des Denkens derjenigen, die sich von der Wirklichkeit zurückgezogen hatten (vgl. Grunenberg 1990).

Erst über den Generationsbruch der Jüngeren, der Mitte der 50er Jahre geborenen Jahrgänge, kam etwas Neues zutage, das mit den alten Werten der DDR auch die kulturelle Lähmung überwand. Der Generationswechsel in der Kultur vollzog sich quasi unbemerkt von der offiziellen DDR-Kultur, aber noch innerhalb des alten Systems. Die Jungen wandten sich vom Antifa-Mythos ab, der die ältere Generation in seinem Bann gehalten hatte, denn er bedeutete ihnen nichts mehr. Ihnen fehlte jede Vergleichsmöglichkeit mit den vorausgegangenen Greueln der Nazizeit, mit Krieg und Not danach. Sie ließen deshalb ihre Vorgänger ganz einfach hinter sich, knüpften an keine ihrer Traditionen mehr an. Sie produzierten fortan ihre Werke in eigener Regie, sorgten unter sich für Reproduktion und Verbreitung und fanden ein neues, junges Publikum (vgl. Arnold 1990).

Es breitete sich in den 80er Jahren unterhalb des staatlichen Medienmonopols eine differenzierte, quasi private Kulturszene aus, die die staatlichen Machtinstrumente der Zensur, der Berufsverbote und der sozialen Ausgrenzung überwand und schließlich ohne Mühe Anschluß an die kulturelle Moderne im Westen nach dem Mauerfall fand.

Literatur

Literatur in der DDR/BRD

Bauer, W.: Stimme aus dem Leunawerk. Verse und Prosa. Leipzig 1980

Beck, M.: „Rhetorische kommunikation“ oder „Agitation und Propaganda“. St. Ingbert 1991

Diesener, G./Gries, R. (Hg.): Propaganda in Deutschland. Zur Geschichte der politischen Massenbeeinflußung im 20. Jahrhundert. Darmstadt 1996

Eco, Umberto: Das offene Kunstwerk. Frankfurt/M. 1977

Eckert, G.: So sehe ich die Sache. Protokolle aus der DDR: Leben im Havelländischen Obstanbaugebiet. Köln 1984

Ehalt, H.Ch. (Hg.): Geschichte von unten. Fragestellungen, Methoden und Projekte einer Geschichte des Alltags. Wien u.a. 1984

Ehalt, H.Ch. u.a.: Geschichtswerkstatt, Stadtteilarbeit, Aktionsforschung. Wien 1984

Erbe, G.: Die verfemte Moderne. Die Auseinandersetzung mit dem „Modernismus“ in der Kulturpolitik, Literaturwissenschaft und Literatur in der DDR. Opladen 1993

Ermert, K./Bütow, T. (Hg.): Was bewegt die Schreibbewegung? Loccumer Protokolle 63/1989

Feist, G./Gillen, E./Vierneisel, B. (Hg.): Kunstdokumentation SBZ/DDR 1945-1990. Köln 1996

Fischer, G.: Autobiographische Texte als historische Quelle. In: Ehalt, H. Ch. (Hg.): Geschichte von unten. Wien etc. 1984

Führer, A.: Literarische Werkstatt in der VHS. In: Hessische Blätter für Volksbildung 3/1995

Geißner, H.: „Wir sind ein Volk.“ Sprache als Lernobjekt am Beispiel der Rhetorik. In: Hessische Blätter für Volksbildung 3/1995

Graf, W.: Das Schreibproblem der Oral History. In: Arbeitsgruppe Literatur und Erfahrung (Hg.): Oral History. Geschichte von unten. 10/1982

Grunenberg, A.: Das Ende der Macht ist der Anfang der Literatur. Zum Streit um die SchriftstellerInnen in der DDR. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“ 44/1990

Heumann, U.: Die Partei hat immer Recht. Eine Dokumentation in Liedern. Berlin 1996

Kirchenwitz, L. (Hg.): Lieder und Leute. Die Singebewegung der FDJ. Ost-Berlin 1982

Lötsch, U.: Zur Entwicklung der Intelligenz in der DDR. In: Die Intelligenz in der sozialistischen Gesellschaft. Hrsg. Wissenschaftlicher Rat für Soziologische Forschungen in der DDR. Ost-Berlin 1980

Mayer-Rosa, B.: Erinnerungen an die eigene Kindheit. Memoiren schreiben – ein Kursus für ältere Menschen. In: Frankfurter Rundschau vom 18.7.1992

Mutz, G.: Das Problem der Versprachlichung von Arbeitslosigkeit in West- und Ostdeutschland. In: Bios 1/1996

Nolda, S./Tietgens, H. u.a.: Literatur in der Mediengesellschaft. Frankfurt/M. 1989

Oehme, R./Schmidt-Conzemis, K.H.: Ich war kein Held. Leben in der DDR. Protokolle. Berlin 1993

Paefgen, E.K.: Schreiben und Lesen. Opladen 1996

Plaul, Th.: Literatur im Funkkolleg. In: Hessische Blätter für Volksbildung 3/1995

Reich-Ranicki, M.: Humor ist Widerstand. In: Der Spiegel 9/1995

Rudloff, H.: Produktionsästhetik und Produktionsdidaktik. Opladen 1991

Rüther, G.: „Greif zur Feder, Kumpel.“ Schriftsteller, Literatur und Politik in der DDR 1945-1990. Düsseldorf 1991

Scherzer, L.: Der Erste. Eine Reportage aus der DDR. Köln 1989

Schubbe, E. (Hg.): Dokumente zur Kunst-, Literatur- und Kulturpolitik der SED. Stuttgart 1972

Sill, O.: Zerbrochene Spiegel. Studien zur Theorie und Praxis modernen autobiographischen Erzählens. Berlin/New York 1991

Reutter, G.: Unterschiedliche Sprachen – unterschiedliche Beratung. Vortragsmanuskript. Bamberg 1995

Vietta, S.: Die literarische Moderne. Stuttgart 1992

Vopel, K.W.: Schreibwerkstatt. Eine Anleitung zum kreativen Schreiben für Lehrer, Schüler und Autoren. Hamburg 1991

White, H.: Der historische Text als literarisches Kunstwerk. In: Conrad, Ch./Kessel, M. (Hg.): Geschichte schreiben in der Postmoderne. Stuttgart 1994

Marzahn Architektur

Arnold, Jutta: Vorzeitiger Ausstieg aus dem Erwerbsleben. Eine Studie zu Erwartungen und Erfahrungen Berliner Vorruheständler. VHS Marzahn, Berlin 1994

Bernau, N.: Im Schatten Stalins. Wie sich Nachkriegsarchitekten in beiden Teilen Deutschlands auseinanderentwickelten. In: Wochenpost vom 6.7.1995

Bernau, N.: Rettet die Spaltkachel. Die Moderne der 60er verschwindet. In: Wochenpost vom 2.10.1996

Düwel, J.: Baukunst voran. Architektur und Städtebau in der SBZ/DDR. Berlin 1995

Ejckhoff-Vigelahn, K.: Nazigegner erzählen die Geschichte ihres Kiezes. In: Arbeitsgruppe Literatur und Erfahrung. Oral History 10/1982

Förster, F.: Verschwundene Dörfer. Die Ortsabbrüche des Lausitzer Braunkohlereviers bis 1993. Schriften des Sorbischen Instituts, Bautzen 1995

Greiner, H.: „Mehr als nur Beton...“ Zum Leben in Großplattensiedlungen der ehemaligen DDR (Berlin-Marzahn). Magisterarbeit im Fachbereich Klassische Philologie und Kunstwissenschaften der J.W.Goethe-Universität Frankfurt/M. 1993

Hochlamarcker Lesebuch. „Kohle war nicht alles.“ 100 Jahre Ruhrgebietsgeschichte. Oberhausen 1981

Köhler, J.: Klettern in der Großstadt. Geschichten vom Überleben zwischen 1933 – 1945. Berlin 1981

Neuser, Ph.: Marzahner Mischung. Die städtebaulichen Probleme in Deutschlands größter Retortensiedlung. In: Frankfurter Rundschau vom 26.11.1994

Projektgruppe Fohnsdorf (Hg.): Aufstieg und Krise einer österreichischen Kohlenbergwerksgemeinde in der Region Aichfeld-Murboden. Graz 1982

Ratajczak, C.: Generationen und Raumerfahrung in einem deutsch-sorbischen Dorf des Lausitzer Braunkohlegebietes. Vortrag zum Deutschen Soziologentag 1996 in Halle

Rehm, A.-K.: Stadtteilgeschichte Falkenried. Bewohner erzählen. Hamburg 1980

Siewert, R.: Volkshochschularbeit in Sanierungsgebieten. In: Volkshochschule im Westen. Themenheft „Stadtteilarbeit, 1/1980

Stimpel, R.: Privatisierung? Null. Aus Plattenbauten ziehen Mieter weg statt zu kaufen. In: Wochenpost vom 1.8.1996

Topfstedt, T.: Neue Städte aus Ruinen. Deutscher Städtebau der Nachkriegszeit. München o.J.

Topfstedt, T.: Städtebau in der DDR 1955 – 1971. Leipzig 1988

Wüpper, T.: Unrecht festgeschrieben – am Bestand der DDR-Bodenreform ist nicht zu rütteln. In: Frankfurter Rundschau vom 30.9.95

Wagner, W.: Gesundheit und Gemüse – In Kleingärten wachsen Ost und West zusammen. In: Frankfurter Rundschau vom 19.9.95

Wüst, K.H.: Zur Umsiedelung von Dörfern im rheinischen Braunkohlegebiet. Berlin 1977

Anhang: Materialien



Dimensionen der Biographiearbeit

Zeitdimension der Biographie

	Ein Tag	Wendenereignis	Phase	Epoche
Lebensphasen	Hochzeit Konfirmation Erster Kuß	Berufsaustritt Auszug der Kinder Abitur	Jugend Kindheit Junge Erwachsene	Familienphase Berufsphase
Alltagszeit	Ausbombung 1. Mai Frauentag	Scheidung Pillenknick Klimakterium	Baby-Boom Hunger-Winter ‘47 Ölkrise	Inflationsjahre Fernseh-Ära Frauenbewegung
Zeitgeschichte	8. Mai ’45 17. Juni ‘53 9. November ‘89	Mauerbau ’61 Blockadezeit ’48 Mai ‘68	Kalter Krieg Nachkriegsjahre 90er-Dekade	NS-Zeit Weimarer Republik Ulbricht-Ära

Raumdimension der Biographie

Nahraum	“Mein Zimmer“ Klassenraum Wohnküche	Unsere Schule Marktplatz Dorfteich	Kiez/Stadtteil Reeperbahn Unsere Straße	Heimatstadt Havelland Ruhrgebiet
Sozialraum	Mein Arbeitsplatz Nachbarschaft Kirchenchor	Der Betrieb Altersheim Universität	U-Bahn Stadion Stadtpark	Metallgewerkschaft Die Partei Gemeinde
Mobilität	Der Umzug Hinterhöfe Wanderungen/ Ausflüge	1. Reise Campingplatz Segeltörn	Die Flucht Kriegsgefangenenlager Auslandsreisen	Auswanderung Mein 1. Flug Die Weltreise

LEBENSZYKLEN:

Dynamik der Generationenbeziehung zwischen Autonomie und Abhängigkeit

Lebensalter	Berufs- u. Bildungsbiographie		Familienbiographie
		100	
		95	
HOCHALTRIGE		**90**	
	Heimunterbringung	85	Demenz/Leistungsabbau
			ø Sterbealter Frauen (83)
	„abhängiges Alter“	**80**	zunehmende Pflegebedürftigkeit
	„autonomes Alter“		ø Sterbealter Männer (77)
ÄLTERE ALTE		75	
	Bildung, Reisen, Studium	**70**	Verwitwung Frauen
	Verrentung Männer	65	RUHESTAND
JUNGE ALTE			
	Verrentung Frauen	**60**	
	ø BERUFSAUSTRITT		ÜBERGANG IN RUHESTAND
	Vorruhestand	55	Pflege alter Eltern
MITTLERES ERWACHSENENALTER	„schwer vermittelbar“	**50**	Klimakterium/Großelternschaft
	Karrierespitze/Bilanz	45	Krise in der Lebensmitte
LEBENSMITTE		**40**	Sandwich-Generation
	Berufsausbau: Aufstieg, Umstieg	35	Späte Mütter
JUNGE ERWACHSENE			
	MORATORIUM-ENDE Studienende/Berufseinstieg	**30**	Doppelbelastung Familie und Beruf
		25	Familiengründung/Bindungsphase
JUGEND	Studienbeginn/Berufseinstieg Ausbildung	**20**	Auszug aus Elternhaus/„leeres Nest“
		15	Erste Liebe, Ablösephase
			Pubertät
	Schulwechsel	**10**	
	Einschulung		
KINDHEIT		5	
	Kindergarten		Intensive Kinderbetreuung
		1	

Standard-Biographie (weiblich)

Lebensalter	Grundschule	weiterführende Schule
Schulabschluß	Berufsausbildung	Berufsabschluß
Berufseinstieg	Weiterbildung im Beruf (auf Wunsch/delegiert)	Berufsaufstieg
Betriebswechsel/ Berufswechsel	zeitweilige Berufsaufgabe	Halbtagstätigkeit
eingeschränkte Arbeitszeit	Arbeitslosigkeit	besondere Belastungen (Krankheit/Invalidität)
Hausfrau ohne Beschäftigung	gesellschaftliches Engagement	Berufsende (freiwillig/ unfreiwillig)
Aktivitäten nach Berufsende	Auszug aus Elternhaus	eigene Wohnung/ Alleinleben
Eheschließung/ Zusammenleben	Scheidung/Trennung	Geburt von Kindern
Wohnungswechsel	Fremdbetreuung der Kinder	Betreuung der Kinder durch Großeltern
Pflege von Angehörigen	Auszug der Kinder	Geburt von Enkelkindern
Alleinleben nach Verwitwung	Zusammenziehen mit anderen Personen	eigener Hilfs- und Pflegebedarf

Standard-Biographie (männlich)

Lebensalter	Grundschule	weiterführende Schule
Schulabschluß	Wehrdienst	Berufsausbildung
Berufsabschluß	Berufseinstieg	Weiterbildung im Beruf (auf Wunsch/delegiert)
Berufsaufstieg	Betriebswechsel/ Berufswechsel	zeitweilige Berufsaufgabe
Halbtagstätigkeit	eingeschränkte Arbeitszeit	Arbeitslosigkeit
besondere Belastungen (Krankheit/Invalidität)	gesellschaftliches Engagement	Berufsende (freiwillig/ unfreiwillig)
Aktivitäten nach Berufsende	Auszug aus Elternhaus	Eigene Wohnung/ Alleinleben
Eheschließung/ Zusammenleben	Scheidung/Trennung	Geburt von Kindern
Wohnungswechsel	Fremdbetreuung der Kinder	Betreuung der Kinder durch Großeltern
Pflege von Angehörigen	Auszug der Kinder	Geburt von Enkelkindern
Alleinleben nach Verwitwung	Zusammenziehen mit anderen Personen	eigener Hilfs- und Pflegebedarf

Generationsprofil: Stichworte zu meiner Generation

Impuls

Die Generationsfolge hat sich beschleunigt, deshalb wird heute die Generation auf eine Jahrgangs-Dekade (ein Jahrzehnt) verkürzt, nach der die jeweils jüngeren mit neuen Lebensformen, neuem Wissen, veränderten Orientierungen, anderen Problemen und Gegnern konfrontiert sind (z.B. die 68er-, 78er- und die 89er-Generation).
Kennzeichnend ist nicht mehr der familiäre Generationskonflikt, sondern das Nebeneinander von Altersklassen, die sich in abgesonderten Lebens- und Funktionsbereichen bewegen. Distanz und Ignoranz, nicht Abgrenzung und Konflikt herrschen vor. Um sich näherzukommen, müssen jedoch Differenzen wahrgenommen werden. Dialog setzt die Anerkennung der Unterschiede voraus.

Ablauf

1. Setzen Sie sich in einer Kleingruppe Ihrer Jahrgangs-Dekade zusammen und notieren Sie einzeln auf 3 Karten jeweils maximal 3 Argumente/Beispiele (ca. 5 min.).
   * Schlüsselereignisse: Welche wichtigen historischen Ereignisse teile ich mit meiner Generation?
   * Lebensgefühl: Welche Werte und Lebensorientierungen verbinden mich mit meiner Generation? Welches gemeinsame Lebensgefühl hat uns geprägt?
   * Gegnerschaft: Wogegen und gegen wen haben wir uns abgegrenzt?

2. Jede(r) Teilnehmer(in) hängt die Karten auf ein Plakat unter die jeweilige Rubrik „Schlüsselereignisse", „Lebensgefühl" und „Gegnerschaft". Kommentieren Sie kurz (ca. 5 min. je Person) die Karten.

3. Diskutieren Sie: Gibt es in unserer Dekade ein gemeinsames Generationsprofil?
   (ca. 15 min.)

4. Im Plenum stellen die Jahrgangs-Dekaden ihr „Generationsprofil" vor.

Geschichte in uns: Erlebtes – Erzähltes – Verschwiegenes

Impuls

Die Geschichte in uns setzt sich aus gegenläufigen Erzählungen und Geschichten zusammen. Aus dem unmittelbar Erlebten, das zu einem Teil vergessen wurde, zu einem Teil – den wir nicht wahrhaben wollen – geleugnet und zu einem anderen Teil als bewußte Erfahrung der eigenen Lebensgeschichte zugerechnet, im Gedächtnis aufbewahrt und an andere weitergegeben wird.
Ein Teil unseres Geschichtsbildes wurde als Erzähltes an uns überliefert, das wir mit Eigenerlebtem kombinieren, vermischen oder auch negieren, weil es nicht in unser Weltbild „paßt". Ein weiterer Teil unseres Wissensbstandes von der Geschichte existiert nur als Verschwiegenes, das dennoch auf unser Verhalten weiterhin einwirkt und unsere Nachkommen prägt. Was im „Kollektivgedächtnis" weiterlebt, wird schließlich durch die Politik der Erinnerung gesteuert, die eine je geltende Vergangenheitsinterpretation als Geschichtsbild durchsetzt. Das kollektiv Verdrängte oder Verschwiegene kann nur über Quellen, Texte und Artefakte rekonstruiert werden.

Ablauf

1. Notieren Sie einzeln und kommentieren Sie in der Kleingruppe jeweils nach Dekaden-Generationen getrennt
   * Welches Bild haben die Eltern und Großeltern von ihrer Rolle in der Vergangenheit entworfen? Haben sie sich als Täter, Opfer oder Mitläufer dargestellt?
   * Wen haben sie als politischen Gegner ausgegrenzt oder bekämpft?
   * Wen unterstützten sie, mit wem identifizierten sie sich, wem halfen sie in der Not?

2. In welcher Form lebt die Geschichte in uns weiter?
   * Mit welchen Vorbildern identifizierte ich mich?
   * Wem gilt heute meine Solidarität, wogegen grenze ich mich ab, wen grenze ich aus? Wo ist mein „blinder Fleck"? Worüber spreche ich nur ungern?

3. Diskutieren Sie in der Großgruppe
   * Wo liegen die Grenzen des Verstehens im Generationen-Dialog?
   * Wo erkennen wir die Wiederkehr des kollektiv Verdrängten und individuell Verschwiegenen?
   * Was können wir aus unserer Geschichte lernen?
   * Welche Bedeutung kommt der historischen Erinnerung für eine demokratische Kultur zu?

Berufssaustieg: Übergang in den (Vor-)Ruhestand

Impuls

In allen Industrienationen beenden ältere ArbeitnehmerInnen zu einem immer früheren Zeitpunkt das Erwerbsleben, heute liegt das Durchschnittsalter etwa im 59sten Jahr. Die Zufriedenheit über die „gewonnenen Jahre" hängt jedoch wesentlich vom Grad der Freiwilligkeit ab, nicht allein aber von Rentenhöhe und Gesundheitszustand. Besonders bitter ist daher für die ca. 1 Mio. Vorruheständler der neuen Bundesländer der vorzeitige Ausschluß aus dem Erwerbsleben, der weder erwartbar noch von der Mehrheit gewünscht war. Doch hat jede Erfahrung, so auch diese, zwei Seiten, die nicht nur mit Verlusten, sondern auch mit Gewinnen einhergehen. Rückblick und Ausblick sind nötig, um Enttäuschungen nicht zu übergehen, zugleich aber Zukunftsperspektiven entwickeln zu können.

Ablauf

Notieren Sie auf vier Karten nach einer Rückbesinnung:

* Wie war die letzte Zeit im Betrieb: Was habe ich endlich hinter mir? Was habe ich verloren seit dem Berufsende? Wen oder was vermisse ich am meisten?
* Wie verlief der Übergang nach der Wende: Erfolgte der Übergang in den Vorruhestand als unfreiwillige „Abwicklung" oder als freiwilliger Ausstieg? Was war mein „erstes Gefühl" nach der Ankündigung? Wurde der Ausstieg aus dem Beruf ausgehandelt oder vorgegeben? Was hat mich am meisten geärgert? Wie haben die Kollegen reagiert?
* Wo stehe ich heute: Wie verlief die Zeit danach? Was habe ich nach dem Ausstieg hinzugewonnen? Wer oder was hat mir geholfen in der Übergangsphase?
* Was erwarte ich zukünftig: Worauf hoffe ich? Welche neuen Ziele habe ich mir gesetzt? Mit wem will ich diese verwirklichen?

Hängen Sie Ihre Kärtchen einzeln auf Plakate unter die Rubriken „letzte Zeit", „die Wende", „heutiger Standort" und „Zukunftserwartungen" und kommentieren Sie in der Gruppe die letzten Erfahrungen im Übergang in den Ruhestand.

Variante „Stimmungskurve":
Zeichnen Sie einzeln auf einem Papierbogen eine vierfach unterteilte horizontale Achse. Die Segmente stehen für die letzte Zeit im Betrieb, die Wende, den aktuellen Standort und Zukunftserwartungen:

* Markieren Sie die Phasen durch Punkte als Werte zwischen -3 und +3, die für Ihre Stimmung stehen. Verbinden Sie die Punkte durch eine Linie, die den Stimmungsverlauf ihres „Berufsausstiegs" wiedergibt.
* Erzählen sie einzeln nacheinander, was die jeweilige Phase Ihnen bedeutet hat.
* Diskutieren Sie in der Gruppe, welche Ähnlichkeiten die Übergangsgeschichten in den Vorruhestand aufweisen.

Wendengeschichten: Der Mauerfall und die Folgen

Impuls

Die von niemand vorausgesehene Wende in der DDR, nach der die Mauer fiel, ging für die Bevölkerung der DDR mit einem gewaltigen Verlust aller Selbstverständlichkeiten nach dem Systemwechsel einher. Jede(r) erlebte die Wende anders, für jede(n) hatte sie andere Folgen und von jeder und jedem wurde sie anders verarbeitet. Die Erfahrung der Wende unterschied sich je nach der Lebenssituation, dem Lebensalter und dem Geschlecht, der beruflichen Stellung und der Nähe zum „System". Aber auch auf Westdeutsche wirkt die Wende unterschiedlich ein, je nachdem, ob eine „Wiedervereinigung" erwünscht war, Verwandte im Osten existieren, die Überwindung des Sozialismus begrüßt oder bedauert wurde, die Wende berufliche Chancen eröffnete oder die Konkurrenz mit Ostdeutschen fürchten ließ.

Ablauf

Ein Wendensymbol
Zeichnen Sie, jede(r) für sich, auf einen Bogen ein Symbol, das Ihre Wendenerfahrung - das erste Gefühl nach dem Mauerfall - repräsentiert, z.B. als Aufbruch, Abbruch, Ausbruch oder Vereinigung. Auf der Abbildung sollte auch das Davor und das Danach bildlich gestaltet sein. Erläutern Sie anhand Ihres Bildes spontan, was die Wende Ihnen persönlich bedeutet hat.

„Wendengefühle"
Zeichnen Sie einen Kreis, der durch einen vertikalen Strich in zwei Hälften geteilt wird.

* Tragen Sie in der linken Hälfte in Segmenten ab, was Sie in der Wendenzeit 1989/1990 besonders geärgert hat, was Sie befürchteten, welche negativen Folgen die Wende für Sie hatte und wovon Sie besonders enttäuscht waren...
* Tragen Sie in der rechten Hälfte in Segmenten ab, was Sie in der Wendenzeit besonders gefreut hat, was Sie erhofft hatten, welche positiven Folgen die Wende für Sie hatte und wovon Sie erlöst waren...
* Erläutern Sie Ihre Wendengefühle. Die Anteile, in die Sie die Teilsegmente unterteilen, entsprechen in etwa der Stärke und Intensität Ihrer Erfahrungen.

Wendenchronik
Notieren Sie einzeln auf einem Zettel, welche Ereignisse der Wende Ihnen persönlich in Erinnerung geblieben sind. Anschließend können Sie auf einer von der Gruppenleitung vorbereiteten chronologischen „Wendenchronik" Ihre Eintragungen überprüfen, übertragen und kommentieren.

Diskutieren Sie in der Gruppe:

* An welchen Ereignissen haben Sie persönlich teilgenommen?
* Von welchen Ereignissen erfuhren Sie aus der Zeitung oder aus TV-Sendungen?
* Was wurde zunächst verschwiegen, was konnte man wissen?

Veranstaltungsentwurf der Werkstatt Frauenalltag

Alte Bundesländer		Neue Bundesländer
Wendenjahre: Verrentung und Neue Freiheiten? <10>	**90**	Wendenjahre: „Abwicklung“, Frauen als Verliererinnen, Neue Wege - alte Sackgassen <10>
	Wende	
Krisenjahre: Politisches und gesellschaftliches Engagement <9>		Krisenjahre: Politisches und soziales Engagement <9>
	80	
Sicherheit und Mobilität: Berufsrückkehr, Hausbau und Reiseträume im Autostau <8>		Die „Nische“: Wohnen im Plattenbau, Datschen, Reiseträume auf der „Arkona“ <8>
Frauenemanzipation der 68-Töchter: „Teilzeit“, die Pille, 218 <7>	**70**	Die „Mutti-Politik“ für die Töchter: Frauenförderung, „Sonderklassen“ (’67), Frauenarbeit, Krippen <7>
	KSZE Helsinki	
Wirtschaftswunder-Jahre: „Anschaffen“, Neubauwohnung, VW, Konsumrausch <6>		Westkontakte: Reisekader, Bananen, Ochsenköpfe, Singebewegung <6>
	Mauerbau	
Träume vom Familienglück im Kalten Krieg: „Männermangel“, „die Amis“, Ostkontakte, „Schlüsselkinder“, „Dazuverdienen“ <5>	**60**	Träume vom Familienglück im Kalten Krieg: Ehemann, Wohnung, Laube / Organisieren: Sehen, Kaufen, Einlagern, Tauschen <5>
	Gründung der DDR	
Aufbaujahre zum Berufseinstieg: Lehre und Ausbildung: „Traumberuf“, Lohnhöhe, Arbeitszeit <4>	**50**	Aufbaujahre zum Berufseinstieg: „Traumberuf“ (Was ich einmal werden wollte), Lehre u. Ausbildung, Arbeitszeit, Lohnhöhe, Aktivistenbewegung <4>
	Kriegsende	
Notjahre der Jugend im Krieg: Ausbombung, Flucht, Enttrümmern, Notversorgung, Notkleidung, Kochrezepte <3>	**40**	Notjahre der Jugend im Krieg: Ausbombung, Flucht, Enttrümmern, Notversorgung u. -kleidung, Kochrezepte <3>
	Kriegsbeginn	
Schuljahre in der Nazizeit: Schule, Lehrer, Sport, HJ, Fahrten, Freunde, Lieder, Tagebücher, Briefe, Bücher <2>		Schuljahre in der Nazizeit: Schule, Lehrer, Sport, HJ, Fahrten, Freunde, Lieder, Tagebücher, Briefe, Bücher <2>
	30	
Kindheit in der Wirtschaftskrise: Eltern, Arbeitslosigkeit, Einkommen, Wohnen, Spiele u. Spielzeug, Reime u. Lieder, Familienfeste <1>		Kindheit in der Wirtschaftskrise: Eltern, Arbeitslosigkeit, Einkommen, Wohnen, Spiele u. Spielzeug, Reime u. Lieder, Familienfeste <1>

Frauenalltag: „Was waren das für Zeiten“

Haushalt

Alltagskünstlerinnen: „Wie wir aus nichts was machten“ - Essensreste - Stoffreste - rauschende Feste
Die vier Wände: „Wie wir uns einrichteten“
Anschaffungen: „Wofür wir gespart haben“

Familie

Kinderkriegen: „Wie sie groß werden und was aus ihnen geworden ist“
Freizeit: „Wo wir uns amüsierten“
Unsere Töchter: „Worum wir sie beneideten“ (Frauenförderung/Kinderbetreuung)

Beruf

Ausbildung: „Was wir einmal werden wollten und was daraus geworden ist“
Einkommen – Auskommen: „Was wir verdienten und verbrauchten“
Arbeit/Beruf: „Was wir geleistet haben trotz der Verhältnisse“

Kultur:

Idole: „Für wen wir schwärmten und uns erwärmten“
TV/Filme: „Was wir nie versäumten zu sehen“
Schlager: „Was uns heute noch auf der Zunge liegt/wir heute noch im Ohr haben“

Politik

Großereignisse: „Was wir nie vergessen werden“
Skandale: „Worüber wir uns heute noch aufregen“
Solidarität: „Zu wem wir hielten und wogegen wir waren“
Engagement: „Wofür wir kämpften und was wir wollten“

Frauenalltag in der DDR: Zwischen Zeitgeschichte und Lebensgeschichte

Jahr	Historisches Ereignis	Lebensalter der Jahrgänge: 20er; 30er; 40er	Lebensphasen im Frauenalltag
1945	Kriegsende in der „Sowjetischen Zone“	25; 15; 5 Jahre	Notjahre, Ausbombung, Flucht in Kindheit/Jugend, Väter und junge Männer im Krieg
1949	Gründung der DDR	29; 19; 9 Jahre	Mangeljahre in Schule und Ausbildung, Arbeitslosigkeit, FDJ
1953	„Kalter Krieg“, Arbeiteraufstand wegen Normerhöhung	33; 23; 13 Jahre	Ausbildung, Berufseinstieg und Familiengründung, Kinderbetreuung durch Großmütter
1961	Massenflucht in den Westen, Mauerbau	41; 31; 21 Jahre	„Beste Jahre“, Weiterbildung und Aufstiegschancen für die Zurückbleibenden
1968	Truppeneinmarsch der Warschauer-Pakt-Staaten	48; 38; 28 Jahre	Doppelbelastung der Frauen in Beruf und Familie, berufliche Stabilisierung
1976	„Tauwetter“ und Ausbürgerung Biermanns	56; 46; 36 Jahre	Reformen zur Gleichstellung der Frauen für die Töchter, nicht für die Mütter
1985	Gorbatschow-„Glasnost“	65; 55; 45 Jahre	Wechseljahre, Großmutterpflichten und Verrentung
1989	Mauerfall und „Wende“	69; 59; 49 Jahre	„Verliererinnen der Wende“ im Vorruhestand und „Verbesserung“ für Rentnerinnen
1995	Arbeitsmarktkrise und Sozialabbau in Deutschland	76; 66; 56 Jahre	Verdrängung, nicht Rückzug der Frauen im Osten aus dem Erwerbsleben

Ausstellung „Frauenalltag drüben und hüben“

Sammlungen zum Frauenalltag

1. **Kindheitsmuster**
   Spielzeug, Kinderspiele, Lieder, Reime, Gebete, Poesialben, Kinderbücher, Tauschobjekte (Oblaten, Zigarettenbilder), Kinderzimmer, Kinderkleider, Erziehungsmaximen, Belohnungen, Taschengeld, Strafen, Kinderängste –> Fotos = Kinderbilder

2. **Schulfreuden und -leiden**
   Klassenzimmer, Klassengröße, Sitzordnung, Lehrer, Lieblingsfächer, Handarbeit, Noten, Schulstrafen, Schulsport, Kampagnen (Polytechnik, Wehrerziehung), Landschulheime, Klassenfahrten, Freundinnen, Pausen, Schulstreiche, Schulängste, Prüfungen –> Fotos, Zeugnisse

3. **Organisationen, Gruppen, Vereine**
   Jugendgruppen (FDJ, HJ, Falken, Pfadfinder), FDGB, Parteien, Sportgruppen, KdF, FKK, Tanzstunde, Chöre, Schrebergärten –> Fotos, Fahnen, Preise, Uniformen, Losungen

4. **Frauenarbeit und Frauenberufe**
   Trümmerfrauen, Haustöchter, Landarbeit, Fabrikarbeit, technische Berufe, Lehrerinnen –> Einkommen, Löhne, Aufstieg, Weiterbildung, Statistik, Zeugnisse, Arbeitsrecht (Ost/West), Arbeitszeit

5. **Hausmittel und Hausgemachtes**
   Kochrezepte, Heilmittel, Handarbeiten, Hausmusik, Kleidungsstücke, Kleiderregeln, Haushaltsgeräte, Familienfeiertage, Hausfeste –> Fotos

6. **Mutterfreuden**
   Kinderkriegen (Geburt), Kindernahrung, Kinderkleidung, Taufe, Kindererziehung (Regeln), Großmütter, Kindergarten, Kinderferien, Kinderkrankheiten, Jugendweihe/Konfirmation –> Fotos

7. **Reiseerinnerungen/Reisebilder**
   Reiseträume, Fotos, Dias, Video vom Urlaub, Postkarten, Anstecker, Souvenirs

8. **Amüsement und Unterhaltung**
   Frauenzeitschriften, Filmstars (Fotos), Frauenidole, Rundfunksendungen, Schallplatten, Musikgruppen, Lieder/Schlager, Singebewegung, Modetänze, Filme, Theaterstücke

9. **Losungen – Lebensregeln**
   Lebensmotto, Spruchweisheiten, Parteilosungen, Werbesprüche

Kinderspiele: Eins, zwei, drei, du bist frei...

Impuls

Kinderspiele sind nicht nur das Reich der Freiheit - eins, zwei, drei und du bist frei - sie üben auch in Lebensregeln ein. Du lernst spielend laufen und singen, tanzen und springen. Du lernst in Gruppen, kein(e) Spielverderber(in) zu sein, sondern Regeln einzuhalten. Du lernst auch, andere zu beschummeln und dich der Kontrolle Älterer zu entziehen. Du lernst, eine Aufgabe alleine auszuführen. Wer groß werden will, muß spielen.
Zweifellos haben sich die Rahmenbedingungen des Spiels in den letzten Jahrzehnten verschlechtert. Der Verkehr, die Umweltschäden, Verstädterung und die Vereinzelung der Kinder, die Fernsehgewohnheiten in den Familien, all dies trug dazu bei, Kinder nach drinnen oder in Sonderräume und eingezäunte Reservate abzudrängen. Es ist schwer geworden, sich eigene Räume zu erobern und soziales Verhalten in der Kindergruppe zu lernen.

Ablauf

Sammeln Sie altes Spielzeug aus der Kinderzeit, so noch vorhanden, oder sammeln Sie im Kopf das Spielzeug, mit dem Sie spielten und notieren Sie:

* Welche Kinderspiele gab es, die heute untergegangen sind? Was spielten Sie draußen (Hüpfspiele, Ballspiele, Laufspiele)? Und was spielten sie drinnen (Brettspiele, Ratespiele, Kartenspiele)?
* Mit welchen Spielzeugen spielten Sie in Ihrer Kindheit? Welche fertigten Sie selbst an?
* Gibt es ein Spielzeug, das ewig unerfüllter Wunsch blieb und um das Sie andere beneideten?
* Wo haben Sie gespielt: im allgemeinen und am liebsten? Gab es geheime Orte, die dem Zugriff der Eltern entzogen waren? Hatten Sie ein eigenes Kinderzimmer, oder mit wem mußten Sie das Zimmer teilen?
* Mit wem spielten Sie: mit Geschwistern, Nachbarn, SchulfreundInnen? Spielten Sie manchmal auch allein? Welche Rolle kam Ihnen in Gruppenspielen zu? Waren Sie eher AußenseiterIn, Satellit anderer, Star oder SchiedsrichterIn?
* Welches Spiel spielten Sie am liebsten? Welchen Spielen entzogen Sie sich?

Für die Gruppengestaltung sind geeignet:

* Ein regelmäßiger Brettspiel-Nachmittag
* Finden Sie kreative Darstellungsformen, um Ihre alte Kinderwelt Jüngeren darzustellen, z.B. ein übergroßes Poesiealbum zum Blättern an die Wand hängen, in das Reime, Poesiealbensprüche, Kinderlieder eingetragen werden.
* Lassen Sie Jüngere nach Ihren Spielregeln spielen, z.B. mit dem Hüpfseil oder Ball.
* Stellen Sie mit Fantasie den Untergang Ihrer Kinderwelt dar, z.B. eine Spielszene, die von Spielzeugautos überollt wird.

Schulzeit: Nicht für die Schule, für das Leben lernen wir

Impuls

Nur selten gehören zu den Schulerinnerungen die Freuden der Erkenntnis, und doch gehören Schulerinnerungen für viele zu den schönsten, sobald sie mit anderen geteilt werden und von den bewältigten Schrecken und den Listen der Ohnmacht erzählen. Schrullen der Lehrer, Schülerstreiche, Klassenausflüge, Pausengeschichten, das Anbandeln in der Clique, die Eigenarten der Klassenbesten sind Thema der Anekdoten. Schülererinnerungen gehören aber auch zu den schlimmsten, soweit sie Angst vor Zeugnissen und blauen Briefen, vor Nachsitzen und Strafaktionen, Hausaufgabentortur und Sitzenbleiben, Sündenbockrolle und Gehänseltwerden als Erinnerung wieder wachrufen. Fast immer waren Schulerfahrungen prägend für die weitere Beziehung zu Autoritäten und folgenreich für die weiteren geistigen Neigungen wie Abneigungen.

Ablauf

* Wie sah die Schulklasse aus? Welche Regeln gab es im Unterricht? Hatten sie eine besondere Schulkleidung?
* Welche Sanktionen und Strafaktionen im Unterricht waren üblich? Was bedeuteten die „Kopfnoten"?
* Wer waren Ihre Lieblingslehrer? Welche lehnten Sie ab? Welche Eigenschaften hatten die positiven und welche die negativen Autoritäten?
* Waren die Leistungen ausreichend, und in welchen Bereichen blieben Sie erfolglos? Inwieweit hing dies von LehrerInnen ab?
* Welche Fächer mochten Sie, welche waren Ihnen verhaßt? Wer hatte Einfluß auf Ihre Vorlieben? Haben Sie diese beibehalten? Gibt es einen roten Faden zu Ihrer Berufswahl?
* Welchen Leistungsanforderungen gegenüber paßten Sie sich an? Gegen welche leisteten Sie Widerstand?
* Wer gehörte zur Schulclique der Gleichaltrigen? Welche Pausenspiele gab es zwischen Jungen und Mädchen? Was war nötig, um in der Clique dazuzugehören?
* Wer wurde ausgeschlossen auf dem Schulhof, nicht zu den Feten eingeladen und warum? Wer war Sündenbock in der Klasse, wer Klassenbeste(r)?

Diskutieren Sie:

* Wie haben sich die schulischen Leistungsanforderungen seit „unserer" Schulzeit verändert?
* Wie veränderte sich das Schüler-Lehrer-Verhältnis?

Sauberkeitserziehung: Außen hui und innen pfui...

Impuls

Die Sauberkeitserziehung hat sich seit der Jahrhundertwende verschärft, nachdem der Zusammenhang von Gesundheit und Sauberkeit erforscht worden ist. Bäder waren vor einem Jahrhundert - und in weiten Teilen bis Mitte der 50er Jahre - den Reichen vorbehalten, Sikkergruben noch nicht durch die Kanalisation ersetzt. Armut und Enge in den Städten erschwerten das Sauberhalten der Wohnumwelt. Umso strikter waren oft die Reinlichkeitsriten („Arm aber sauber"), die fast immer von den Frauen durchgesetzt wurden. Eine häufige Redewendung lautete „Fass' das nicht an", weil das Sonntagskleid verschmutzt werden könnte. Der Waschtag bedeutete harte Arbeit, bevor sich die Waschmaschine durchgesetzt hat. Unter diesen Bedingungen diente der „Sauberkeitsfimmel" vieler Hausfrauen auch der sozialen Abgrenzung gegenüber anderen, die als „schlampig", als „schlechte Hausfrau" abgewertet wurden. Heute haben sich die Reinlichkeitsriten in der Kindererziehung verringert und zugleich die Anforderungen an Sauberkeit generell erhöht.

Ablauf

Sammeln Sie Waschmittelwerbung, Werbesprüche und Waschutensilien aus unterschiedlichen Zeiten und erinnern Sie:

* Wie verlief Ihre Sauberkeitserziehung in der Kindheit? In welchem Alter waren Sie „sauber"?
* Welche Reinlichkeitsregeln gab es: Mußten Sie Händewaschen vor dem Essen, Schuhe putzen, Schürze tragen?
* Wo und wie wusch sich die Familie - im Bad, im Waschbecken?
* Was passierte am Waschtag? Was am Putztag?
* Gab es eine Kleiderordnung, die bestimmten Orten und Zeiten vorbehalten war?
* Wie und von wem wurde die Wohnung saubergehalten? Wann war Großreinemachen? Wie oft wurden Fenster geputzt? Mußten Sie beim Putzen helfen?
* Welche Putz- und Waschmittel standen Ihnen damals zur Verfügung (Waschbrett, eisernes Bügeleisen)?
* Wer verrichtete die täglichen Putzarbeiten, wer spülte, wischte Staub? Gab es Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen bei der Sauberkeitserziehung und den häuslichen Reinigungsarbeiten?

Diskutieren Sie in der Gruppe:

* Welche Bedingungen haben die hygienischen Standards verbessert und deren Einhaltung erleichtert?
* Wo haben sich die Sauberkeitsanforderungen verfeinert und erhöht?
* Welche Veränderungen der Sauberkeitserziehung bemerken Sie heute?
* Welche neuen Verwahrlosungserscheinungen („Verslumung") bemerken Sie in den Städten?
* Welche sozialen Gruppen wurden in Ihrer Jugend als „unsauber", „schlampig", „stinkend", „verwahrlost" abgewertet und ausgegrenzt? Gegen welche sozialen Gruppen wird das auch heute noch geltend gemacht? Welche Ursachen sind dafür verantwortlich?

Eßkultur und Tischsitten: Meine Suppe ess' ich nicht...

Impuls

Eßgewohnheiten, Nahrungszubereitung und -aufbewahrung verändern sich ebenso wie Tischsitten mit jeder Epoche. Die Zeit der gemeinsamen Mahlzeit des ganzen Hauses, der der Vater am Kopfende vorstand, und der Hausmütter, die den halben Tag Speisen zubereiteten, liegt hinter uns. War die Küche früher ein zentraler Ort der Familie, so vereint sie heute auf engstem Raum die Küchentechnik, die für Schnellgerichte nötig ist. Die Nahrungsmittelzubereitung folgt heute stärker einem veränderten Gesundheitsbewußtsein, das leichte Kost vorschreibt. Früher verlangte harte körperliche Arbeit hingegen eine kalorienreichere Nahrung. Besonders in Notzeiten wurden Selbstversorgungstechniken und Resteverwertungsverfahren entwickelt, die das Überleben sichern mußten. Nach Krieg und Hunger bestand ein Nachholbedarf, setzte eine Freßwelle ein, die in Schweinebraten und Buttercremetorten schwelgen ließ. Erst seit den 60ern wurde die „schlanke Linie" popularisiert, die mit einer Diätwelle einherging. Mit der Ökowelle breitete sich dann seit den 80er Jahren ein neues Gesundheitsbewußtsein aus.

Ablauf

Sammeln Sie Kochrezepte, Werbebilder, Lebensmittelmarken, alte Haushaltsgeräte wie einen Fleischwolf, eine Kaffeemühle, die ihre Erinnerungen an die Eßkultur Ihrer Jugend vergegenwärtigen:

* Wo aßen Sie - in der Küche oder im Zimmer? Wie war die Küche ausgestattet? Welche Ausstattung brauchte eine Hausfrau damals?
* An welche frühen Eßrituale („Spinat ist gesund", „Fisch am Freitag") und Tischsitten („Sitz gerade!", „Leck' den Teller nicht ab!") erinnern Sie sich? Wer bediente sich bei Tisch zuerst? Wer bekam die größte Portion? Welche Speisen gab es an Sonn- und Feiertagen? Welches waren die Hauptnahrungsmittel? Woran wurde am ehesten gespart?
* Welche Lieblingsspeisen hatten Sie? Was haben Sie zu essen verweigert? Wurde mit Essensentzug bestraft, mit Leibspeisen verwöhnt?
* Wie veränderten sich das Lebensmittelangebot, die Nahrungszubereitung und Aufbewahrung (Einmachen, Trocknen), die Eßgewohnheiten in Notzeiten und danach? Haben Sie Gewohnheiten aus Notzeiten („Aus nix was machen", „Was auf den Tisch kommt, wird gegessen", Resteverwertung) bis heute beibehalten?

Diskutieren Sie: Wie veränderte sich die Nahrungszubereitung durch die Küchentechnik und die Eßkultur durch ein anderes Gesundheitsverständnis?

Tauschen Sie Rezepte Ihrer Lieblingsspeisen aus und bereiten Sie in der Gruppe ein gemeinsames Festmahl nach alten Kochrezepten zu.

Musikalische Erziehung: Ein Rhythmus, mit dem man mit muß

Impuls

Musik gilt als die ursprünglichste aller Künste, sie drückt Gefühle unmittelbar aus und wirkt auf Stimmung und Gemüt wie keine andere symbolische Ausdrucksform. Eine Melodie bleibt länger haften als Sprache und Text. Umgekehrt lösen Töne und Klänge längst vergessene Erinnerungen aus. Lieder können deshalb oft ein Leben lang gefühlsmäßig binden und verbinden.

Ablauf

Bringen Sie ein Musikstück mit, das Ihnen viel bedeutet (hat). Hören Sie gemeinsam die „Ohrwürmer" und erinnern Sie sich, was sie Ihnen bedeuten.

* An welche frühesten Kinderlieder erinnern Sie sich? In welchen Situationen wurden Kinderlieder gesungen?
* Gab es in der Familie Hausmusik? Zu welchen Anlässen wurde in der Familie gesungen und musiziert?
* Welche Schlager hörten, sangen oder spielten Sie in Ihrer Jugend?
* Was war Ihr Lieblingsschlager oder Ihre Lieblingstanzmusik?
* Welche Musik galt in Ihrer Jugend als anstößig, unschicklich oder modernistisch?
* Von welcher Musikrichtung würden Sie heute sagen, daß sie Ihnen nicht behagt, Sie stört oder Ihnen unverständlich ist?

Weil Musik gefühlsmäßig bindet und verbindet, hat Politik sich zu allen Zeiten ihrer als Mittel bedient, um Kollektive emotional zusammenzuschweißen. So fungierte z.B. die Marschmusik als Bindemittel im Krieg. Sie diente als Untermalung politischer Rituale, von Festakten oder Trauerzeremonien. Erkennungsmelodien - wie die Nationalhymne - oder von Kampf- und Jugendgruppen legten fest, wer dazugehört oder ausgeschlossen war.
Diskutieren Sie in der Gruppe

* Welche Lieder aus Schulzeit, Partei oder Krieg fallen Ihnen ein, die eine ideologische Botschaft enthielten?
* Gab es Musikstücke, die Sie früher hörten, obwohl sie in Ihrem Milieu als anrüchig galten oder politisch verpönt waren?
* Welche Lieder sind heute verpönt, die Sie früher lernten?
* Bei welchen Musikstücken lebt Ihre gefühlsmäßige Bindung weiter, obwohl Ihnen deren Funktion längst fragwürdig geworden ist?

Familienwünsche: Mein Traum vom Glück ...

Impuls

Was ist das Schicksal der Wünsche? Wie haben diese zwischen Anspruch und Wirklichkeit überlebt? Wünsche altern nicht, sagen die einen, denn Menschen sind vor allem „wünschende Tiere" (Freud). Älterwerden bedeutet andererseits, daß viele „Blütenträume" der Jugend nicht in Erfüllung gegangen sind. Dennoch geben Menschen das Wünschen, den Glauben an das Glück, nicht auf. Die einen ändern ihre Glücksvorstellungen, passen diese an die Wirklichkeit an, die anderen halten an ihren Wünschen auch wider die Wirklichkeit fest.

Ablauf

Bringen Sie ein Fundstück aus Ihrem Familien- oder Privatleben mit, das Ihnen besonders wertvoll ist.

Jede Person beantwortet in der Kleingruppe die Fragen

* Warum fiel Ihre Wahl auf diesen Gegenstand?
* In welcher Situation befanden Sie sich damals, als das Fundstück für Sie eine besondere Bedeutung erlangte?
* Was bedeutet Ihnen das Fundstück heute?

Notieren Sie auf Karten und kommentieren Sie

* Was war in der Jugend mein Traum vom Glück?
* Was wurde daraus? Wie haben die erste Liebe, die erste Freundin oder der erste Freund, die Hochzeit, der Familienalltag diese Blütenträume der Jugend verändert?
* Welche Beziehungs- und Lebensregeln haben sich faktisch im Familienalltag oder im Privatleben bewährt?
* Was verbinden Sie heute mit Glück?

Finden Sie ein Motto oder ein Sinnbild für das Glück, das Sie an andere weitergeben möchten: „Glücklich ist, wer..."

Berufswünsche: Was ich einmal werden wollte ...

Impuls

Das Schicksal der Wünsche nimmt auch im Beruf einen typischen Verlauf. Jedes Kind hat einen Traumberuf, Mädchen wollten einmal Primaballerina oder Stewardess, Jungen Lokomotivführer oder Tennisstar werden. Jede Epoche produziert andere Wunschberufe und setzt andere Rahmenbedingungen ihrer Verwirklichung. In der Jugend ist die Kluft zwischen Anspruch und Verwirklichung erfahrungsgemäß groß. Doch gleichen sich Berufswünsche allmählich mit dem Älterwerden an die subjektiv und objektiv gegebenen Arbeitsmöglichkeiten an. Spätestens im mittleren Alter müssen zu hohe Ansprüche aufgegeben oder Aufstiegswünsche realisiert werden. Nur der Jugend scheinen alle Wege offenzustehen, doch ist der zeitliche Spielraum beruflicher Mobilität äußerst begrenzt. Immer häufiger erfolgt ein Berufseinstieg erst mit dreißig, doch gilt man bereits mit fünfzig als „schwer vermittelbar".

Ablauf

Bringen Sie ein Fundstück aus Ihrem Berufsleben mit, das für Sie persönlich besonders bedeutungsvoll ist, z.B. Fotos, Auszeichnungen, Werkzeug, ein Zeugnis usw.

Jede Person beantwortet in der Kleingruppe die Fragen

* Warum fiel Ihre Wahl auf diesen Gegenstand?
* In welcher Situation befanden Sie sich damals, als das Fundstück für Sie eine besondere Bedeutung erlangte?
* Was bedeutet Ihnen das Fundstück heute?

Notieren Sie auf Karten und kommentieren Sie

* Was ich einmal werden wollte...
* Welchen Vorbildern folgten Sie mit Ihrem Wunschberuf? Gab es familiäre „Berufsverbote"?
* Woran ist Ihr Wunschberuf letztlich gescheitert? Was hat ihn gehemmt oder in eine andere Richtung gelenkt? Welche externen Gründe gab es?
* Für welchen Beruf haben Sie sich schließlich freiwillig oder unfreiwillig entschieden?

Diskutieren Sie in der Gruppe

* Welche Chancen und Grenzen fand unsere Generation auf dem Arbeitsmarkt vor?
* Wo wurde unsere Berufswahl gelenkt und kontrolliert?
* Welche Umwege waren möglich, welche Auswege boten sich an?
* Welche Förderung erfuhren wir, welche Leistungen hat unsere Generation erbracht?

Finden Sie ein Motto oder ein Sinnbild für den Berufsweg, das Sie an andere weitergeben möchten: „Nützlich ist, wenn..."

Wortwechsel: „Verlorene Worte“ und „Wendenwörter“

Impuls

Die Sprache ist Ausdruck einer Lebensform: Ändert sich diese, wechseln auch die Begriffe. Aus dem „Backfisch“ von einst wurden die „Halbstarke“ oder die „Frühreife“, der „Teenager“ oder heute die „kids“. Aus Greisen wurden Senioren. Noch abrupter erfolgte der Sprach- und Begriffswandel in Ostdeutschland nach dem Systemwechsel. Hier wurden nicht nur aus „Veteranen“ „Senioren“ - sondern komplexe Wirklichkeiten abgeschafft, die damit auch ihren Namen verloren. Nicht nur Parolen, sondern Normen, Erziehungsgrundsätze (die „sozialistische Persönlichkeit“) und ein Weltbild, auch Reime, Lieder, Namen („Singe-Bewegung“), Inschriften, Symbole (Hammer und Zirkel) und selbst Straßenschilder gingen verloren, nachdem ihr Verwendungszweck abhanden kam. Doch kamen auch neue Begriffe hinzu, z.B. die „blühenden Landschaften“ nach der massenhaften „Abwicklung“, die durch „Seilschaften“ der „Ossis“ unterwandert wurden.
Worte sind nicht nur Schall und Rauch, sie sind tief verankert in der Lebensgeschichte, mit positiven oder negativen Gefühlen und Erinnerungen verbunden. Das Spiel mit den Wörtern kann Erinnerungen hervorlocken, aber auch kreativ zum Ausdruck gebracht werden.
Was können wir mit Worten anfangen?

Ablauf

* Verlorengegangene Worte in einem Korb sammeln (aus Kindheit, aus DDR-Tagen) und sie zum Anlaß nehmen, um Geschichten zu erzählen
* „Schriftbänder“ verlorener Worte an der Decke eines Raumes anbringen wie Leuchtreklame
* Erinnerungen in „Schriftbilder“ umsetzen, die ein Gefühl symbolisch übersetzen (z.B. Abbruch/Ausbruch oder Aufbruch)
* „Verbotsschilder“ fotografieren und ausstellen, dazu eigene Verbotsschilder erfinden, die eine paradoxe Aufforderung vermitteln (Hört weg! Schafft den Tod ab! oder: Hört Euch nicht zu!) oder einen Gegensinn (Alte raus! Alte haben keinen Zutritt!)
* Worte „beim Wort nehmen“ und vergegenständlichen (z.B. „gemischte Gefühle“) oder Lebensweisheiten (z.B. „Morgenstund’ hat Gold im Mund“) bildlich darstellen („Konkrete Poesie“)
* Worte und Gegenworte bilden, um den Ost/West-Gegensatz zum Ausdruck zu bringen („Solidarität“/„Ellenbogen“), um Wertordnungen in ihrer Wertigkeit (positiv/negativ) zu profilieren („Kameraden“ oder „Bonzen“)
* Leitsätze, Propagandaparolen und Werbeformeln aus Ost und West sammeln, „die jede(r) kennt“
* Palimpsest oder Schriftbild der Erinnerung gestalten, indem Erinnerungsschichten als Bildschichten übereinander collagiert werden. Die unterste Schicht aus Daten, Fotos, Zeitungstexten repräsentiert frühere Lebensstationen, die zum Teil überklebt, übermalt und überschrieben werden.

Verlorene Worte

Ost

- „Buschtrommel“
- „gut mit Vitamin-B versorgt“
- „Ochsenköpfe“
- „Gesundbrunnen Berlin“
- „Tränenhalle“ im Bahnhof Friedrichstraße
- „Sicherheitsnadel“
- „Firma Horch und Guck“
- „Schnellbesohlanstalt“
- „Od11“
- „Kippen-Boogie“
- „Blaulichtstrategie“
- „Pokerpositionen“
- „Bummelwoche“
- „Hängematte“
- „Goldene Nasen verdienen“
- „Goldene Türklinke“
- „Kaputtverbesserung“
- „Sonderbrigaden“ v. „Sprities“, „Assis“, „Fidschis“
- „Bonzen“
- „Betriebsvergnügen“
- „Soligelder“
- „Jahresendprämie“
- „Bummelanten“
- „Bausoldaten“
- „Tal der Ahnungslosen“
- „HGL“
- „Der Letzte macht den Ofen aus“
- „Fehlerdiskussion“
- „pazifistische Drückeberger“
- „Höhergestellte“, „die Oberen“
- „Exmatrikuliermaschinen“
- Club-Cola
- Ket-Wurst, Cuba-Orangen, Rotkäppchen-Sekt
- „Schlagersüßtafel“, „Soljanka“, Steak-Letscho, Ost-Schrippe
- „Sättigungsbeilagen“
- Mosaik-Hefte
- „Singebewegung“
- „Broiler“
- „Plaste und Elaste“
- „Tagebaurestlöcher“
- „Seilschaften“
- „Veteran der Arbeit“, „Parteiveteran“
- „Bürger im höheren Lebensalter“
- „IM“
- „Sozialistische Menschengemeinschaft“
- „Abteilung für Volksbespaßung“
- „Tageslichtschreiber“
- „Jahresendzeitfiguren“
- „Datschen“, „Laubenpieper“
- „einwandfrei“
- „Intershop“

West

- „Schlüsselkinder“
- „Trümmerfrauen“
- „Spätheimkehrer“
- „Frollein“
- „Doppelverdiener“
- „Bratkartoffelverhältnis“
- „Mein Bauch gehört mir!“
- „Senioren“
- „Kohle“, „Kies“, „Knete“, „money“
- „Halbstarke“, „Teenager“, „Hippies“, „Kids“, „Yuppies“, „Rocker“, „Skins“, „girlies“
- „rassig“, „lässig“, „scharf“, „obergut“, „geil“, „knorke“, „klasse“, „stark“
- „Nichtstuer“, „Arbeitsscheue“, „Asoziale“, „Penner“, „Assis“
- „Hure“, „Flittchen“, „leichtes Mädchen“, „steiler Zahn“
- „Kanaken“, „Polacken“, „Kümmeltürken“, „Spaghettis“
- „Tanzdiele“, „Schwof“, „Tanztee“, „Party“, „Fete“, „Event“
- „plattmachen“, „klatschen“
- „Beziehungskiste“, „LebensabschnittspartnerIn“
- „anmachen“, „anbaggern“, „abschleppen“
- „Teamarbeit“
- „WG“
- „Azubi“
- „Atommüll-Entsorgungspark“
- „Müslis“
- „Überfremdung“, „Ausländerschwemme“, „Asylantenflut“
- „Rentnerberg“
- „Pflegenotstand“
- „Butterberg“
- „Emanze“, „Powerfrau“
- „Konsumterror“
- „Scheinasylanten“
- „Aussteiger“
- „Öko-Freaks“
- „Chaoten“

Familien- und Lebensregeln: Die Wurzeln unserer Wertordnung

Impuls

Jede Generation stößt auf neue Handlungsprobleme, die nicht mehr mit der Tradition zu bewältigen sind, die überliefert wurde. Dann gibt sie Überlieferungen auf und bildet neue Traditionen aus, die an die Jüngeren weitergegeben werden. Traditionen geben uns Halt, sind Wurzeln unseres Fühlens, Handeln und unserer Werturteile. Sie können aber auch zur Fessel werden, wenn die Welt sich rapide verändert und wir an überholten Orientierungen dennoch festhalten.

Ablauf

1. Zeichnen Sie auf ein Blatt einen Baum, dessen Wurzeln die Ihnen in der Familie überlieferten Werte und Lebensregeln bilden. Traditionen, die Sie nicht übernommen haben, sind verdorrte Äste und abgeschnittene Zweige. Die Ihnen wichtigen Werte und Regeln bilden den Stamm und die Äste.
   * Welche Lebensregeln und Traditionen haben Sie gerne übernommen, weil Sie eine Lebenshilfe waren?
   * Welche Erziehungsmaximen und Traditionen waren Ihnen eine Last und ein Ärgernis?
   * Welche Traditionen haben sich in Ihrem Leben bewährt und waren Ihnen so wichtig, daß Sie diese an die nachfolgende Generation weitergeben möchten?

2. Kommentieren Sie einzeln den jeweiligen Lebensbaum. Welcher Teil überwiegt in unserer Lebensgeschichte: die durch die Familie vorgegebenen Werte oder diejenigen Regeln und Normen, die selbstbestimmt übernommen wurden?

3. Schreiben Sie eine zentrale Lebensmaxime (Motto oder Wert) auf einen Papierstreifen, der an einem kräftigen Ast aufgehängt wird. „Wertvoll ist...“